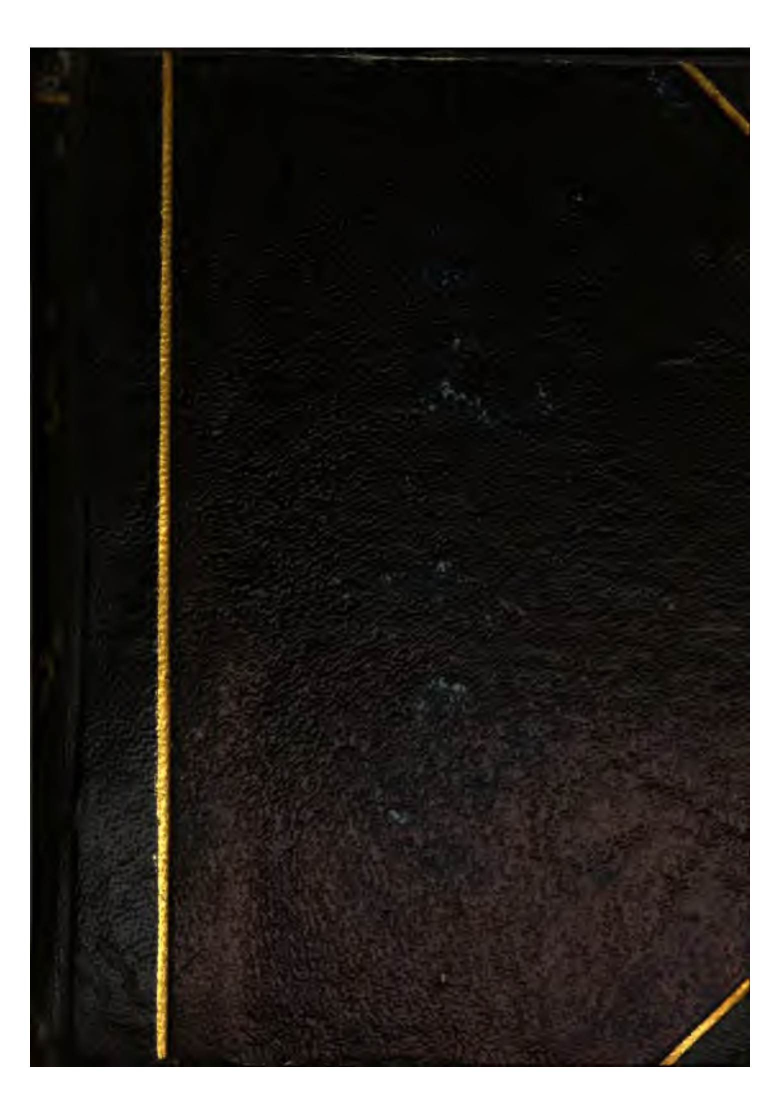
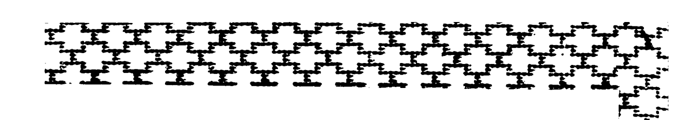
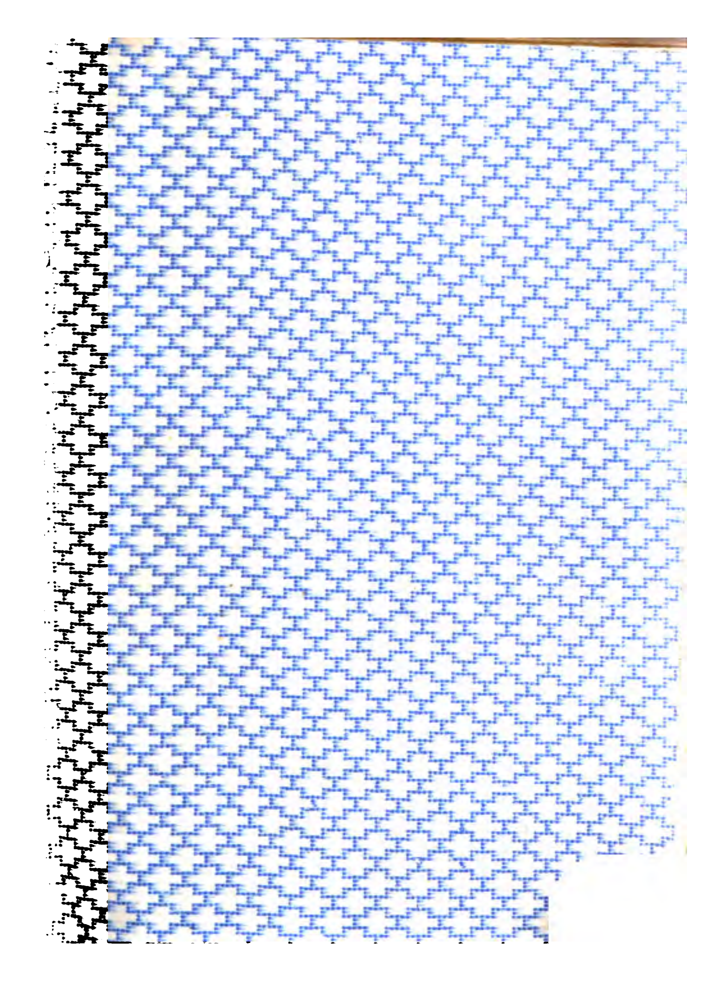
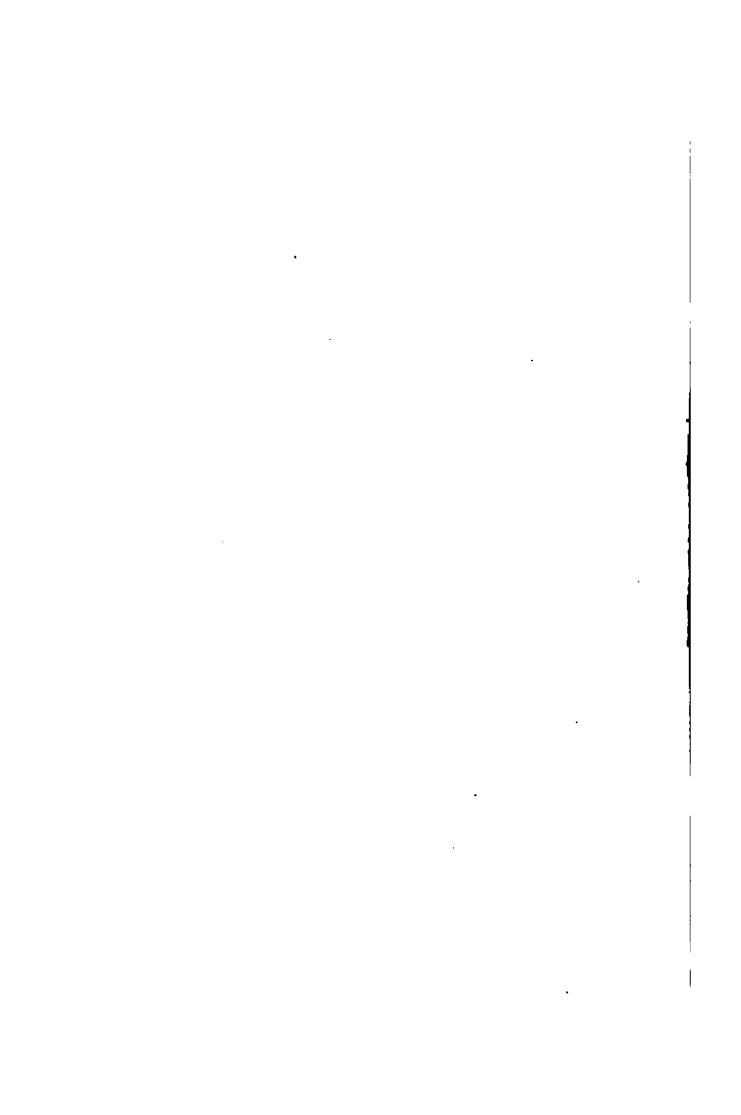
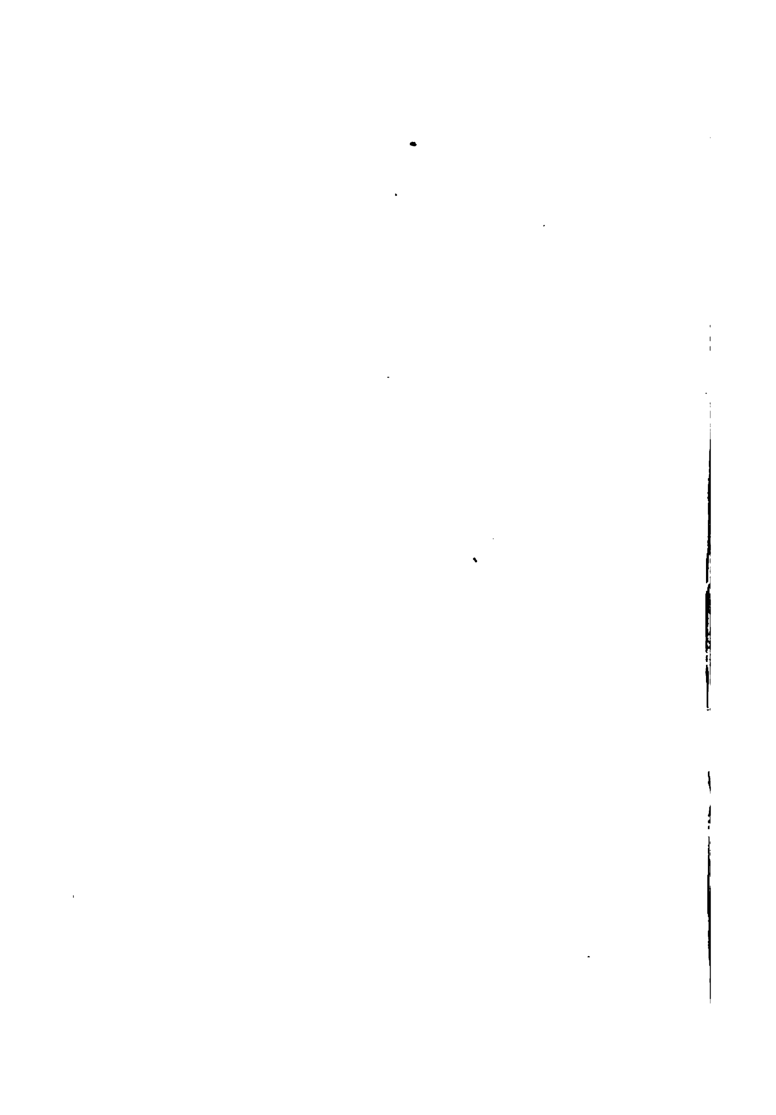





TAYLOR INSTITUTION
DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA









Jean Paul.

Jean Paul Friedr. Richter.

Eine Biographie

herausgegeben

von

W. Neumann.

„Großen Seelen ziehen Schmerzen nach, wie den Gebirgen die Gewitter; aber an ihnen brechen sich auch die Wolken und sie werden die Wetterscheide der Ebene unter ihnen.“

Mit Portrait.



Cassel,

Ernst Balde.

1853.

Jean Paul Friedrich Richter.

Erstes Kapitel.

Beschreibung des Fichtelgebirges, des Geburtsortes Jean Pauls.

In dem Fichtelgebirge, einem gebirgigen hochliegenden Landstriche, der die nördliche und östliche Hälfte des Mainkreises des Königreichs Baiern, also den größten Theil des ehemaligen Fürstenthums Baireuth und einige Bezirke von Bamberg und der obern Pfalz umfaßt, gegen Nordwesten mit dem Thüringer Walde zusammenhängt und mit dem südwestlichen Fuß des Erzgebirges zusammenstößt, zwischen 49° 49′ und 50° 23′ nördliche Breite und zwischen 29° 7′ und 29° 57′ östlicher Länge, ein Flächeninhalt von 42⅗ Quadratmeilen, — in diesem Gebirge, das trotz seiner wunder-

baren Eigenthümlichkeit wenig besucht wird, wurde unser Dichter geboren. Das Fichtelgebirge ist eine Gebirgsinsel, auf allen Seiten von andern Gebirgen umgeben, die mehr die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich ziehen. In den böhmischen Bergen liegen die Bäder von Eger, Karlsbad und Töpliß — im Norden lockt das Erzgebirge den Kaufmann und Fabrikanten in seinen Schooß — im Nordwesten fesselt der Thüringer Wald mit seinen historischen Erinnerungen, im Süden ist das freundlich bewohnte Kalksteingebirg, die fränkische Schweiz, von Nürnberg, Erlangen und Bamberg leicht zu erreichen. Die Reisenden, die unsern Dichter besuchten, eilten bald wieder zurück. Nur Ludwig Tieck streifte zu Pferde durch die „Waldeinsamkeit." Als Tieck später von unserm Dichter erfuhr, daß er nie auf jene Höhen gekommen sei, erstaunte er, sprach ihm Gefühl für die Natur ab und hielt seinen poetischen Ernst und seine schwärmerische Naturreligion für etwas Gemachtes. Aber gerade der Umstand, daß Jean Paul diese Höhen nicht erklimmen konnte, erzeugte bei ihm jene unendliche Sehnsucht nach dieser Gebirgswelt, und er wollte sie später wohl nicht mehr erklimmen, um nicht eine Täuschung zu erfahren, die ihm den Zaubertraum von den Gebirgshöhen seiner Jugend zerstörte. Je weniger dieses Gebirge aber besucht wurde, um so mehr Wunderbares erzählte

die Sage von dem düstern und hohen Waldgebirge. Die Alten beschrieben die Gegend bald als einen Berg von wunderbarer Höhe, unersteigliche Felsen und Ueberfluß an Metallen, Holz, Kräutern, als den Ursprung großer Flüsse. Ein alter Geograph beschreibt es als „ein Wunderwerk des wunderbaren Gottes, ein Kunst- und Meisterwerk der Natur, eine Stütze der Wolken des Himmels, einen Fürsten der Berge, einen König der Bäume und Wälder, einen Wirth und Speisemeister der Thiere und Vögel, eine Schatzkammer der köstlichen Metalle und Edelsteine, eine Schmiede der blitzenden und donnernden Waffen, eine Werkstatt der Künste, einen Parnaß der Musen, eine unüberwindliche Festung und sichere Zuflucht wider alle Gewalt und Anfall der Feinde, eine freie offene Apotheke für allerlei Kranke.“ Die vier Hauptflüsse, welche von dem Fichtelgebirge ausgehen, sind der Main, die Saale, der Eger, und der Nabe. Früher bedeckten eine unzählige Menge von Bergwerken mit ihrem hämmernden Geräusch die Thäler des Gebirges. Die meisten Sagen knüpfen sich an den geheimnißvollen Schooß der Erde. Auch fand man wirklich Gold in dem Gebirge, das während des ganzen Mittelalters der Gegenstand eifrigens Suchens war. Die Kunde von der Auffindung des Goldes verbreitete sich in der Umgegend, und Sage und Mährchen erzählten die wun-

derbarsten Dinge. Man befestigte den Ochsenkopf mit einem Schlosse und gab die Schätze den Berggeistern zur Bewachung. Mancher Abentheurer eilte mit Schaufel und Hacke aus weiten Gegenden herbei, um Schätze zu suchen. Das ganze Gebirge war mit Sagen und Geistern bevölkert. Eine weissagende Sybille bewohnte eine Höhle in der Gegend, sprach nur wenige Worte und ließ sich nur bei bevorstehenden wichtigen Ereignissen sehen. Zu dem Gipfel führt ein furchtbares Felsenlabyrinth, Nussen oder Nußhardt genannt.

Jetzt hört man in dem einsamen Gebirge nur noch das Geräusch des Bergmannes und das Pochen der Schmelzhütten. Worin aber kein Gebirge in der Welt im Verhältniß des geringen Umfanges ihm zu vergleichen ist, das ist der überschwengliche Reichthum an Wasser und Quellen, die aus jeder Felsspalte heraus und in das Thal eindringen. In den Vorbergen findet man daher überall frische grüne, von Quellen gewässerte Hügel, weite grüne Wiesenthäler. Doch ist der Ackerbau dürftig. Die Ortschaften liegen alle sehr hoch, daher der Schnee sehr früh und sehr hoch fällt. Nebel steigen das ganze Jahr hindurch täglich von den Sümpfen und Wäldern empor, und bilden die sonderbarsten Wolkenfiguren. Die Landleute schließen von ihnen auf die bevorstehende Witterung und sind eifrige Wetterpropheten. Der Höhenrauch liegt im

hohen Sommer auf dem Lande, es zeigen sich oft Doppelsonnen, Regenbogen und Nordlichter, auch andere eigenthümliche Phänomene. Feurige Luftmeteore, Irrlichter und Sternschnuppen zeigen sich auch häufig und geben dem gemeinen Volke Veranlassung zu allerlei Ahnungen. Der Mittel- und Glanzpunkt des Gebirges ist der Ochsenkopf, um den sich Alles gruppirt. Sein Gipfel ist eine steile Felsenhöhe von über einander gestürzten Granitmassen; der äusserste Punkt der Bergspitze ist eine Felsenspalte, in der man das Sinnbild des Berges, einen Ochsenkopf mit Hörnern und Ohren, eingegraben findet. Großartig ist aber von dem Gipfel des Berges die Aussicht nach allen Seiten hin. Gegen Westen an der Grenze des Gesichtskreises bemerkt man die Höhen des Kalkgebirges und erblickt am Fuße des Sophienberges die Stadt Baireuth, den Inselberg und die Schneekoppe in Thüringen.

Die Bewohner des Fichtelgebirges tragen einen ebenso eigenthümlichen Charakter, wie das Gebirge selbst. Die Sorbenslaven hatten hier schon im achten Jahrhunderte feste Sitze. Sie feierten ihren Gottesdienst auf Berghöhen, in heiligen Ruinen und Höhlen, verehrten den Rietberg oder Sorenterit als das höchste Wesen und Urheber der Welt, den Tschernebog als den Gott des Bösen, den Radegast als Kriegs-

gott, Packun als Donnergott, Sifte oder Gerowith als Gott der Rache und Gerechtigkeit, Marzana als Göttin des Todes. Sie hingen hartnäckig an ihrem Glauben und schwierig war es, das Christenthum unter ihnen zu verbreiten. Hervortretende Eigenschaften der jetzigen Bewohner sind Fleiß, Genügsamkeit, Sparsamkeit, Aufrichtigkeit und Biederkeit, bei den Bewohnern der höheren Gebirgsgegenden mit einem Anstrich von Härte und Rauhheit. Sie haben einen gesunden Körper und leiden wenig von Krankheiten. Die Berg- und Hüttenleute sind Naturmenschen mit einem gewissen Stolze und Selbstvertrauen, religiös und geheimnißvoll ernsthaft. Dagegen sind die Hüttenleute, die Hammerschmiede und Hochöfner von ansehnlicher Größe und ungeheurer Stärke, lebhafter und hitziger. Die zahlreiche Classe der Holzhauer ist am genügsamsten; sie begnügen sich bei ihrer Arbeit mit Brod und Wasser, und bringen einen großen Theil ihres Lebens in einer Erdhütte zu. Sie kennen außer ihrem Walde nichts von der Welt und haben die einfachsten Bedürfnisse. Die Holzhändler und Flößer dagegen, welche die eine Hälfte ihres Lebens in den Wäldern, die andere auf ihrer Reise nach Frankfurt und Mainz zubringen, zeigen neben ihrer natürlichen Gutmüthigkeit Welt- und Menschenkenntniß und weil sie viel verdienen, so können sie sich viele feinere Ge-

nüsse des Lebens verschaffen. Davon unterscheiden sich aber die Bewohner der Gegenden, wo Manufakturen getrieben werden, und bei ihnen findet man jene geldgierige und engherzige Philisterhaftigkeit, die in den kleinen Städten Deutschlands zu Hause ist. Die wohlhabende Bürgerclasse besteht aus Wirthen, Fleischern, Bäckern und Müllern, die höhere Classe aus den adeligen Gutsbesitzern des Gebirges. In den häuslichen Einrichtungen der Bürgerclasse, wie des Adels herrscht Reinlichkeit und Einfachheit. Die Familien leben in traulichem Umgange mit einander. Da diese verschiedenen Classen der Bewohner des Fichtelgebirges in Jean Paul's Werken vorzüglich beschrieben werden, so möge ihre Lebensweise hier in Kurzem beschrieben werden.

In den Landgerichten Wunsiedel und Waldsassen und einigen voigtländischen Bezirken findet man die reichsten Landleute, große, steinerne Häuser, reinliche und helle Wohnstuben — in andern Gegenden sind die Wohnstuben meist von Holz, mit Schindeln oder Stroh gedeckt. Alles aber ist äußerst reinlich gehalten; nur die getäfelten Wände und die Decke nebst dem Fußboden sind oft sehr unreinlich. Ein schmaler Raum zwischen dem Ofen und der Wand heißt die Hölle und man verkriecht sich da, um auszuruhen. Um die Wände des mit Ziegelsteinen gepflasterten

Zimmers laufen Bänke, um einen großen Tisch einige Stühle. Die Bänke, Tische und das Küchengeschirr werden sehr reinlich gehalten. Federvieh wird in den Zimmern nicht geduldet. In der Kammer erblickt man das mit einem Himmel versehene Ehebett, in einem Wandschranke verwahrt man das Leinenzeug, das Geld und andere Sachen. Scheune, Wagenschoppen, Schweinestall, Backofen, Taubenhaus schließen sich an das Haus an. Gewöhnlich ist auch ein Obstgarten mit dem Hause verbunden, und die um die Häuser umherstehenden Obstbäume geben den Dörfern ein malerisches Aussehen und die grünenden blühenden Hecken tragen viel zur Verschönerung der Landschaft bei. In der Mitte des Dorfes ist gewöhnlich ein schlanker Maienbaum aufgerichtet, der an seiner Spitze mit allerlei hölzernen Figuren, Fahnen und Kränzen geziert ist. — In der Kleidung haben die Gebirgsbewohner die alten Sitten bewahrt; man sieht noch die alte wendische Tracht, die Frauen tragen kurze Röcke von Wollenzeug oder Flanell, Haube, einen ledernen mit Messing beschlagenen Gürtel. Man sieht sie meist barfuß gehn, die Schuhe in der Hand tragend, wie auch den Hut. In den Fabrikgegenden kleiden sich die Mädchen wie die Bürgerfrauen. Die Kleidung der Männer ist ein bis an die Knie reichender schwarzer oder brauner Tuchrock, eine lange Weste,

bis an die Knie reichende enge lederne Beinkleider und graue wollene Strümpfe. Die jungen Leute kleiden sich ähnlich. Die Kopfbedeckung ist in jeder Jahreszeit eine kleine Pelzmütze, über welche ein dreieckig gestülpter Hut aufgesetzt wird. — Die Nahrung der Bevölkerung besteht in Kartoffeln, Milch, Mehlspeisen und geräuchertem Fleische. Bier wird viel, Branntwein wenig genossen. Unter den Festen ist das Kirchweihfest das wichtigste. Die Häuser sind festlich aufgeputzt, und Freunde und Verwandte kommen von allen Seiten herbei. Nach dem Mittagsmahle findet die Aufführung des Platzes statt. Einige Paare junger Bursche und Mädchen ziehen unter Anführung des Wirths und mit dem Schalle der Musik zu dem Maienbaum, um da zu tanzen. Die Paare sind festlich geschmückt, und die Tänze, die aufgeführt werden, sind der Walzer oder Schleifer und der Wirbeltanz oder Dreher; Gesänge wechseln mit dem Tanze ab. Auch die Hochzeit ist ein wichtiges Fest für den Ort. Der Bräutigam holt sich mit einem Wortführer die Einwilligung der Eltern, worauf in dem Hause der Braut das Verlöbniß gefeiert wird. Die Verwandten von beiden Seiten besprechen dann die Mitgift und die Feier der Hochzeit; vor diesen Zeugen wechseln die beiden Verlobten große silberne Ringe. Die Brautschau findet dann statt, d. h. die Braut kommt mit ihren Eltern und nächsten

Verwandten in das Haus des Bräutigams, um dessen Haus und Hof (Anwesen) zu besehen. Der Kammerwagen wird dann mit der Ausstattung der Braut zu dem Hause des Bräutigams gefahren. Auf dem Wagen sitzt die Braut mit einigen Freundinnen und wirft unter die Kinder, welche den Wagen mit über den Weg gespannten Seilen aufhalten, gedörrtes Obst und Kuchen aus. Junge Bursche, mit Schwertern bewaffnet, Strotzel- oder Mazzelreiter genannt, reiten nebenher. Ein Hochzeiter ladet acht Tage vorher die Gäste ein, und macht während des ganzen Festes den Ceremonienmeister, Spaßmacher und Aufwärter. Dann setzt sich der Zug in Bewegung zur Kirche, die Paare geschmückt. Nachher setzt man sich zu Tische, und jeder Gast läßt nach Hause tragen, was er nicht verzehren kann. Unter Begleitung der Musik wird dann von Jedem ein Geschenk in die Gabschüssel gelegt. Der Bräutigam stülpt dann seinen Hut oben darauf und sagt: „Ich schenk' der Braut jetzt meinen Hut, sie mag nun sehen, wie der Ehestand thut." — Die Braut aber muß anstandshalber Thränen vergießen, darf während der Mahlzeit ihren Platz nicht verlassen. Nachher folgt der Tanz. Am andern Tage kommen die jungen Bursche im Hochzeithause zusammen, ziehen unter Jauchzen und Freudenschüssen mit der Musik und Harlekin von Haus zu Haus, sammeln Eier und

Schmalz und stehlen bei Gelegenheit Schinken und geräuchertes Fleisch. Am Nachmittage wird Hahnenschlag gehalten, Eier gegessen und im Wirthshaus getanzt. Verkleidete Bursche führen Pantomimen auf. Am folgenden Tage geht Jeder nach Hause. Die Frauen haben kein angenehmes Leben; sie verrichten die harten Feldarbeiten, besorgen das Vieh allein, spinnen Flachs und vertreiben sich mit Gesang und Scherz die Zeit. Aehnlich dem „Chiltgehen" in der Schweiz gehen auch hier die jungen Bursche zu ihren Mädchen auf das „Fenstern", und diese Sitte hat durch alle Anstrengungen der Behörden nicht ausgerottet werden können. — Die Gevatterschaft bei Taufen stiftet zwischen den Familien eine Freundschaft, die oft einer nahen Blutsverwandtschaft vorgezogen wird. Im Todesfall der Eltern müssen die Taufpathen die hinterlassenen Kinder in ihre Familien aufnehmen.

Das Christenthum ist nicht im Stande gewesen, alle Sagen aus den Wäldern zu vertreiben. Weil die christlichen Priester die heidnischen Priesterinnen verfolgten, so wurden noch in spätern Zeiten alte Weiber als Druden und Hexen verfolgt. So sind noch viele Sitten aus der Zeit der Slaven erhalten, bei Beerdigungen, wo Weiber den Todten beklagen mußten. An einigen Orten zündet man Johannisfeuer an, wie die Wenden das Fest des Swantewit

begingen. Am Sonntag nach Lätare warfen Kinder den Tod in einer Strohpuppe in's Wasser, was an das Fest der Marzana erinnert. Cobolde sollen an den häuslichen Arbeiten Antheil genommen haben, in den Wäldern nahten sich Waldmönche und Moosweibchen freundlich den Menschen, und erbaten sich etwas — andere Cobolde nahmen den Müttern in der Nacht das gesunde Kind und legten dafür einen Wechselbalg hinein. Auch will man noch den wilden Jäger hören — feurige Gestalten sieht man auf den Feldern umherfliegen.

Die Bergmannssagen waren jedoch unter allen am reichsten. Von allen Seiten kamen Fremde herbei, um das Gebirge zu durchsuchen. Die Eingebornen konnten Nichts finden — doch die Ausländer, die man Wallende, Welsche oder Wallonen nannte, sollten die geheime Kunst besitzen, das Geld in den geheimsten Winkeln aufzufinden; besonders sollen Venetianer und Spanier gekommen sein. Man hielt aber das Gebirge für verwünscht, da man seit Jahrhunderten die Goldgänge nicht finden konnte. Doch geht die Sage, daß man zu gewissen Zeiten, wenn in der Kirche in Bischofsgrün geläutet wird oder so lange der Pfarrer das Evangelium lese, die Schätze heben könne, weil sich dann am Ochsenkopfe die Geisterkirche so lange öffne.

Wie in allen Gebirgsgegenden, so ist auch im Fichtelgebirge der Gesang zu Hause. Man findet hier viele gemüthliche und eigenthümliche Volkslieder, die sich nach dem Süden zu immer mehr veredeln. Bei allen Festen hört man Lieder und Gesänge. — Weil in solchen Gebirgsgegenden wenig Handlung und Bewegung ist, wenig Abwechselung in der Natur und den Sitten, so wenden sich die Bewohner mehr auf ihr Inneres zurück und alle Eindrücke haften nur um so tiefer. Auch ist ein Unterschied in dem Charakter der Bewohner des Landes, des Gebirges, und der kleinen Städte zu bemerken. Die Städtebewohner sind streng rechtgläubig, ebenso die Bewohner des Landes — gegen alles Neuere ist man engherzig.

Zweites Kapitel.

Jean Paul's Geburt und seine ersten Knabenjahre.

In dem Städtchen Wonsiedel, das mitten im Fichtelgebirge liegt, am Fuße der Kössein und der Luxburg, wurde unser Dichter im Jahre 1763, einige Jahre nach Schiller geboren, in derselben Zeit, als die classische Periode unserer Literatur begann, Lessing, Herder und Wieland schon in weiten Kreisen wirkten, in demselben Jahre, als der Hubertsburger Frieden geschlossen wurde. Das Städtchen liegt nicht heiter, seine nächste Umgebung ist melancholisch; es scheint wie in einem Hügelmeere verloren, da sich das Fichtelgebirge nach Westen und Norden in eine große

Hügelebene verliert, und man die hohen Gebirgskuppen nicht sieht; die Hügel sind mit düstern Tannengruppen bedeckt. Doch erreicht man von Wonsiedel aus am leichtesten die romantischesten und erhabendsten Stellen des Gebirges. Wie das Gebirge und die Umgebung, so ist auch der Charakter der Einwohner; sie sind trotzig, freiheitsliebend, derb und selbst zur Schwärmerei geneigt. Im Jahre 1462 vertheidigten sie die Stadt gegen 10000 Hussiten, auch sind sie jetzt bei den Behörden wegen ihrer derben und schonungslosen Manier, mit der sie die Einrichtungen des Staates critisiren, übel angesehen. Es ist auch charakteristisch, daß Carl Sand, der Mörder Kotzebues, in diesem Städtchen geboren wurde.

Jean Paul verließ seinen Geburtsort vor der Zeit, wo er sich geistig entwickelte. Er machte sich daher nachher ein romantisches Bild von Wonsiedel, er wollte die heitern Bilder von seinen Jugendumgebungen nicht durch die Wirklichkeit stören lassen, und er besuchte Wonsiedel später nicht mehr. Sein äußeres Leben war arm, doch wurde ein Zufall eine reiche Quelle poetischer Freude für ihn. Er wurde am 21. März geboren „in dem Monate, wie er selbst sagt, wo mit ihm noch die gelbe und graue Bachstelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer und mehrere Schnepfen und Sumpfvögel anlangten."

Der Anfang seines Lebens war zugleich der des damaligen Frühlings. Lebendigen Eindruck machte dieser Umstand auf ihn. Jedes Jahr beging er sein Geburtsfest von Neuem. Ihm, wie seiner ganzen Familie, seinen Freunden war der Frühling eine heilige Erscheinung. Er war daher vorzugsweise der Dichter des Frühlings, alle seine Werke verherrlichen diese Jahreszeit, er betrachtet sich als den auserwählten Priester im Tempel der Natur. Wie verherrlicht er nicht den Frühling im Hesperus! So glaubte er auch an die physischen Einwirkungen seiner Geburt in der Tag- und Nachtgleiche. Er beobachtete daher genau, wie der jedesmalige Frühling beschaffen war, und suchte die astronomischen und meteorologischen Anzeichen auf, nach dem der kommende Frühling bestimmt werden konnte. Er beobachtete alle Naturerscheinungen genau, daher seine Darstellungen aus der Natur so saftig und lebendig sind. Er besaß eine tiefe Kenntniß aller physiologischen Erscheinungen und Gesetze am Körper des Menschen.

Von seiner Familie erfahren wir aus seinem eigenen Munde: „Mein Vater war der Sohn des Rektors Johann Richter in Neustadt am Culm. Man weiß Nichts von diesem, als daß er im höchsten Grade arm und fromm war. Kommt Einer von seinen zwei übrigen Enkeln nach Neustadt, so empfangen

ihn die Neustädter mit dankbarer Freude und Liebe; Alte erzählen, wie gewissenhaft und strenge sein Leben und sein Unterricht gewesen, und doch, wie heiter! Noch zeigt man in Neustadt ein Bänkchen hinter der Orgel, wo er jeden Sonntag betend gekniet und eine Höhle, die er sich selber in dem sogenannten kleinen Culm gemacht, um darin zu beten, und welche noch den Fernen offen stand, in welchen sein feuriger Sohn mit der Muse und der Armuth spielte. Die Abenddämmerung war eine tägliche Herbstzeit für ihn, worin er, in der ärmlichen Schulstube auf- und abgehend, die Ernte des Tages und die Aussaat für den Morgen unter Gebeten überschlug. Sein Schulhaus war ein Gefängniß, zwar nicht bei Wasser und Brod; denn viel mehr als beide und etwa frömmste Zufriedenheit dazu — warf ein Rektorat nicht ab, das, obwohl vereinigt mit der Cantor- und Organistenstelle nicht mehr eintrug, als 150 Gulden jährlich. An dieser gewöhnlichen Baireuther Hungerquelle für Schulleute stand der Mann, der zuvor Cantor in Rehau gewesen war, 35 Jahre lang und schöpfte. Wenn indeß mein Großvater die Eltern seiner Schüler besuchte, so brachte er von dem vorhin erwähnten Bier und Brod, bei welchem er lebenslang saß, sein Stück Brod in der Tasche mit und erwartete als Gast blos sein Kännchen Bier. Es traf sich aber endlich im

Jahre 1763 — eben in meinem Geburtsjahr — daß er am 6. August, wahrscheinlich durch besondere Connexionen mit Höhern steigend, eine der wichtigsten Stellen erhielt, wogegen freilich Rektorat und Stadt und Culmberg leicht hinzugeben waren, und zwar zählte er gerade erst 76 Jahre 4 Monate 8 Tage, als er die gedachte Stelle wirklich erhielt im Neustädter Gottesacker. Meine Eltern waren mit mir, als 5 Monate altem Kinde, zu seinem Sterbelager gereiset; er war im Sterben, als ein Geistlicher zu meinen Eltern sagte: Lasset doch dem alten Jakob die Hand auf das Kind legen, damit er es segne. Ich wurde in das Sterbebett hineingereicht, und er legte die Hand auf meinen Kopf — frommer Großvater! oft habe ich an Deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunkeln Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an Deinen Segen festhalten in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beseelten Welt!“ Stets war unser Dichter gerührt, wenn er des Großvaters erwähnte. An einer andern Stelle sagt er „Mein Vater hieß Johann Christian Christoph Richter und war Tertius und Organist in Wonsiedel, meine Mutter, die Tochter des Tuchmachers Johann Paul Kuhe in Hof; der eine Taufpathe war gedachter Johann Paul, der andere Johann Friedrich Thieme,

ein Buchbinder, der damals nicht wußte, welchen Mäzen seines Handwerkes er seinen Namen verlieh; daher denn der von Beiden zusammengeschlossene Name Johann Paul Friedrich entstand. Der Vater besuchte das Lyzeum in Wonsiedel, dann das Gymnasium poeticum in Regensburg, wo er die eigentliche Blüthe seines Lebens trieb. Und diese war die Tonkunst. In der Kapelle des damaligen Fürsten von Thurn und Taxis konnte er „der Heiligen, zu deren Anbetung er geboren war, dienen.“ Zwanzig Jahre später wurde er ein beliebter Kirchenkomponist des Fürstenthums Bairenth. Nachdem er in Jena und Erlangen Theologie studirt hatte, wurde er 1760 in Wunsiedel angestellt. Als anmuthiger Gesellschafter war er in allen Familien gesucht. Indessen im Amte war er ein strenger Geistlicher und ein sehr beredter Kanzelredner. Durch seine begeisterten Predigten gewann er seine Verwandten, in Hof im Voigtlande eine Braut.

Mit großer Klarheit erinnerte sich Jean Paul der Einzelheiten aus seiner Kinder- und Knabenzeit, der Anfang seiner Selbstbiographie ist in dieser Beziehung originell — während dagegen bei Göthe die Erinnerungen an seine Kinderzeit ganz im Gedächtniß verwischt waren. Jean Paul lebte die Empfindungen seiner Kinder- und Knabenzeit selbst später durch, er erinnerte sich vieler Einzelheiten bis in die allertiefste

Kindheit hinab. Im Jahr 1765 wurde sein Vater Pfarrer auf einem Dorfe (Jodiz), das weit ab von der äußern Welt lag. In diesem Dorfe erhielt er die Bilder und Eindrücke, die ihm sein ganzes Leben hindurch blieben. Er blieb dort bis zu seinem 13. Jahre, daher dieses Dorf auch gewissermaßen als sein eigentlicher Erziehort zu betrachten ist. Seine Selbstbiographie führte Jean Paul nicht über die Schilderung seiner Knabenzeit hinaus, brach damit nach wenigen Monaten ab und hinterließ über das Uebrige nur wenige Andeutungen in seinen Arbeitsbüchern. Das Dorf lag an der Saale, ein Schloß und ein Pfarrhaus darin waren die bedeutendsten Gebäude. In der Beschreibung der 4 Jahreszeiten schildert der Dichter sein jubendliches Idyllenleben in diesem Dorfe. Doch geht auch durch diese Schilderungen ein schmerzlicher Hauch. Der Vater, obwohl geistreich, war in seiner Erziehungsmethode doch engherzig, und „sperrte die Söhne den Winter über den ganzen Vormittag in der Wohnstube ein zum Auswendiglernen.“ Nur selten kamen sie in das Freie. Im Frühling aber wurden sie hinausgelassen in die freien Felder und Wiesen und Gärten. Er selbst erzählt darüber, daß ihm aber auch diese Freude durch seinen Vater beschnitten wurde: „Die Frühling- und Sommermorgen glänzen mir noch mit unvertrocknetem Thau,

an welchen ich dem Vater den Kaffee in den außer dem Dorfe liegenden Pfarrgarten trug, wo er im kleinen, nach allen Seiten geöffneten Lusthäuschen seine Predigt lernte, so wie wir Kinder den Lange später im Grase. Der Abend brachte uns „zum Zweitenmale" mit der Salat brechenden Mutter in den Garten vor die Johannis- und die Himbeeren! Nach dem Abendessen setzte sich der Vater mit der Pfeife in's Freie, hinaus in den unmauerten Pfarrhof, und ich sammt den Brüdern sprang im Hemdtalare in der frischen Abendluft herum, und wir thaten, als seien wir die noch kreuzenden Schwalben über uns. Seine erste Liebe war ein blauäugiges Bauermädchen. An den Sonntagen hatte er besonders Vergnügen „da er sein Genießen damit anfing, daß er noch vor der Kirche durch das Dorf mit einem Bund Schlüssel ging und den Pfarrgarten mit einem davon aufsperrte, um daraus einige Rosen für das Kanzelpult zu holen. In der Kirche ging es schon darum heiter zu, weil die langen Fenster den kalten Boden und die Weiberstühle mit breiten Lichtstreifen durchschnitten, und weil das Sonnenlicht um die Zauberhirtin Augustina herunterfloß. Auch ist die Freude nicht zu verachten daß er nach der Kirche und vor dem Essen zu den Frohnbauern der Woche das gesetzmäßige Halbpfundbrot sammt Geld austragen durfte." „Man würde,

fährt er fort, mir vielleicht Unvollständigkeit vorwerfen, wenn ich eine andere Trinitatisfreude, blos weil sie eine seltenere war, aufzuführen vergessen; dafür war sie eine desto größere, daß nämlich die Pfarrleute Hagen von Ködiz unter der Predigt erschienen, und Paul's Spielkamerad, das kleine Pfarrherrlein, sich vor der Kirchthür sehen ließ. Wenn mein Paul sammt Brüdern ihn aus seinem nicht weit entfernten vergitterten Chorstuhle erblickten, so hob auf beiden Seiten das Zappeln, Trippeln, das Herztanzen und Grußwinken an und an Predigthören war nicht mehr zu denken. Wer aber nun nach dem ersten doch so freudigen Sturm kindlicher und elterlicher Vorbereitungen noch die seligen Zephyre und Windstillen des Abends beschrieben verlangt, der vergißt, daß ich nicht Alles vermag. Höchstens möchte noch dabei zu malen sein, daß spät Abends das Joditzer Pfarrhaus das Köditzer weit über das Dorf hinaus bekleidete, und daß folglich dieses von Eltern und vom Pfarrherrlein erhöhete weite Hinausspringen über das Dorf in's Weite, vollends so spät Seligkeiten ertheilen und nachlassen mußte, wovon im künftigen Leben ein Mehreres." — Besonders große Freude aber war es, wenn der Vater einmal verreiste. Dann konnten die Knaben sich nach Herzenslust bewegen. Einmal nahm der Vater den Sohn mit nach Zedwitz, wo die Patro-

natherrschaft der Jobitzer Pfarrer residirte. Viel erzählt er von diesem Besuche. Später wurde er nach der Stadt Hof geschickt, um Lebensmittel zu holen. Der Weg führte durch reizlose Gegenden, durch einen Wald, und über einen brausenden Fluß. „Noch erinnerte er sich im 55. Jahre eines Sonntages, wo ihn, als er auf der Rückkehr gegen 2 Uhr die sonnigen beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Ehrenfeldern und die Luftschatten der Wolken überschaute, ein noch unerlebtes gegenstandloses Sehnen überfiel, das aus mehr Pein und wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war. Ach, es war der ganze Mensch, der sich nach den himmlischen Gütern des Lebens sehnte, die noch unbezeichnet und farblos im tiefen weiten Dunkel des Herzens lagen, und welche sich unter den einfallenden Sonnenstreifen flüchtig erleuchteten. Auch noch später hat bei ihm auf einer weiten Gegend der Nachmittagsschein der Sonne diese Macht einer peinlich sich ausdehnenden Sehnsucht behauptet.“ Da er auch im Winter diese Gänge machen mußte, so verdankt er „diesen wöchentlichen Turnrennen manche später nachhaltende Kräfte und überhaupt das beste Gegengift seiner widersinnigen Körpererziehung, welche, wie jede damalige, mit Pelzmützen, Purgirmitteln und Luftsperren, mit Warmhalten und Festschrauben und Schonen einer

friedlichen Zukunft nicht vorbaute, sondern vorarbeitete.

Am meisten vergnügten den Knaben aber die Jahrmärkte in Hof. Denn dann ließen die Großeltern die Mutter jedesmal in einer Kutsche holen, in der er auch saß. Eine Jahrmarktstadt mußte eine potenzirte Doppelstadt werden und Alles an Glanze überbieten, das ein Dorfjunge sich nur vorgestellt. Wie Kaisern sonst Ehrentränke geschickt wurden, so wurde die Mutter stets von süßem Wein von den Eltern empfangen, und der Sohn ging mit etwas davon im Kopfe zum damaligen Haarkräusler Silbener. — Der Nachmittag wurde herrlich und aufsichtsfrei und übertäubt und überglänzt unter dem bunten und lautem Getümmel der Menschen und Waaren. Paul hatte seinen Groschen Jahrmarktgeld von der Großmutter in der Tasche und konnte Alles kaufen. Die vornehmsten und schönsten Damen hatt' er umsonst oben an den Fenstern, und er verliebte sich unten vorbeimarschirend überall hinauf, zeichnete freilich keine über ihn so durch Stockwerk und Kopfputz erhabene als Favoritsultanin aus, sondern kaufte Mandeln und Rosinen für die viehweidende Augustine in Jodiz. Allerdings wurde gegen sechs, halb sieben Uhr Lärm und Lust größer unter den Abendstrahlen, die immer mehr sich und die Menschen verschönerten und vergoldeten. In der tiefen Dämme-

rung dann und halben Nacht, welche die Jugend berauschen und begeistern, zog die Janitscharenmusik durch die Hauptstraßen, und Volk und Kindertroß zog betäubt und betäubend den Klängen nach, und der Dorfsohn hörte zum erstenmale Trommeln und Querpfeifen und Janitscharenbecken. In ihm entstand ordentlich ein Tonrausch und er hörte, wie der Betrunkene sieht, die Welt doppelt und im Fliegen. Am meisten griffen in ihm die Querpfeifen ein durch melodischen Gang in der Höhe. Wie oft sucht' ich nicht diesen Gang vor dem Einschlafen, wo die Phantasie das Griffbrett oder die Tastatur verklungener Töne am leichtesten in die Hand bekommt, wieder zu hören, und wie bin ich dann so selig, wenn ich ihn wieder höre, als ob die alte Kindheit wie ein Tithon unsterblich geworden, bloß mit dem Tone und damit spräche zu mir."

Die Dorfschule mußte Jean Paul wegen eines Streites mit einem Bauernsohn verlassen und der Vater ertheilte seit dieser Zeit ihm und den andern Söhnen selbst den Unterricht. Natürlich mußte eine so strenge Erziehung einen bestimmten Einfluß auf den Charakter des Knaben haben; sie erzeugte bei ihm jene tiefe schmerzliche Sehnsucht, die durch sein Leben und seine Werke zieht. Da ihm jede Freiheit abgeschnitten war, so mußte das kleinste Ereigniß wichtig für ihn werden und das Unbedeutendste betrachtete er mit einer

gewissen Ehrfurcht. Jean Paul führt von dieser Sehnsucht selbst eine Menge Züge an. Besonders schmerzlich berührte ihn der Ausschluß aus der Schule. Auch die Vorstellungen seiner Phantasie erhielten dadurch ihr Gepräge, so wie sein Gemüth und sein Geist. Ihm kam von daher „seine Neigung zum häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen." Auf dem Taubenschlage war er wie zu Hause. Mit besonderm Eifer trieb er aber geistige Spiele, er machte neue Buchstaben, Uhren, Bücher, wie er in seiner Selbstbeschreibung erzählt. Der lernbegierige Knabe beobachtete sich selbst sehr genau, was aus einer Thatsache hervorgeht, die er selbst beschreibt. „Nie vergeß' ich, im Jahre 1818, die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthür und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht: ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb; da hatte mein Ich zum erstenmale sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine bloß im verhangenen Allerheiligsten der Menschen vorgefallene Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäg-

lichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte."

Der Unterricht, den der Vater den Söhnen ertheilte, bestand nur in Auswendiglernen von Sprüchen, dem Catechismus, lateinischer Wörter und einer Grammatik, und dauerte 4 Stunden Vor- und 3 Stunden Nachmittags. Von Geschichte, Naturgeschichte, Geographie, Astronomie und Arithmetik erfuhr er Nichts. In dieser Wüste verspürte er natürlich einen großen Durst nach Büchern. Jedes Buch war ihm „ein frisches grünes Quellenplätzchen, besonders der Orbis Pictus und die Gespräche im Reiche der Todten; aber es war auch die Bibliothek seines Vaters ihm nur offen, wenn derselbe nicht darin und daheim war. Obgleich der Dichter wohl Grund gehabt hätte, mit einer solchen Erziehungsmethode unzufrieden zu sein, so hob er doch stets nur die trefflichen Eigenschaften, die schönen Züge aus dem Charakter des Vaters hervor. Besonders erinnerte er sich mit Vorliebe an seine „uneigennützige Menschenliebe." „Wenn ich bedenke," ruft er in den späteren Notizen aus, „wie ich nie ein Wort oder einen Zug des Eigennutzes vom Vater vernommen, so muß ich Gott danken; immer hört' ich von ihm Erzählungen, wie er und andere Geistliche ihre Kleidungsstücke hingegeben der Armuth; mit Freude erzählte er es blos als Nothwendigkeit, nicht als An-

mahnung. Er theilte dem Schulmeister trotz seiner bedrängten Lage von Allem mit, was er genoß. „Wenn ich andere Geistliche und Rittergutsbesitzer so reichlich von Kopf bis zum Fuße ausgerüstet sehe mit Saugrüsseln, Saugstacheln und allen Einsauggefäßen, so daß sie immer an sich ziehen, so find' ich bei meinem Vater leider das äußere Saug- oder Einsaugsystem fast in gar zu siechem, schwachem Zustande, und er dachte zehnmal des Tages wohl an das Geben — er hatte nur aber wenig dazu — aber kaum einmal an das Nehmen, womit er doch sich selber hätte etwas geben können, und wenn ich später an so manchem Menscheninsekt gute Freßzangen zu bewundern hatte, so hielt mein Vater weiter Nichts, als Geburtszangen in der Hand, welche bloß fremde Leben bringen und fristen." Besonders aber sah er mit Verehrung an seinem Vater hinauf, der im Bewußtsein seines Werthes sich vor Niemand beugte. Wenn er die Patronatherrschaft in Zedtwitz besuchte, so war er „wie ein alter lutherischer Hofprediger, der die unabsehliche Größe des Standes, wie das Erscheinen der Gespenster anerkannte, ohne vor beiden zu beben."

Der Vater betrieb die Tonkunst mit Liebe, was auf des Sohnes dichterische Empfänglichkeit nicht ohne Einfluß blieb. „Ihr, sagt er, war meine Seele überall aufgethan, und sie hatte für sie hundert Argus-

ohren. Wenn der Schulmeister die Kirchengänger mit Finalcadenzen heimorgelte, so lachte und hüpfte mein ganzes kleines gehabenes Wesen wie in einen Frühling hinein; oder wenn gar am Morgen nach den Nachttänzen der Kirchweih, welchen mein Vater am nächsten Sonntage lauter donnernde Bannstrahlen nachschickte, zu seinem Leidwesen die fremden Musikanten sammt den bebänderten Bauerburschen vor der Mauer unseres Pfarrhofes mit Chalmeien und Geigen vorüberzogen, so stieg ich auf die Pfarrhofmauer, und eine helle Jubelwelt durchklang meine noch enge Brust, und Frühlinge der Luft spielten darin mit Frühlingen. Viel Stunden widmete ich einem alten verstimmten Clavier, dessen Stimmhammer und Stimmmeister nur das Wetter war." Doch „der so clavierfertige Vater wies ihm keine Taste und keine Note," er that für die Ausbildung des musikalischen Talentes seines Sohnes nichts.

Die Abgeschiedenheit seiner Lebensweise hatte in ihm die Sehnsucht nach der Außenwelt genährt, seine Phantasie war früh geweckt. Die Erinnerungen aus der Kinderzeit blieben bei ihm lebendig, besonders die politischen Ereignisse. Auch an einer „ersten Liebe" fehlte es nicht. Es war ein blauäugiges Bauernmädchen seines Alters, die wir unter dem Namen Augustine bei einer anderen Gelegenheit schon erwähnten

von schlanker Gestalt. Jean Paul erklärte ihr seine Liebe nicht, sondern betrachtete sie nur in der Kirche von seinem Pfarrstuhle aus, wenn sie Abends ihre Kühe nach Hause trieb, gab er ihr von der Hofmauer herab Zuckerwerk. Auf dem Jahrmarkte in Hof achtete er der geputzten Damen nicht und kaufte Zuckerwerk für Augustine in Jodit. Es gelang ihm nicht einmal ihr die Hand zu drücken. Er entschädigte sich dafür aber zuweilen bei dem Dienstmädchen seiner Eltern, dem er einen Kuß gelegentlich aufdrückte. „Die Kuhglockenspiele blieben ihm lange Zeit die Kuhreigen der hohen, fernen Kindheitalpen, und sein Blut wallte, wenn diese Klänge ihm wieder zugeweht wurden —, als Töne von Windharfen hergespielt aus weiter, weiter, schöner Ferne, und er möchte dabei fast weinen vor Lust. Denn man geselle der Liebe auch nur den kleinsten Ton zu, und wäre die Kuh die Glöcknerin, so verdoppelt dieser seine orphische Zauber- und Bannkraft, und seine unsichtbaren Wogen wiegen und führen das Herz in's Freie hin, und er weiß nicht, ist er zu Haus' oder in der Ferne, und der Mensch regiert froh, zugleich über Haben — und Entbehren!"

Jean Paul's Vater wurde im Januar 1776 als erster Pfarrer nach Schwarzenbach an der Saale versetzt, wo er in einen größeren und unabhängigeren Wirkungskreis versetzt wurde. Wie in Jodit beson-

ders die Phantasie des Knaben geweckt worden war, so hatte der Aufenthalt in Schwarzenbach besonders Einfluß auf die Verstandesentwickelung des Dichters, aber die Erwerbung von Kenntnissen, auf die Art, sie zu verarbeiten und darzustellen. Von Schwarzenbach sagt der Dichter, daß es „einen Pfarrer und einen Caplan, einen Rektor und einen Cantor, ein Pfarrhaus voll kleiner Stuben und zweier großen, diesen gegenüber zwei große Brücken mit der dazu gehörigen Saale, und gleich daneben das Schulhaus so groß wie das Joditzer Pfarrhaus, und unter den Häusern noch ein Rathhaus, nicht einmal gerechnet das lange leere Schloß" — gehabt habe. Der Dichter scheint aber der Idillenfreuden von Joditz entbehrt zu haben, die ärmliche Kinderwelt dieses Dörfchens erschien ihm als ein fernes untergegangenes Glück. Je mehr später die Täuschungen folgten, um so mehr wurden die Erinnerungen an seine Kinderzeit der Quell seiner dichterischen Ideale. Doch klagte er nie darüber bei seinen Eltern. „Der Vater durfte in Joditz Schulden machen, bei dem, jedoch mehr eingebildeten, als wirklichen, Reichthum, seiner Schwiegereltern und seiner Vocationsaussichten." Obgleich er ein höheres Gehalt hatte, als früher, so machten ihm doch die Gläubiger bedeutende Abzüge und das stimmte ihn mißmuthig: Besonders beklagt sich der Sohn über die

Beschränktheit seiner Lebensweise, über den Mangel an Lehrern und geistiger Erhebung. Auf die Stimmung der Familie hatte das natürlich einen großen Einfluß. Jean Paul klagt in den Schilderungen seines Schwarzenbacher Lebens sich selbst an, daß er angefangen habe, „den Vater minder zu lieben.“ Zu der Verstimmung trug auch wesentlich bei, daß die Gegend um Schwarzenbach kahl und langweilig war. Einen lichten Moment bildet hier nur seine zweite etwas heftigere Liebe, über die er selbst erzählt: „Wie früher dem Kirchenstuhle gegenüber, so konnt' ich nicht anders, als zu der erhöhten Schulbank hinauf — denn sie saß ganz oben, die Catharina Bärin — mich verlieben in ihr niedliches, rundes, rothes, blatternarbiges Gesichtchen mit blitzenden Augen und in ihre artige Hastigkeit, womit sie sprach und davon lief. Am Schulkarneval, das den ganzen Fastnacht Vormittag einnahm, in Tänzen und Spielen bestand, hatt' ich die Freude, mit ihr den unregelmäßigen Hopstanz zu machen, und so den regelrechten vorzuarbeiten, und vorzutanzen. Ja, bei dem Spiele: Wie gefällt Dir dein Nachbar? — wo man auf das Bejahen des Gefallens zu küssen befehligt wird und auf das Verneinen einen Hergerufenen unter einigen Ritterschlägen des Plumpsacks laufend Platz zu machen hat, trug ich letzte häufig neben ihr davon, eine Goldschlägerin,

durch die meine Liebe wie reines Gold nur größer wurde. Alles dies konnte mir die Seligkeiten nicht abschneiden, ihr täglich zu begegnen, wenn sie mit ihrem schneeweißen Schürzchen und Häubchen über die lange Brücke dem Pfarrhause entgegenlief, aus dessen Fenstern ich schaute. Sie freilich zu erwischen, um ihr etwas Süßes nicht sowohl zu sagen, als zu geben, z. B. einen Mund voll Obst. — Dies war ich, so schnell ich auch durch den Pfarrhof eine kleine Treppe hinablief, um die Vorbeilaufende unten im Fluge zu empfangen, meines Wissens nie im Stande." Er erzählt dann, wie er sie zum ersten Male an Brust und Mund gedrückt habe — es war aber auch der letzte Kuß. Auch das erste Abendmahl, daß er genoß, schilderte er später mit feurigen Farben, obgleich er für die kirchlichen Ceremonien und Dogmen überhaupt wenig Interesse mehr zeigte. Er beendigte seine biographischen Mittheilungen mit dieser Beschreibung: „Das Abendmahl steht auf dem Lande, oder noch richtiger unter echten Christen, nicht blos als eine christliche, moralische toga virilis da; nicht wie in Städten für Mädchen als die Einkleidung weniger in Nonnen, als in Jungfrauen, sondern es ist die höchste und erste geistliche Handlung, das Bürgerwerden in der Gottesstadt; erst jetzt wird die frühere Wassertaufe eine wahre Feuertaufe, und das erste Sakrament

steht im zweiten verklärt und lebendiger wieder auf. Vollends Kinder eines Geistlichen, welche so oft die Augen- und Ohrenzeugen fremder Vorbereitungen zu diesem Sonntage des Herzens gewesen, nähern sich ihm mit größerer Ehrfurcht. Diese stieg noch höher in mir durch den einjährigen Aufschub der Handlung, da meinem Vater das gesetzmäßige Alter von 12 Jahren durch den 21. März nicht reichlich genug abgelaufen zu sein schien. Nun gebt diesen warmen Tagen der Religion noch einen Feuersprecher — nicht Besprecher — wie der Rektor ist, der uns die schreckliche, blos dieser Religionshandlung eigenthümliche Bedingung glühend vor die Seele hält, daß der Unbußfertige, das Abendmahl genießend, gleich einem Meineidigen statt des Himmels seine Hölle verschlinge, und, wenn ein Erlöser und Heiliger in einen unreinen Sünder einziehe, die seeligmachende Kraft seiner persönlichen Gegenwart in eine vergiftende sich verwandeln müsse. Heiße Thränen, die er selbst mit vergießen half, waren das Wenigste, was seine Herzrede aus mir und Andern hervortieb; glühende Reue des vorigen Lebens und feurige Schwüre auf ein künftiges, tadelloses füllten die Brust aus und arbeiteten nach seinem Schweigen darin fort. Wie oft ging ich vor dem Beichtsonnabende unter den Dachboden hinauf und kniete hin, um zu bereuen und zu büßen, und wie wohl that es dann, an dem Beicht-

tage selber noch allen geliebten Menschen, Eltern und Lehrern mit stammelnder Zunge und überfließendem Herzen alle Fehler abzubitten und diese und sich dadurch gleichsam zu entsühnen! Aber dann kam auch am Beichtabende ein sanfter, leichter, heller Himmel der Ruhe in die Seele, eine unaussprechliche, nie wiederkommende Seligkeit, sich ganz rein, nämlich gereinigt und entsündigt zu fühlen, mit Gott und den Menschen einen heitern, weiten Frieden abgeschlossen zu haben; und doch sah ich aus diesen Abendstunden des milden, warmen Seelenfriedens noch auf die Morgenstunden der himmlischen Begeisterung und Entzückung am Altare hinaus. Am Sonntagmorgen versammelten sich die für den Opferaltar geschmückten Knaben und Mädchen im Pfarrhofe zum Einweihezuge in die Kirche unter Geläute und Gesang. — Als ich nun endlich von meinem Vater das Abendmahlbrod empfing, und von dem jetzo rein geliebten Lehrer den Kelch, so erhöhete sich die Feier nicht durch den Gedanken, was sie mir beide waren, sondern mein Herz und Sinn und Feuer war blos dem Himmel, der Seligkeit und dem Empfange des Heiligsten hingegeben, der sich mit meinem Wesen vereinigen sollte, und die Seligkeit stieg bis zum körperlichen Gefühlblitze der Wundervereinigung. So trat ich mit einem reinblauen und unendlichen Himmel im Herzen weg vom Altare, aber dieser Himmel offenbarte

sich mir durch eine unbeschränkte, von keinem Fehler getrübte, sanfte Liebe, die ich nun für alle, alle Menschen empfand. Die Erinnerung der Seligkeit, wie ich alle Kirchgänger mit Liebe ansah und alle in mein Inneres aufnahm, hab' ich bis jetzo lebendig und jugendlich frisch in meinem Herzen aufbewahrt. Die weiblichen Mitgenossinnen des heiligen Tisches wurden mir mit ihren Brautkränzen als Bräute Christi nicht nur geliebter, sondern auch heiliger, und ich schloß sie alle in ein so weites, reines Lieben ein, daß auch die von mir geliebte Catharina nach meiner Erinnerung nicht anders von mir geliebt wurde, als die übrigen. Die ganze Erde blieb mir den ganzen Tag ein aufgedecktes, unabsehliches Liebemahl, und das ganze Gewebe und Gespinnste des Lebens stand vor mir als eine leise, sanfte Wind- oder Aetherharfe, welche der Aether der Liebe durchweht. — Aber im beweglichen Menschen kann leichter sich Alles beständig oben erhalten, als das Reinste und Beste, wie im Quecksilber alle Metalle oben bleiben, nur das Gold untersinkt. Das Leben duldet, wie nach Goethe die Sonne, kein Weiß. Nach wenig Tagen entwich das köstliche Bewußtsein dieses Standes der Unschuld, weil ich gesündigt zu haben glaubte, daß ich mit einem Stein geworfen und mit einem Schulfreunde gerungen hätte, und zwar Beides nicht aus Feindschaft, sondern in schuldloser

Spiellust; aber ewiger Dank gehört ewig dem allgütigen Genius."

Was solche Schilderungen aus seiner Jugendzeit so besonders interessant macht, ist, daß diese Erinnerungen bei ihm noch im sechzigsten Jahre so lebendig waren. Auch blieb es nicht ohne großen Einfluß auf seine Bildung, daß er in die öffentliche Schule geschickt wurde, zu einem Lehrer von trefflichem Charakter und lebendigem Gefühle. Jean Paul's Drang nach wissenschaftlicher Ausbildung war groß, daher wirkte der Lehrer mächtig auf ihn. Er beschreibt ihn als einen „schönen Mann mit breiter Stirn und Nase, voll Feuer und Gefühl, mit hinreißender Naturberedtsamkeit, voll Fragen und Gleichnisse und Anreden wie Pater Abraham a Sta. Clara, mit einem Kopf voll Freiheitsrede und Eifer; seine Zunge war der Hebel der kindlichen Gemüther." Die Lebhaftigkeit seiner Phantasie wurde indessen durch manche unangenehme Zwischenfälle zerstört, der Zauber des heiligen Geistes verschwand ihm mit dem Glauben an das Wunder. Außerdem fand er bei seinem Bedürfniß, sich an Einzelne anzuschließen, keinen Einzigen, der ihm einiges Interesse einflößen konnte. Er mußte in einem Alter, wo der Mensch mit heißer Sehnsucht nach einem Freunde verlangt, dieses Glück entbehren. Für die Entwickelung seines Wesens, seiner Dichtung ist das von Bedeutung.

In allen seinen Dichtungen schildert er diese Entbehrung mit allen ihren Schmerzen und ihrer Seligkeit; er verherrlicht die edle Jünglingsfreundschaft, und Schiller's Don Carlos war ihm in dieser Beziehung ein hohes Muster. Im Lernen machte er rasche Fortschritte, so daß er sehr bald die Schwächen seines Lehrers entdeckte; ihm schwand damit der Zauber und die Achtung vor dem Lehrer. Dieser hatte unter des Schülers Uebersetzung aus dem Hebräischen eine gedruckte neben sich liegen und konnte oft die Wörter nicht analysiren. Daher ist ihm der Rektor Werner auch bald ein Mann ohne alle Tiefe in Sprachen und Wissenschaften. Auch für den Mangel an Menschen und Ereignissen konnte er nicht einmal in Büchern und poetischen Werken Ersatz finden. Er fand nur einige schlechte Romane aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; aber auch hier trat der Vater oft hemmend dazwischen. Er erzählt darüber „Es legte sich nun auch der arme Knabe auf die schöne Literatur der Deutschen; da aber in Schwarzenbach keine andere zu haben war, als die romantische, so trug er sich von diesen Quadern einen kleinen babylonischen Thurm zusammen, ob er gleich jedesmal aus ihnen nur einen Quader herausziehen konnte zum Lesen. Aber unter allen Geschichten auf Bücherbrettern — denn Schiller's Armenier wiederholte später nur die halbe Wir-

kung — goß keine ein solches Freudenöl und Nektaröl durch alle Adern seines Wesens — bis sogar zu körperlichem Verzücken — als der alte Robinson Crusoe — er weiß noch Stunde und Platz (es war Abends am Fenster gegen die Brücke zu), wo die Entzückungen vorfielen, und nur später ein zweiter Roman, Veit Rosenstock von Otto — vom Vater gelesen und verboten — wiederholte die Hälfte jener Begeisterung. Nur als Plagier und Bücherdieb genoß er ihn aus der väterlichen Studierstube so lange, bis der Vater wieder kam — einmal las er ihn unter einer Wochenpredigt des Vaters in einer leeren Empor auf dem Bauche liegend. Jetzige Kinder beneid' ich wenig, welchen der erste Eindruck des kindlichen Robinson entzogen und vergütet wird durch die neueren Umarbeiten des Mannes, welche die stille Insel in einen Hörsaal oder in ein abgedrucktes Schnepfenthal verwandeln und den schiffbrüchigen Robinson überall mit einem Lehrbuche in der Hand und eigenen dictatis im Maule herumschicken, damit er jeden Winkel zu einer Winkelschule anlege, obgleich der Mann mit sich selber soviel zu thun hat, damit er sich nur nothdürftig das Leben fristet."

Drittes Kapitel.

Weitere Entwickelung Jean Paul's. Seine Jünglingsjahre.

Die Epoche der vorwiegenden Phantasie war bei Jean Paul vorüber — er trat in die kalte Verstandesepoche, in der es ihm nur um Befriedigung seines Dranges nach Bildung und um die Sammlung einer Menge von Kenntnissen zu thun war. So trat sein poetisches Schaffen für einige Zeit in den Hintergrund, und es wurde ihm leichter, mit dem Verstande zu arbeiten, als mit der Phantasie, so daß er später auf die Selbsttäuschung gerieth, „es sei zweifelhaft, ob er nicht eher zum Philosophen, als zum Dichter ursprünglich berufen gewesen sei“. Dieser Zweifel bewirkte bei

ihm, daß er die der Poesie sonst so günstige Jugendzeit fast ganz verlor, daß er seine philosophischen und wissenschaftlichen Kenntnisse nicht zur Ausbildung der Poesie benutzte, daß endlich jener ungeheure Schatz psychologischer Beobachtungen, den er zu erwerben Gelegenheit hatte, todt lag, bis er endlich zum poetischen Schöpfungsleben erwachte. — In der mannichfaltigsten Weise äußerte sich sein Durst nach Kenntnissen, er erinnert sich noch aus seiner Kindheit der Winterabendlust, als er endlich aus der Stadt das mit einem Griffel als Zeilenweiser versehene A B C=Buch in die Hände bekam, auf dessen Deckel schon mit wahren, goldenen Buchstaben der Inhalt der ersten Seite geschrieben war, der aus wechselnden rothen und schwarzen bestand. — „Sogleich nach der Ankunft in Schwarzenbach bekam ich vom Cantor Gressel Unterricht auf dem Claviere.“ Er blieb dann sich selbst überlassen, phantasirte auf dem Claviere und erlernte auf solche Weise den Generalbaß, die musikalische Grammatik. Er erhielt dann einen zweiten Lehrer, von dem er erzählt: „Zu gleicher Zeit bat der junge Kaplan Völckel sich vom Vater den Jungen auf tägliche zwei Stunden nach dem Essen aus, um allerlei aus Philosophie und Geographie ihm beizubringen. Wodurch ich ihm, den kein besonderes Erziehtalent anfeuerte, bei meiner dörfischen Unbehülflichkeit so werth geworden, bis zum Aufopfern seiner Ruh=

zeit, weiß ich nicht. In der Philosophie las er, oder eigentlich ich ihm, die Weltweisheit von Gottsched vor, welche mich bei aller Trockenheit und Leerheit doch wie frisches Wasser erquickte durch die Neuheit. Besonders dank ich aber dem guten Kaplane für seine Anleitung zum deutschen Styl, welche in Nichts bestand, als in einer Anleitung zur sogenannten Theologie. Er gab mir nämlich den Beweis ohne Bibel zu führen auf, z. B. daß ein Gott sei oder eine Vorsehung u. s. w. Dazu erhielt ich ein Octavblättchen, worauf nur mit unausgeschriebenen Sätzen, ja mit einzelnen Worten, durch Gedankenstriche auseinandergehalten, die Beweise und Andeutungen aus Nösselt und Jerusalem oder Andern standen. Diese verzifferten Andeutungen wurden mir erklärt, und aus diesem Blatte entfalteten sich, wie nach Goethe's botanischem Glauben, meine Blätter. Mit Wärme fing ich jeden Aufsatz an, mit Lohn hörte ich auf; denn immer kam in das Ende der Welt, des Lebens, die Freuden des Himmels und all' das Uebermaaß, das der jungen Rede in ihrem warmen Frühling entquillt." „Meine wöchentlichen Ausarbeitungen gebe ich jetzt für keine hin, sie mögen auch noch so sehr die Welt bilden; denn jene bildeten noch weit mehr mich selber, besonders da ihre Gegenstände meinem Triebe zum Philosophiren die Schranken aufthaten und ihn sich ausräumen ließen." Bald aber sollte

er wieder sich selbst überlassen bleiben. Wie launenhaft und grillenhaft er aber schon als Knabe war, indem er mit dem freundlichen Kaplan abbrach, erzählt er selbst: „Diese Stunden des Kaplans setzt' ich endlich auf ein Schachspiel, und sie wurden verspielt, weil — nicht gespielt wurde. Zuweilen nämlich beschloß der Kaplan den geographischen Unterricht mit einem Schach, mein liebstes Spiel noch bis jetzt. Da ich nun die Stunde, ungeachtet der Kopfschmerzen, besuchte, weil mir ein Schach versprochen war, und da dasselbe aus Vergessen nicht kam, so kam ich auch niemals mehr wieder. Ich begreife viel weniger den einen Umstand, daß mir der Vater ein solches von keinem Worte motivirte Wegbleiben stillschweigend zuließ, als den andern natürlichen, daß ich ein Narr war und den Kaplan zur nämlichen Stunde floh, wo ich ihn fortliebte. Zwar war ich mit Freuden zwischen ihm und dem Vater die kleine Fußbotenpost, und mit Liebeblicken und Freudenpulsen sah ich ihn fast nach jeder Kindtaufe (die Taufglocke läutete meinen Ohren deshalb eine Frohmesse ein) bei meinem Vater einspringen und — ich las oder arbeitete unweit ihres Sprechtisches — den halben oder ganzen Abend da verplaudern, aber ich hatte mir, wie gesagt, das Schachbrett in den Kopf gesetzt. Und doch waren mir diese Schreibstunden nicht Arbeits-, sondern Freuden- und Freistunden gewesen!"

So blieben ihm nur noch die todten Lehrer, die Bücher, übrig. Da die Auswahl von Büchern nicht sehr groß war, so mußte er Bücher des verschiedensten Inhaltes lesen. Daher kam die ungewöhnliche Vielseitigkeit seines Wissens, in der ihm fast kein anderer bekannter Schriftsteller gleichzustellen ist. Auch das Aphoristische seines Wissens kam daher, daß er keine Wissenschaft erschöpfend aus den Büchern studiren konnte. Es entsprang andererseits daraus der Vortheil, daß sein Geist nicht von einer großen Büchermasse erdrückt wurde. Wäre der Büchervorrath reich gewesen, so wäre er vielleicht immer an den Studirtisch gefesselt gewesen, und er hätte sich vielleicht einer Wissenschaft, der Philosophie oder Theologie, völlig zugewendet, während ihm jetzt der Mangel an hinreichendem wissenschaftlichen Material die Sehnsucht, die Mutter der Poesie, in die Natur, zu Menschen rege hielt. Doch hatte er immer so viele geistige Nahrung, um nicht verschmachten zu müssen. Auch lernte er in dieser Zeit den Pfarrer Vogel in Rehau kennen, der eine ausgesuchte Büchersammlung besaß, wie sie kaum in der nächsten Umgebung zu finden war. „Der Pfarrer Vogel, der, in Rehau wohnend, den Jüngling diese Sammlung theilweise schon in Schwarzenbach benutzen ließ, ward darum der größte Wohlthäter seiner Jugend, und schon in der letzten Hälfte dieser seiner Lebensepoche. — Daß

derselbe aber ihn zu dem Schatze zuließ, beweist, daß dieser ungewöhnliche Mann in dem Knaben bereits dessen glänzende geistige Zukunft geahnet habe.“ Weil er die Bücher zurückgeben mußte, so beschloß er, das Wichtigste sich abzuschreiben, und so entstanden die Masse von Excerpten, die in seinem Besitze war. Schon in seinem funfzehnten Jahre, im Jahre 1778, hatte er mehrere dicke Bände Auszüge aus größern Werken sich gemacht, und zwar aus allen Wissenschaften. Die verschiedenartigsten Gegenstände waren darin ohne alle systematische Ordnung neben einander aufgezeichnet. Die widersprechendsten Gedanken, Bilder und Vorstellungen in bunte Mischung zusammengewürfelt, und seine Poesie trägt daher denselben Charakter. Er mußte fast alle sogenannten Realkenntnisse, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Arithmethik, Astronomie sich bruchstückartig aus der allgemeinen deutschen Bibliothek sammeln.

Wenn wir uns noch der feurigen Schilderung der ersten Abendmahlsfeier erinnern, so setzt die Veränderung, die während des letzten Schwarzenbacher Jahres in seinen religiösen Ansichten eingetreten war, um so mehr in Erstaunen. Er wandte sich auf das Eifrigste der Heterodoxie zu und begann an den bis dahin so heilig gehaltenen Mysterien der Religion zu zweifeln. Er beschäftigte sich vorzüglich mit theologischen Büchern, weil er zum Theologen bestimmt war. Seine beiden

Lehrer Völkel und Vogel wirkten in dem damals von Universitäten ausgehenden Kampfe gegen die alte Dogmatik. Völkel scheint durch die stylistischen Aufgaben am meisten die Richtung gefördert zu haben, welche Jean Paul einschlug. Charakteristisch bei diesem war indessen schon in frühester Jugend der Haß gegen alles Unfreie, gegen jede geistige Sklaverei, jede gewaltthätig aufgedrungene Meinung, und er wußte selbst seinem Vater gegenüber stets eine geistige Unabhängigkeit zu behaupten.

Seine Fortschritte in der geistigen Entwickelung während seines Aufenthaltes in Schwarzenbach waren sehr groß. Sein Freund Christian Otto erzählt über seinen Umgang mit seinen Lehrern „Völkel und besonders Vogel bewunderten an dem Knaben, welcher den Jünglingen nachflog, aber auch die jungen Männer zu sich herabzog, nicht blos den grenzenlosen wissenschaftlichen Eifer, sondern sie erkannten auch das außerordentliche Talent und den übermächtigen Geist, dem sie sich gewissermaßen unterordneten, indem sie dem Selbstlehrer des Selbstzöglings eine Art von Ebenbürtigkeit mit sich einräumten. — Dieses Triumvirat (Werner, Völkel und Vogel) war es, das die genialische Kraft Jean Paul's, wie in der Folge nie ein Anderer seiner Lehrer, freudig entdeckte und anerkannte, und ihn dadurch durch sich selber bekräftigte."

Im Jahre 1779 um Ostern wurde Jean Paul von seinem Vater auf das Gymnasium nach Hof gebracht. Nach einer Prüfung wollte ihn der Rektor in die Prima versetzen, doch drang der Vater darauf, ihn in die mittlere Abtheilung zu weisen. Doch war der Unterricht hier noch schlechter, als in früheren Zeiten und wenig geistige Anregung vorhanden. „Keiner der beiden Männer, welche die Primaner unterrichteten, sagt Otto, hatte das großartige Talent, reinen wissenschaftlichen Eifer und Dankbarkeit in den Schülern zu erwecken. Ihre ärmliche Besoldung war wohl vornämlich daran Schuld. Der erste und bedeutendste war der Rektor Kirsch, der andere der Conrektor Rennebaum. Keiner von beiden hatte Lehrtalent und besondere Liebe zur Jugend und unzerstörlichen und unschuldigen Verlaß auf die unvertilgbare Würde der Menschheit in derselben, obwohl beide nicht nur vorwurfsfrei, sondern auch eifrig und lobenswürdig in ihren Amtsverrichtungen waren. Der Umfang der Kenntnisse, welche der Rektor Kirsch, der mit Vorliebe die orientalischen Sprachen studirte, besaß, war viel größer, als der des Conrektors. Eben weil Jener über einen größern Schatz des Wissens zu gebieten hatte, konnte er auch willkürlicher damit schalten und freigebiger davon mittheilen. Dies hatte Einfluß auf seinen Lehrvortrag, der nicht verzögernd oder wiederholend und gleichsam wiederkäuend

war, sondern fast eilend, so wie auch die alten Autoren unter seiner Leitung meistentheils cursorisch gelesen wurden. Auch lehrte Kirsch Philosophie, was aber kein Aufregen zum Selbstdenken, sondern nur ein Antreiben zum Auffassen und Aufsagen solcher fremden, nicht in dem eigenen Geiste durch Sokratische Beihülfe entwickelten und wiedergeborenen Ideen war, wie sie in der Anleitung eines Eintagssystems mitgetheilt werden. Dies mochte kaum oder allenfalls für den gemeinen Haufen der Mittelmäßigen, für deren Bedürfnisse bei allem öffentlichen Schulunterricht freilich zuerst gesorgt werden muß, hinreichend sein, keineswegs aber für ausgezeichnetere Köpfe. An Talenten, Kenntnissen und Lehrmethode stand der zweite Lehrer, der Conrektor weit hinter dem ersten zurück. So cursorisch Kirsch meistentheils die alten Autoren vortrug, so langsam zögernd, ja langweilig that es Rennebaum, weßwegen er auch den Aufschluß über den Sinn und die Zusammenfügung der Wörter und Redensarten mehr von Außen herbeiholen mußte, als aus dem Geiste des Schriftstellers abzuleiten oder mit diesem vertraut zu machen verstand. Diesem Lehrer war nun Jean Paul zu Anfang vorzüglich zugewiesen, und seine ängstlich verweilende und das Geistige so wenig geistig darreichende Methode konnte einem Jüngling unmöglich zusagen, der schon so Manches gelesen und durchdacht,

was nicht nur den Mitschülern, sondern sogar den Lehrern selbst noch ganz fremd war." Der französische Unterricht wurde von einem ärmlich besoldeten ehemaligen Tapetenwirker ertheilt, der nicht einmal das Französische richtig sprach und schrieb. An der Geschichte verlor Jean Paul wegen des Unterrichts des Conrektors Rennebaum allen Geschmack; er antwortete selten auf an ihn gestellte Fragen. Da die andern Talente, die philosophischen und poetischen in ihm vorzugsweise ausgebildet waren, so hatte er weniger Neigung zum Studium der Geschichte. Doch würde er durch einen erfreuenden Unterricht wohl Interesse dafür gewonnen haben, wodurch seine Einbildungskraft genährt und seine geistige Entwickelung eine vielleicht ganz andere Richtung erhalten hätte. Wie sehr befruchtend das Studium der Geschichte auf die poetische Ausbildung wirkt, wie anregend eine poetisch warme Darstellung der Geschichtsereignisse ist, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Jean Paul hatte aber bis in sein dreizehntes Jahr nichts von Geschichte erfahren und mußte sich seine wenigen geschichtlichen Kenntnisse aus der allgemeinen Bibliothek zusammenlesen, die Geschichte in ihrem Zusammenhange trat ihm nirgends entgegen. Daher ist es wohl nicht zu verwundern, daß er für die Geschichte wenig Interesse hatte und ihn die trockene Statistik, die ihm gegeben wurde, anekelte

Otto erzählt auch über das erste Erscheinen des neuen Zöglings in der Schule; er sei wegen seines sonderbaren Anzuges und seines eigenthümlichen Wesens Anfangs verspottet worden. Einige Vorfälle erhöheten dieses Mißverhältniß noch mehr. In jeder Woche, erzählt Otto, mußten der Reihe nach zwei der untern Primaner die diensthuenden Brüder machen oder die Excurrentes, die Stunden ausrufen und das Brod herbeiholen, welches in den Pausen gegessen wurde. Man wollte den neuen Ankömmling zu diesem Botendienst zwingen, und glaubte nicht Widerstand zu finden. Aber Jean Paul ließ sich nicht einschüchtern. Er widerstand fest und unerschütterlich, aber ohne durch den Widerstand dem Gegner zu schaden oder ihn aufzureizen, d. h. ohne Klage bei dem Lehrer und ohne ein Wort des Streites. Nur als Jeder ihm den Kreuzer reichen wollte, um damit Viktualien einzukaufen, ließ er blos die Arme niedersinken; der eigentlich dienende Bruder mußte also sein Amt versehen. In einem andern Falle wurde sein Vertrauen getäuscht. Einer der Mitschüler hatte ihm eingeredet, es sei Sitte für jeden neuen Zögling, dem französischen Lehrer in der ersten Stunde die Hand zu küssen. Er näherte sich daher verlegen dem Sprachlehrer, und küßte ehrerbietig dessen widerstrebende Hand. Der Lehrer aber, welcher glaubte, der Jüng-

ling wolle ihn verhöhnen, brach in heftigen Zorn aus, hob die Schule auf und verließ tobend die Stube. Jean Paul war durch das getäuschte Vertrauen so gekränkt, der Schmerz vor seinen Mitschülern so gedemüthigt worden zu sein, brennte in dem republikanisch stolzen Herzen des Dichters so tief, daß sein Freund noch später über diesen Vorfall erzählt: „Aus Jean Paul's Sarge heraus hätten Verhältnisse die Nemesis nicht vergeblich aufgerufen zur Vollstreckung einer zu lange verzögerten Bestrafung jenes treulosen Mitschülers, von welchem sich der Dichter nach jenem Ereigniß sein ganzes Leben hindurch entfernt gehalten habe."

Am 15. April 1779 starb plötzlich in Schwarzenbach sein Vater, ein Schlag, der die Familie auf das härteste traf. Von diesem Augenblicke an begann der Kampf Jean Paul's mit der Armuth. Wenn der Tod des Vaters ihm auch viele Mittel zur künstlerischen Ausbildung raubte, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß er, wenn der Vater am Leben blieb, doch ihm mehr und mehr entfremdet worden wäre. Denn der Vater wünschte sehnlich, daß er sich der Theologie widmen möchte, während er derselben entsagen wollte, um nur den schönen Wissenschaften zu leben. Wir finden daher weder bei ihm, noch bei seinem Freunde Otto, Andeutungen, daß der Tod

seines Vaters ihn besonders geschmerzt hätte, während er immer nur mit tiefer Rührung an seine Mutter dachte. Ueber die Vermögensverhältnisse der Familie theilt uns Otto das Nähere mit. „Der Vater hinterließ außer Paul noch vier Söhne und Schulden, die allmählig von den nicht unbeträchtlichen Pfarreinkünften Schwarzenbachs, die er jedoch nur drei Jahre und drei Monate bezogen, hatten getilgt werden sollen. Zugleich mit Jean Paul's Eintritt in das Hofer Gymnasium war auch dessen Aufnahme in das großväterliche Haus verbunden gewesen, indem ihm ein kleines Zimmer eingeräumt und er auch in Stoffe aus der großväterlichen Niederlage ganz neu eingekleidet worden war. Er selbst gedenkt der großmütterlichen Spenden, die aus Hof früher nach Jodit überbracht worden waren durch die Botenfrau, auf deren Ankunft die Knaben schon lange lauerten, und um die sich, wenn sie endlich da war, erwartend und gespannt die ganze freudige Familie in der Gesindestube versammelt hatte. Von der Unterstützung der Großältern war die Mutter nach des Vaters Tode ganz abhängig geworden. Aber auch sie starben bald hinter einander und eben wegen jener seit Jahren fortdauernden Unterstützung weniger wohlhabend, als sie früher gewesen waren, und als sie noch immer der öffentliche Ruf ausgab. Was Jean Paul nach funfzig Jahren mit

Dankbarkeit der ganzen Welt anvertraute und von Geschenken der freigebigen Großmutter, die in Scheinkäufe verhüllt waren, oder von Scheinbezahlungen erzählte, wogegen die täglichen Bedürfnisse aus der Stadt herbeigeholt wurden, das war der zurückgesetzten Tochter einer einzigen, schon früher verstorbenen Schwester von Paul's Mutter und besonders deren Vater kein Geheimniß geblieben. Neid und Haß, die im Stillen furchtbar zugenommen und lange auf Befriedigung gelauert hatten, fanden nun diese nach dem Tode der Eltern und dazu neuen erbitternden Anlaß in dem großväterlichen Testamente, durch welches der Lieblingstochter ein Haus im Voraus vermacht war. Es entstand daher ein Prozeß, der mit großer Feindseligkeit geführt wurde, während dessen das ererbte Vermögen nicht in ruhigen Besitz genommen werden konnte, die dazu gehörigen Grundstücke zu lange verwahrlost und zu spät und dann nur unter ihrem Werth veräußert werden mußten. Unterdessen war man genöthigt, das nach der öffentlichen Meinung große, in der That aber geringe Stammvermögen anzugreifen, obwohl es hätte unangreiflich sein und bleiben sollen, um von dessen Ertrag die Bedürfnisse der Familie soviel möglich zu bestreiten und einer so schnellen Verarmung vorzubeugen."

Anfangs berührten Jean Paul diese trüben Ver-

hältnisse wenig, weil er zu tief in seine Studien versunken war. Er benutzte besonders die Bibliothek des Pfarrers Vogel in Rehau, und vermehrte seine Excerpte. Von seinem wissenschaftlichen Muthe giebt ein Ereigniß einen Beweis, das uns Otto erzählt. „Der brave Conrektor war auf den wohlgemeinten, aber etwas zu sehr gewagten Einfall gerathen, Disputirübungen anzustellen, wobei ihm natürlich die Oberstelle eines immerwährenden und immer siegreichen Präses vorbehalten blieb, die Rollen der Respondenten und Opponenten aber unter die Primaner vertheilt wurden. Zum Unglück wählte der Präses bei einer solchen Disputation eine Thesis aus der unwandelbaren und unfehlbaren Dogmatik, unter der sehr vernünftigen Voraussetzung, daß der ganze Akt nicht blos zum Ruhm des Respondenten und Präses, sondern auch zur neuen Begründung und Feststellung des kirchlichen Dogmas gereichen, und daß dieses daher nur so weit und so ernstlich bestritten werden dürfe, als es das ehrwürdige Ansehen desselben und des Präses gestatte. Paul war bei dieser hochwichtigen Schulstaatsaktion Opponent und glaubte, daß man bei Disputirübungen (wie bei aller Forschung nach Wahrheit) unbekümmert um den Ausgang sein, kein Resultat voraussetzen, sondern unpartheiisch eines, welches es auch sei, herausfinden müsse und daher so

lange fort opponiren dürfe, als man Gründe dazu aufbringen könne. Bei dieser Disputation konnte er, zumal die Schätze seines heterodoxen Wissens, welche er eingethan und aus der Vogel'schen Bibliothek entnommen hatte, zur Schau stellen, was er denn auch mit einem Eifer that, der sogar den zur Thesis erwählten symbolischen Kirchenartikel in Gefahr zu bringen drohte. Dies konnte wohl nicht aus Mangel an Unumstößlichkeit des letzteren geschehen, sondern blos deswegen, weil Präses und Respondent auf nichts weniger, als auf so großen Widerspruch gefaßt und mit dem Waffenvorrathe der heterodoxen Rußkammer nicht halb so bekannt waren, als der Opponent. Nachdem nun von diesen der Respondent lange schon zum gänzlichen Schweigen gebracht und der Präses zum alleinigen orthodoxen Wortführer geworden, aber auch — da ihn die Fassung völlig verlassen hatte — dem Verstummen nahe war, so blieb ihm nichts übrig, als dem Opponenten Stillschweigen zu gebieten und, ohne die zur Form der Disputation nöthigen und gebührlichen Lobpreisungen seiner und des Respondenten siegreichen Vertheidigung der Wahrheit abzuwarten, den Catheder und den Saal der Prima plötzlich und unwillig zu verlassen. — Diese große Schulbegebenheit hatte für Paul einen entgegengesetzten doppelten Erfolg. Das unbedachte

herausfordernde zürnende Gebot des Stillschweigens, womit der Präses das gelehrte Turnier aus einem zum Scherz in eines zum Ernst verwandelt hatte, galt in den Augen der Primaner für einen Sieg, der nicht blos von und für den Opponenten, sondern für sie selbst errungen war. Was war natürlicher, als daß man von nun an dem Vorfechter, der solchen Sieg errungen, größern Antheil als zuvor nehmen, daß man ihn unwillkürlich mehr achten, daher auch ihn mit Neckereien zu verfolgen ablassen mußte?" Natürlich verdammte man die ketzerischen Ausdrücke des Jünglings auf das Erbittertste. „Der Freimüthige, fährt Otto fort, der sich nicht ganz orthodox anstellte, hieß ein Atheist und war gehässiger Geringschätzung, ja sogar Verfolgungen ausgesetzt. Dieses Schicksal hatte Paul gerade in der unglücklichen Periode seines Lebens, aber er nicht allein, sondern auch die, welche mit ihm vertraut, und jemehr sie dies, auch desto mehr dem Verdachte des Atheismus ausgesetzt waren." Lobenswerth sind sein bei dieser Gelegenheit bewiesene Muth und seine Sprachgewandtheit. Eigenthümlich war es bei ihm, daß er den Drang hatte, sich über Alles, was ihn innerlich bewegte, mündlich auszusprechen. Aehnlich hierin war ihm Herder. Bei Beiden war es das Bedürfniß der Geselligkeit, Herder durfte außerdem seiner amtlichen Stellung wegen nicht viel ver-

öffentlichen, Jean Paul gewöhnte sich schon früh daran, den Höhrer für einen Leser anzusehen. Zwar waren Viele unter diesen Höhrern ziemlich unbedeutende Menschen, die ihn gar nicht oder falsch verstanden; doch sagte er selbst in seinen Notizen darüber: „Mir ist am Ende die Gesellschaft einerlei, vor der ich mich ausströme. — Was davon verloren geht, vergessen oder mißverstanden wird. Ich will in mir mich durchleben und froh ausreden.“ Er lernte in dieser Zeit zwei Menschen kennen, mit denen er sich eng befreundete. Der eine war Johann Bernhard Herrmann, der andere Adam Lorenz von Oerthel, von dem wir selbst durch Otto Nichts genaueres erfahren. Er war der älteste Sohn eines reichen Kaufmanns, der in der Gegend von Hof Rittergüter besaß. Auf einem dieser Güter, Tögen, wohnte er. Der Sohn bewohnte ein Haus in Hof, wo er das Gymnasium besuchte. Es lag an einem Arme der Saale. „Anmuthig, ja entzückend mußte dieser Aufenthalt für befreundete Jünglinge zu allen Tageszeiten, besonders aber des Abends und bei Mondenschein sein, wenn sie sich vertraulich mit einander unterhielten oder mit Clavierspiel und Singen vergnügten oder auch der Musik zuhörten, die aus der Nachbarschaft zu ihnen hertönte. Den höchsten Reiz mußte neben der Poesie der Jugend, die Alles verschönert und verklärt, der

Einfluß des Zeitalters gewähren, in welchem wertherisirt, siegwartisirt und nach dem täglichen, schmerzlichsüßen Genuß einer für verdienstlich und heilig gehaltenen Sentimentalität getrachtet wurde. Hätte Paul seine Selbstbiographie bis zur Schilderung seines zweijährigen Schullebens in Hof fortgesetzt, so würde er gewiß als Glanzpunkt desselben die Abendgesellschaften und überhaupt die Besuche bei seinem Oerthel herausgehoben, er würde vielleicht den Garten und das Gartenhaus und den langen vom Eintritt in jenen bis zu diesem führenden Bogengang und den an beiden Ufern mit Bäumen überhangenen Fluß und den ganzen anmuthigen Umkreis geschildert haben, in Erinnerung und zur Feier der Freundschaft, welche dort mit Oerthel gestiftet wurde." Doch scheint Oerthel keinen großen Einfluß auf ihn geübt zu haben, der andere Freund scheint geistig aber das vollkommene Gegenbild von Oerthel gewesen zu sein, während seine ökonomischen Verhältnisse denen Jean Paul's mehr glichen. Otto erzählt von ihm: „Er war der Sohn eines armen Zeugmachers, dem der verspätete Besuch des Gymnasiums ungern verstattet wurde, und der daher, als wäre und bliebe er ein Handwerkslehrling, täglich eine vorgeschriebene Menge schafwollenen Garnes abspulen und außerdem seine jüngeren Geschwister warten und pflegen mußte, bevor er daran denken konnte, sich

für die Lehrstunden vorzubereiten oder die aufgegebenen Ausarbeitungen zu machen, oder selbst Unterricht zu ertheilen, um sich die zum Studiren unentbehrlichsten Hülfsmittel zu verschaffen." Jean Paul liebte den Jüngling, der unter der geisttödtendsten Arbeit eine so feurige Liebe zu den Wissenschaften behielt und soviel Seelenstärke zeigte. Auch liebte Jean Paul an ihm den philosophisch-mathematischen Sinn. Der Einfluß, den er auf Jean Paul übte, war ein moralischer und geistiger. Sein Entschluß, sein Leben nur der Wissenschaft zu widmen, wurde durch das Vorbild seines Freundes nur befestigt. Es fehlen uns zwar aus der Periode von 1779 bis 1781 alle Andeutungen über die Bücher, welche er bei seinen Excerpten benutzt hat, aber es läßt sich doch die geistige Richtung verfolgen, die er in dieser Zeit genommen. Kaum nachdem er in das Gymnasium eingetreten, regte sich in ihm schon der Drang nach geistiger Arbeit. Er schrieb im September 1779 zwei Aufsätze: „Wie unser Begriff von Gott beschaffen ist" und „Von der Harmonie zwischen unsern wahren und irrigen Sätzen." Wahrscheinlich behandelte der letztere Aufsatz religiös-dogmatische Sätze. Dann scheint er bis zum November 1780 ganz unthätig gewesen zu sein. Wahrscheinlich aber fällt in diese Periode die Schließung seines Freundschaftsbundes mit Oerthel, und Otto hat uns das

Fragment eines sentimentalen Briefes an Oerthel aufbewahrt.

„Ach, die wenigen Zeilen haben mir Thränen verursacht, mir, der wenig Freude hat — denn wo wäre sie? — und der auch diese einzige bald missen muß. Wenn ich vielleicht weg bin, so sieh' zu Nachts zu Deinen Gängen in dem Garten hin, wenn sie der Vollmond beschimmert — und denke dann dran — wie wir jenseits hinüber über das beleuchtete Wasser blickten, wie eine freundschaftliche Thräne dem Auge entdrang — zum Allvater hinauf. — — Ach! die Tage der Kindheit sind hin — die Tage des Schülers bei Beiden auch bald vollendet — bald das ganze Leben. — Hier kamst Du und unterbrachst mich; ich las das Papier, das Du mir gegeben hast, und nun kann ich nicht mehr schreiben — fließet, Thränen." „Doch noch 'was. Lauter Sterbegedanken umgeben mich jetzt — vielleicht Dich auch — und dies ist beste Zubereitung. — Nun schimmerst, ruhiger Mond, senkest Ruhe in gequälte Seelen. — Schauerlich ist's, unter Mondesblinkern all' die harmlosen, nachbarlichen Hügel — — bei'n Gräbern wandelnd — zu späh'n! Schauerlich, wenn's so todtenleise um Dich her ist und 's Dich ergreift, das große allumspannende Gefühl — edel ist's, nächtlich die Gräber der süßschlummernden Freunde zu besuchen — und ach! den betrauern, den nun der Wurm

zernagt." „Lies in Yorick's Reisen im 1. Theil das, wo er beim Grabe des Mönchs war." „Von diesem Geschriebenen rede mit mir ja kein Wort — schreiben kannst allenfalls." Die Form, in der diese Gedanken dargestellt sind, hat etwas Unangenehmes, es scheint, als schämt er sich selbst ihrer, obgleich er später die schwärmerischsten Empfindungen selbst ohne die Hülle des Reims und des Versmaaßes offen der Welt zeigte. Auf die Veranlassung Herrmanns scheint er die sentimentalen Bücher bei Seite geworfen, und sich zu kräftigerer, schöpferischer Thätigkeit ermannt zu haben. Im September 1780 begann er eine Reihe von Aufsätzen, die in Form wie Inhalt von den früheren ganz abweichen. Er muß sich schon in Hof mit den Naturwissenschaften beschäftigt haben, denn seine beiden Schriften lauten: Ueber die Mehrzahl der Elemente, und: über Licht, Feuer und Wärme. Mit dem September 1780 beginnt jene unaufhörliche schriftstellerische Thätigkeit, die Jean Paul unermüdlich 45 Jahre lang bis an seinen Tod fortsetzte. Er schrieb seine Arbeiten jetzt in ein Buch, das er „Uebungen im Denken" überschrieb. Andere Arbeiten führen den Titel „Ueber die Religionen in der Welt — Jeder Mensch ist sich selbst Maßstab, wonach er Alles abmißt — Ueber Narren und Weise". Es folgen dann aphoristische Bemerkungen. Im Allgemeinen sind die hervortretenden Eigen-

schaften dieser Arbeiten Kürze, Klarheit, Leichtigkeit des Styls. Wir führen als Beispiel Einiges aus seinen Bemerkungen über das Verhältniß des Gedächtnisses zur Phantasie an. „Es sei schwer, sagt er, Gedächtniß und Phantasie von einander zu unterscheiden. Die Grenzlinien, wo das Eine anfinge und das Andere aufhörte, seien zu fein gezeichnet. So viel sei gewiß, Gedächtniß sei nie ohne Einbildungskraft; er könne sich keiner Sache erinnern, ohne zugleich das Bild derselben wenigstens dunkel in seiner Seele zu haben, und dies sei doch wohl Wirkung der Einbildungskraft. Auch sei Einbildungskraft nie ohne Gedächtniß; denn von allen möglichen Bildern, die jene zusammensetze, sei der Stoff aus der Natur genommen, den das Gedächtniß an die Hand gebe. Es sei möglich, daß das Ganze desselben nie in der Natur existirt habe, aber seine Theile seien doch dagewesen. Einbildungskraft thäte weiter Nichts als zusammensetzen, nicht aber schaffen. Einbildungskraft also würde Nichts sein, wenn Gedächtniß nicht wäre. Ueberhaupt schiene es ihm, daß alles Gedächtniß blos Einbildungskraft sei — und daß diese es blos wäre, welche jenes gäbe. Die Erinnerung sei Nichts als die Bemerkung der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der gegenwärtigen Sache mit dem Bild in der Seele, und was sei die sogenannte memoria localis Anderes, als die Vergegenwärtigung da gewesener Bil-

der? Wenn das vermeinte Gedächtniß wirken solle, so müßten zwei Bilder von der Sache vorhanden sein, die man mit einander vergliche, und aus deren Aehnlichkeit mit einander man schlösse, daß eines schon da gewesen sei; also sei bei jedem Aktus des Gedächtnisses ein Urtheil. Die Einbildungskraft habe nur allemal ein Bild vor sich. Ihre Absicht sei nicht, zu bemerken, daß es schon da war, sie nehme gar keine Rücksicht auf die Zeit. — Der Einwurf, daß Jemand viel Einbildungskraft aber kein Gedächtniß habe, sei keiner gegen ihn; man könne eben dasselbe Vermögen der Seele bei dem einen Objekt üben und beim andern ungebraucht lassen. So sei es bei'm Poeten. Eine Kraft äußere sich nicht bei allen Gegenständen gleich stark; sie wirke hier stark, dort schwach, es seien aber nicht zwei Kräfte". An einer andern Stelle äußert er sich über das Verhältniß des Gedächtnisses zum spekulativen Scharfsinn: Es sei falsch, wenn man glaube, ein Philosoph brauche kein starkes Gedächtniß zu haben. Wer selbst schon gedacht und bemerkt habe, wie schwer es sei, die feinen Gedanken sich nicht entwischen zu lassen, würde sich wundern, wie dem Philosophen Gedanken nicht entgingen, die man schon Mühe habe, zu fassen, die so fein seien, daß sie ein scharfsinniges Auge kaum bemerke; der Philosoph habe eben so gut Gedächtniß, wie der Geschichtsschreiber. Beide machten

nur nicht gleiche Anwendung davon. Das Gedächtniß der Philosophen nehme nur solche Dinge auf, welche Aufmerksamkeit und Nachdenken erweckten, kurz, die den Verstand interessirten. Dinge, die wenig zu denken geben, z. B. Zeitrechnungen, dies Alles merke es nicht; es habe wichtigere Sachen zu behalten. Es gebe aber verschiedenen Geschmack und eben deshalb verschiedenes Gedächtniß. Jeder spräche dem Gedächtniß ab, der nicht das behielte, was er selbst behalte; aber er solle doch bedenken, daß, wenn der Andere nicht gerade das merke, er doch etwas merke. Die Gedächtnisse seien überhaupt weniger im Grade, als vielmehr in der Art verschieden. Der habe also das größte Gedächtniß, der gegen Alles am reizbarsten sei — und der das geringste, der überall unempfindlich wäre. Daher komme das starke Gedächtniß der Jünglinge und das schwache der Greise".

Viertes Kapitel.

Jean Paul's weitere Arbeiten. Noth und Elend.

Jean Paul war in einer Selbsttäuschung bezüglich seines vermeintlichen Berufes zur spekulativen Philosophie befangen. Er hatte einen Drang zum Zusammensetzen, den er selbst als eine der Eigenthümlichkeiten der Phantasie angiebt, und aus diesem Drange entsprangen jene Abhandlungen, die in ihrem Inhalt nur darum philosophisch wurden, weil die beschränkte Umgebung keinen andern Stoff bot. Sobald er Gelegenheit fand, ergriff er den naturwissenschaftlichen Stoff, der sich ihm darbot, mit Vorliebe. Aber auch später taucht dieser Irrthum über seinen besondern Beruf zur

Philosophie einige Male wieder auf. Viele seiner aphoristischen Bemerkungen beschäftigen sich mit den geistigen Verhältnissen großer Schriftsteller zu der Welt und mit der Frage, warum ihre Darstellungen eine solche Wirkung gehabt. Die Bemerkungen über das Benehmen der Menschen um ihn her zeichnen sich meistens durch treffende Wahrheiten aus. Wir lassen einige davon hier folgen: „Sogar das Genie wird schlecht über sich selbst schreiben; denn es ist sich selbst ein Räthsel, das es nicht entziffern kann; es wandelt in Nacht und geht dunkle Gänge; es kennt an sich Nichts, als seine Unergründlichkeit."

„Laß dem Unwissenden einen Irrthum, von dem er sich zu überzeugen vermag, und dringe ihm keine Wahrheit auf, deren Beweis er nicht einsieht. Schenke ihm einen leichten Irrthum, und quäle ihn nicht mit schweren Wahrheiten. Ermesse die Güte seiner geglaubten Sätze nicht nach den Beweisen derselben, sondern nach ihren guten und bösen Folgen. Der Unweise liebt Wahrheit, weil sie ihm gefällt und ihm nützt; nimmst Du ihm das Letzte weg, so hat er gar Nichts."

„Schriften, wo der Verfasser gedacht, gefallen uns; aber diejenigen gefallen uns noch mehr, wo er uns nur denken läßt. Darum liest man so gerne witzige Sachen; darum giebt es so Wenige, die abstrakte Schriften mit Vergnügen lesen."

„Es gefällt Jedem, wenn ein Schriftsteller demüthig ist, wenn ein Genie sagt, daß es keins sei; sonst wird unsere Eigenliebe zu sehr beleidigt. Wenn Jemand von sich sagt, daß er groß sei, so ist es ebensoviel, als wenn er sagte, daß wir klein sind."

Die Sammlung von Excerpten, die er mit großem Fleiße fortsetzte, war bis Ostern 1781 schon auf zwölf Quartbände angewachsen, sie enthielt ausführliche Abhandlungen, Beschreibungen oder kürzere Notizen, Bilder aus verschiedenen Werken und Schriftstellern. Er giebt außer einigen Büchern, die er von dem Pfarrer Vogel verlangt, nicht genau an, welche Bücher er excerpirt und gelesen. Es scheint, als wenn die durch Klopstock, Wieland und Goethe hervorgerufene Bewegung ihn ganz unberührt gelassen hätte — auch für Lessing zeigte er wenig Interesse. „Ich setzte, sagt er in seiner Selbstbiographie, ich setzte eigentlich alle Aufklärung in die Siebenziger Jahre; unter 1769 mochte ich nichts, und noch heute hängt mir dies bei Lessing an." Obgleich der Eindruck, den Werther's Leiden hervorriefen, ein ungeheuerer war, so regte er doch Jean Paul gar nicht an. Auch die Nicolai'sche Allgemeine deutsche Bibliothek, die er noch in Hof ausschließlich benutzte, sprach von Werther ungünstig. Auch Lessing ließ in der Sammlung seiner Briefe kräftige Worte gegen den Werther fallen. Jean Paul selbst spricht

sich nur an einer Stelle über Goethe aus, indem er von ihm sagt, daß er ein solcher Zeichner sei, der jede Seite des empfindenden Herzens träfe, und daß darum ganz Deutschland mit ihm geweint habe. Nur durch die theologisch-heterodoxe Bewegung der Zeit wurde Jean Paul angeregt. Es war die Zeit, in der Friedrich des Großen Schriften, die französischen Encyclopädisten und auch Wieland Epoche machten, der gerade begann, gegen den Pietismus zu Felde zu ziehen. Für Wieland hegte Jean Paul indessen keine Vorliebe. Herder's Arbeiten zogen ihn dagegen mächtig an; die rationalistischen, skeptischen und kritischen Religionsmeinungen beschäftigten seinen Geist vorzugsweise, nur das Studium der heterodoxen Theologie war noch lange für Jean Paul ein Hinderniß, daß seine poetische Schöpfungskraft zur Entwickelung kam. Nur ein Schriftsteller scheint einen wesentlichen Einfluß auf ihn geübt zu haben; dieser war Hippel. Aus der reichen Fülle psychologischer und praktisch-philosophischer Bemerkungen nahm Jean Paul Vieles in seine Excerptenbücher auf, und besonders zog ihn die Art und Weise, wie Hippel phantasirte, sein skeptischer Witz, sein milder Humor an. Man kann Hippel den Vorläufer Jean Paul's nennen. Beide sind sich gleich in der Fülle der Bemerkungen und Sentenzen, wenn Jean Paul seinen Vorgänger auch in Witz und in der Satyre bei weitem übertraf.

Jean Paul hatte während seines Aufenthaltes in Hof in seiner Bildung Riesenfortschritte gemacht. Die Lehrer betrachteten ihn auch als einen Ebenbürtigen und schrieben in diesem Sinne an ihn Briefe. Besonders wurde seine Zuversicht, daß er Vielen voraneilen werde, durch den Pfarrer Vogel in Rehau bestärkt, der in einem Briefe an ihn schrieb: „Vortrefflicher junger deutscher Mann, von dem ich auf die Zukunft Vieles der Welt verspreche, Sie können noch dereinst mehr Verdienst um mich haben, als ich gegenwärtig um Sie gehabt habe. Heben Sie diese Weissagung auf.“ Jean Paul hegte eine glühende Liebe zur Wissenschaft, und er wollte die Welt durch Verbreitung neuer Wahrheiten erleuchten und fördern helfen. Er bezog daher jetzt die Universität Leipzig, aus dem Grunde, weil die Familie verarmt war. Es waren besonders Theologen, welche diese Universität bezogen, und weil der Rektor Werner ihm vorstellte, daß er dort gar nicht von Hause aus unterstützt zu werden brauche, so zog er diese Universität vor. Er sehnte sich der neuen Freiheit entgegen aus den Fesseln, die ihn jetzt mehr als je drückten. Er mußte nach einer in den Fürstenthümern Anspach und Baireuth bestehenden Vorschrift vor dem Abgange zur Universität eine Prüfung bei dem Consistorium von Baireuth bestehen. Zu Pferde eilte er dahin. Die Eindrücke dieser Reise

hat er später in einem Werke geschildert. In Begleitung des Rektor Kirsch langte er am 19. Mai in Leipzig an und wurde an demselben Tage immatrikulirt. Doch fand er sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Die Gegend, die dem Auge gar keine Abwechselung bietet, langweilte ihn. Auch fühlte er sich in der volkreichen Stadt verlassen, Familienzirkel waren ihm nicht geöffnet. Vernachlässigt von seinen Collegen, von den Professoren und Einwohnern, in seinen Studien sich selbst überlassen, wurde er bald eine Beute der Melancholie. Auch wurde der Lebensunterhalt ihm schwer. Sein Armuthszeugniß verschaffte ihm nur den unentgeldlichen Besuch einiger Collegien. Er ließ sich jedoch durch diese Täuschungen nicht gänzlich niederschlagen. Anfangs befand er sich auch noch nicht ganz mittellos, da seine Familie erst später verarmte. Eine Annehmlichkeit für ihn war es, daß Adam von Oerthel mit ihm die Universität und sogar dasselbe Haus bezog. Oerthel war indessen durch den Geiz seines Vaters sehr beschränkt. Dennoch arbeitete Jean Paul ununterbrochen fort, und vollendete im Monat Mai ein drittes Heft der Denkübungen. Es waren auf der Universität damals drei hervorragende Lehrer, Ernesti, der Philolog, der Philosoph Platner und der Theologe Morus. Bei Morus hörte er theologische Vorlesungen, bei Platner über Logik und Metaphysik, über Moral bei Wie-

land. Besonders flößte ihm Plätner hohe Achtung ein, in einem Briefe an Vogel setzt er ihn sogar dem großen Lessing zur Seite und schildert ihn folgendermaßen: „um Ihnen diesen ganz zu malen, müßte ich er selbst oder noch mehr sein. Man muß ihn hören, man muß ihn lesen, um ihn bewundern zu können. Und dieser Mann, der so viel gesunde Philosophie mit so viel Anmuth, so viel gesunden Menschenverstand mit so großer Gelehrsamkeit, so viel Kenntniß der alten Griechen mit Kenntniß der Neuen vereinigt und als Philosoph, als Arzt, Aesthetiker, Gelehrter gleich groß ist, und eben so viel Tugend als Weisheit, eben so viel Empfindsamkeit als Tiefsinn besitzt, dieser Mann ist nicht blos nur dem Neide jedes schlechten Kopfes, sondern der Verfolgung der mächtigen Dummköpfe und der heimlichen Verleumdung ausgesetzt. Er hat schon viele Streitigkeiten gehabt und noch mehr Feinde sich zugezogen. Er wurde einmal vor das Consistorium zu Dresden gefordert, um sich wegen der Beschuldigung des Materialismus zu verantworten. Wenn man ihm etwas weniger Schuld geben kann, so ist es dieses; er ist der erklärteste Feind des Materialismus; man muß seine Aphorismen nicht gelesen, nicht verstanden haben, um es nicht zu wissen. Doch es war ein Consistorium; dieses hat Recht, mit mehr Ehre dumm und mit mehr Heiligkeit boshaft zu sein, als andere Men-

schen. Er vertheidigte sich, er siegte über die, mit welchen er zu streiten für Schande hielt. Kaufen Sie sich seine philosophischen Aphorismen. Sie treffen in diesen die Leibnitzische Philosophie im kernigsten Auszuge und eine Menge Erläuterungen und Bemerkungen in gedrängter Schreibart an."

Die Vereinigung verschiedener wissenschaftlicher Fähigkeiten und der Umstand, daß Platner ebenso aphoristisch dachte, wie er selbst, machte ihm diesen Philosophen anziehend. Er hörte ihn zwei Jahre lang mit großer Aufmerksamkeit, zeichnete sich aber die Vorträge nicht auf, sondern machte sich nur zuweilen Bemerkungen. Er hatte immer den Wunsch, die als berühmt bekannten Männer auch persönlich kennen zu lernen, weil er glaubte, daß sie ihre besten Gedanken und Empfindungen nur vor der Masse zurückhielten und nur in der Gesellschaft von Vertrauten offenbarten. Außerdem waren von den Behörden orthodoxe Vorträge vorgeschrieben, auch wenn die Lehrer freiere Ansichten hatten. Daher konnten die Professoren nicht frei ihre Meinung heraussagen. Die Platner'schen Vorlesungen erweckten in ihm nur die Sehnsucht nach dem Umgang mit geistreichen Freunden. Er suchte aber in Ermangelung derselben die Bücher wieder auf. Das Studium der französischen und englischen Literatur trat damals in den Vordergrund — Rousseau's Emil

gab die Anregung für Pestalozzi, Basedow und die Philantropistenschule. Der Inhalt und die Form der Werke von J. J. Rousseau ergriff ihn am meisten, wie dann dessen Arbeiten durch die Formlosigkeit bei dem höchsten Schwunge der poetischen Ausdrucksweise am meisten den Arbeiten Jean Paul's gleichen. Er blickte in ihn wie in einen Spiegel hinein; fand er doch in Rousseau dieselben Eigenschaften, die auch sein eigenes Wesen ausmachten, einen glühenden Zorn, schrankenlose Unabhängigkeitsliebe, fortwährendes Ringen um die edelsten Güter, Armuth und Einsamkeit. Er zog daher außerordentlich Viel aus seinen Werken aus, besonders Beschreibungen solcher Kreise, in die er sonst nicht gelangen konnte, z. B. schrieb er wörtlich eine zwanzig Seiten lange Darstellung des geselligen Lebens in der Pariser großen Welt aus der neuen Heloise ab. Doch die fortwährende Beschäftigung mit der heterodoxen Theologie bildete besonders seine Verstandesthätigkeit aus. Von dem Leben und den Verhältnissen der höheren Classen suchte er sich Kenntnisse zu verschaffen, wo ihm die Gelegenheit dazu geboten wurde. Die ästhetischen Vorträge Platner's regten ihn zu dem Studium der englischen Schriftsteller an; er besuchte Hempel's Vorlesungen über die englische Sprache, und vernachlässigte das Studium der deutschen Literatur fast gänzlich. Die Folge dieser

Studien war, daß er der Philosophie entsagte und eine Folge von Bemerkungen unter dem Titel: „Tagebuch meiner Arbeiten" begann. In diesen tritt das Bestreben deutlich hervor, die Denk- und Lebensweise, wie die Verhältnisse großer Männer und Genies sich zu erklären. „Wir haben große Geister gehabt, sagt er, aber noch keine großen Menschen. Alle unsere Genies schwingen sich durch ihren Verstand über diese Erde weg — wir sehen traurig ihrem Fluge nach und bedauern nur Menschen zu sein; wir verehren sie, aber wir lieben sie nicht sehr. Allein eine Ausnahme ist da: Rousseau — Seine Fähigkeiten machten ihn zum großen Mann — sein Herz zum großen Menschen. Wir lieben ihn mehr, weil er seine Fehler entdeckt und sich nicht schämt, unser Mitgeschöpf zu sein." „Wir kennen, sagt er anderswo, noch mehr den Kopf der berühmten Männer, als ihr Herz; jenen haben sie selbst durch ihre Werke gezeichnet, dieses in ihren geheimen Handlungen abgebildet; sie würden uns aber um so gewisser gefallen, wenn sie sich auch mit ihren Gedanken, Meinungen und ihren Gefühlen dargestellt hätten; und wenn der Verstand, der in Rousseau's Werken glänzt, noch nicht das Monument seiner Größe geendigt hat, so wird sein Herz, dessen Beschaffenheit er der Nachwelt beschrieben hat, den Grund seiner Größe tief graben." Besonders charakteristisch ist

aber bei ihm die Sehnsucht, einen grossen Mann in seinem Zimmer zu sehen; an vielen Orten redet er davon „Ein grosser Mann ist am größten in seiner Stube und noch größer in sich selbst. Draußen in der Welt blendet er nur und verschießt feurige Strahlen, man muß näher bei ihm sein, um Wärme von ihm zu empfangen.“ In einem Briefe an Vogel sagt er: „Es ist so schwer, Zutritt bei den Professoren zu erlangen. Diejenigen, die eigentlich berühmt sind und deren Liebe mir nöthig genug wäre, sind von einem Haufen von Geschäften umringt, von einer Menge von andern vornehmen Personen, von einem Schwarm niedriger Schmeichler belagert, daß Jeder, den nicht sein Kleid und sein Stand empfiehlt, nur mit Mühe ihnen bekannt wird. Wenn Jemand mit einem Professor sprechen wollte, ohne ein besonderes Gesuch angebracht zu haben, so würde er sich wohl dem Verdacht der Eitelkeit aussetzen.“ Ueber den Philologen Ernesti fällt er sehr derbe Urtheile.

So sehr er gehofft hatte, daß seine Verhältnisse sich glücklicher gestalten würden, so gab er doch diese Träume bald auf. Ueber seine drückende Lage sucht er sich zu trösten, und preiset die Einsamkeit als die Quelle der Menschenliebe und als Trost in Leiden. „Der ist unfehlbar der größte Menschenfreund, sagt er an einer Stelle, der mit wenigen Menschen

umgeht, deren Herz aber seine Liebe fordert, deren Unglück sein Mitleid erregt. Man wird nur gegen den Menschen gleichgültig, wenn man ihn oft und nicht recht sieht, wenn man mit Vielen umgeht, ohne mit Einem recht bekannt zu sein — man erstickt das Mitleid, wenn man täglich Gelegenheit hat, es zu äußern. Es wird endlich abgehärtet, wenn es immer Unglückliche sieht. Darum glaub' ich, hat man in den großen Städten nicht die Menschenliebe, die der Bewohner des einsamen Dorfes fühlt. Und vielleicht haben aus eben der Ursache die Könige weniger Mitleid, weil sie immer ein Haufe von Menschen umgiebt, die sie nicht interessiren, ja die ihren Begriff von der Würde der Menschen durch ihr eigenes Herumkriechen von seiner Höhe herabstimmen. Vielleicht wäre das wohl auch ein Grund, warum die Frauenspersonen mehr Menschenliebe haben, als die Männer. Sie kennen weniger Menschen; aber sie kennen die Wenigen recht — und: vielleicht ist es weniger bekannt, daß sogar der Anblick gleichgültiger Menschen gleichgültig, und daß überall eine ausgebreitete Bekanntschaft mit Menschen unsere Liebe gegen sie geringer macht. Wer in der Stadt lebt, hat nicht das weiche Herz, das der hat, der auf seinem Dorfe lebt. Darum sind wir auch in der Jugend so menschenfreundlich, weil wir noch wenig Menschen kennen."

„Die Einsamkeit vermehrt den Stolz; mit je weniger Menschen man umgeht, über desto mehrere setzt man sich hinauf. Daher wird allezeit der auf dem Dorfe sich mehr dünken, als der in der Stadt. Daher liebt der Schwärmer die Einsamkeit, weil er am meisten den Stolz liebt. Die Gelehrsamkeit, die man von Büchern einsammelt, macht stolz, die man von andern Menschen hört, macht bescheiden — denn man glaubt das schreiben zu können, was man liest, allein man glaubt nicht, das sagen zu können, was uns oft der Andere sagt."

„Das Unglück schadet dem großen Manne wenig; er steigt auf den Trümmern seines vormaligen Glücks zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, oder, wenn es ihm schadet, so geht er wie die Sonne unter bei seinen Zeitgenossen, und vergoldet noch am letzten Tage seines Laufes die Wolken des Unglücks, den Horizont des verflossenen Lebens und entzieht sich den Augen der Zuschauer; allein er geht eben wie die Sonne wieder in einem andern Lande mit morgentlichen Strahlen auf und senkt sein unvermischtes Licht in die reinen Augen der Nachwelt. Die Größe des Menschen zerschmilzt am Scheine des Glücks. Der Geist fliegt mit wächsernen Flügeln, die die Gluth der guten Tage verzehrt, zerschmelzt; und das Geschöpf fällt zur Erde nieder und kriecht im Schlamm."

„Für eine große Seele ist das Glück gefährlicher, als das Unglück — jenes stürzt sie eher in große Laster, als dieses, und die Fehler, die sie im Elend begeht, sind verzeihlicher, erhabener, als die Laster, welche der kleine Geist in seiner Niedrigkeit vorher erst bei sich gedacht hatte.“

Er empfand bald aber den Schmerz seiner getäuschten Hoffnungen und begann sich nach seiner — Kindheit zu sehnen. In seinem Tagebuche lesen wir: „Die Kindheit ist der Frühling des Lebens, der Mai im Jahr, das Eden in einer wüsten Welt, der Vorschmack des Himmels. O! zu bald verflossene Tage, ach! wie oft saugt der lechzende Geist in der dürren Wüste des Lebens nur aus Euch allein noch Nahrung! Euer Schatten wandelt noch um uns herum, wir ergötzen uns wenigsten an Eurem Bilde, da Ihr längst uns verlassen habt, und schauen noch einmal sehnend mit ausgestreckten Armen hin in das Land, wovon uns eine ewige Kluft trennt. Meine Jugend vermischt sich mit allen meinen Leiden — sie benimmt ihnen ihr Schmerzhaftes und verwandelt sie in süße Melancholie.“

Seine Lage verschlimmerte sich von da an mehr und mehr. Er hatte bisher noch nicht wirkliche Noth gelitten, aber diese rückte jetzt immer näher. Otto erzählt uns über diese Verhältnisse: Die Mutter verließ

Schwarzenbach gegen den Rath Pauls und anderer Freunde, und zog nach Hof. Dort stand sie ganz allein, sogar die öffentlichen Behörden versäumten es, ihren unmündigen Kindern Vormünder zu setzen. Ein Haus nach dem andern wurde verkauft, um Geld zu bekommen. Das geringe Vermögen fing auch bald an zu schwinden, weil es nicht sparsam angewendet wurde. Die kleinstädtische Welt beurtheilte die Familie lieblos, weil sie ein Vermögen nicht zu erhalten wußte, das der Vater durch mühsamen Fleiß, Talent und Rechtlichkeit erworben hatte. Man gab sich nicht die Mühe, die Lage der Familie genau kennen zu lernen, um sie durch Rath und That vor einer schnellen Verarmung zu bewahren. Als es zu spät war, reichte man der Familie einige unzureichende Unterstützung. Jean Paul mußte ernstlich daran denken, diese Lage seiner Mutter etwas zu erleichtern. Er hatte schon länger den Entschluß gefaßt, die theologische und jede amtliche Laufbahn für immer aufzugeben, weil er fühlte, daß ihm jede amtliche Laufbahn bei seiner Armuth und seinem Mangel an Gönnern sehr schwer werden würde. Er wollte keinem vielleicht unbedeutenden Menschen eine Stellung verdanken, die er seinen Fähigkeiten verdanken konnte. „Und endlich, ruft er in seinem Tagebuche aus, und endlich, Gott, wenn ich alles dulden sollte, nur dies nicht: dem dummen und zugleich bösen

Menschen zu danken, der durch einen Zufall Anspruch auf unsere Erkenntlichkeit machen kann! O! wer eine hohe Seele hat, wer ein schönes Herz in sich fühlt, oder einen scharfsinnigen Verstand bei sich bemerkt, der lasse sich lieber vom Sturm seines vormaligen Glückes zertrümmern als einem elenden Bösewicht und Dummkopf. „ — Siehe Rousseau.“ Er wählte jetzt Studien, die ihm mannichfaltigere Bilder vorführten. Er sehnte sich nach einer Lage, in der er stets unabhängig von Außen bleiben, die Stunden seiner Thätigkeit selbst regeln und seine Studien seiner Stimmung entsprechend selbst auswählen konnte. Er fühlte sich stark genug, Entbehrungen zu tragen. Die Noth seiner Familie brachte ihn indessen auf einen Gedanken, dessen Ausführung sein ganzes späteres Schicksal und sein Wirken für das ganze Leben bestimmte. Weil er durch Ertheilung mündlichen Unterrichtes seine Bedürfnisse nicht bestreiten konnte, so entschloß er sich, ein Buch zu schreiben. Schon früher hatte er einmal seine Familie darauf vorbereitet. Er schrieb daher sein erstes Werk, nicht angeregt durch irgend eine gewaltige Idee, sondern durch die Noth gezwungen. Er wußte im Anfang nicht einmal, was er schreiben wollte, welchen Stoff wählen, er fühlte, daß er zu diesem Zwecke sogar studiren müsse. Er schrieb dem Pfarrer Vogel bei Uebersendung des ersten Manuscriptes nach Rehau:

„Sie wissen, daß ich arm bin, aber dies wissen Sie vielleicht nicht, daß man mir meine Armuth nicht erleichtert. Gott hat mir vier Füße versagt, mit welchen man sich den gnädigen Blick eines Gönners und etliche Brosamen von seinem Ueberflusse erkriechen kann. Ich kann weder ein falscher Schmeichler, noch ein modischer Narr sein, und weder durch die Beweglichkeit meiner Zunge, noch meines Rückens Freunde gewinnen. Es fiel mir nun einmal ein, so zu denken; ich will Bücher schreiben, um Bücher kaufen zu können; ich will das Publikum belehren (erlauben Sie diesen falschen Ausdruck wegen der Antithese), um auf der Academie lernen zu können; ich will die Pferde hinter den Wagen spannen, um aus dem bösen Hohlwege zu kommen. Ich fing an, ich verbesserte; ich fand Hindernisse, wo ich sie nicht suchte, und da keine, wo ich sie erwartete, und endigte an dem Tage, wo ich Ihren schätzbaren Brief bekam. Sie werden denken: Wunderbar! wenn sie nicht denken: Thöricht!“

In einem Jahre vollendete er ein Werk von zwölf Druckbogen, und er selbst legte später immer noch ein großes Gewicht darauf, daß er es in seinem 19. Jahre vollendet habe. Die Critiker, wie Schlegel und Tieck, kannten den eigentlichen Ursprung des Werkes nicht, und erklärten seinen Ernst und seinen Gefühlsschwung, wie alle seine spätern Arbeiten für Verirrun-

gen seines eigentlichen Talentes, während sie die ersten Bücher für die besten erklären. Dennoch machten die späteren Arbeiten gerade den erschütterndsten Eindruck auf das Volk. Das Buch von dem wir reden, das den Beweis von seiner Genialität liefert, heißt die „Grönländischen Prozesse."

Es kann merkwürdig erscheinen, daß er bei seinen mannichfaltigen Kenntnissen keine theologische oder philosophische Schrift schrieb, oder seine Untersuchungen in seinen Tagebüchern fortführte — aber es kann das wenigstens als Beweis gelten, wie sehr er sich in der Meinung, er sei eigentlich zum Philosophen berufen, getäuscht hatte. Seine Freunde waren indessen durch die Richtung, die er eingeschlagen hatte, sehr überrascht, da er ihnen seinen Plan völlig verborgen gehalten hatte. In dem Briefe an den Pfarrer Vogel entschuldigt er sich nur über die Veränderung in seinem Studium. „Es wird mir schwer, sagt er, Ihnen gewisse Dinge zu sagen, da sie sich ohne den Schein von Stolz und Prahlerei kaum sagen lassen. Ich habe mir die Regel in meinem Studiren gemacht, nur das zu treiben, was mir am angenehmsten ist, für was ich am wenigsten ungeschickt bin, und was ich jetzt schon nützlich finde oder dafür halte." Er faßte jetzt den entschiedenen Entschluß, seine früheren Studien ganz aufzugeben. „Das Studiren, was man

nicht liebt, heißt mit dem Ekel, der Langenweile und dem Ueberdruß kämpfen, um ein Gut zu erhalten, das man nicht begehrt; das heißt die Kräfte, die sich zu etwas Anderem geschaffen fühlen, umsonst an eine Sache verschwenden, wo man nicht weit kommt, und sie den Sachen entziehen, in denen man Fortgang machen würde. Aber eben dadurch verdienst Du Dir Brod — dies ist der elende Einwurf, der dagegen gemacht werden kann. Ich wüßte keine Sache in der Welt, durch die man sich nicht Brod erwerben könnte. Auch weiß ich nicht, ob ich in dem mein Brod erwerben werde, wozu ich keine Kräfte fühle, keine Lust empfinde, und in welchem ich also unmöglich Fortgänge machen kann, oder in dem, in welchem mein Vergnügen mich anspornt, meine Kräfte mir forthelfen." Das Studium der französischen und englischen Schriftsteller, so wie des Cicero und des Seneca hatte ihn wohl zu der Wahl eines solchen Stoffes geführt. Seine früheren Studien der größeren deutschen poetischen Werke hatten ihn zu eigenen Schöpfungen nicht angeregt, ebensowenig die Hippel'schen Lebensläufe.

Die englischen und französischen Schriftsteller gaben ihm eine poetische und bilderreiche Sprache mit der Durchführung irgend eines philosophischen oder psychologischen Erfahrungssatzes. Diese Sätze waren mit Bildern, Allegorien, mit Witz, Satyre und Ironie durch-

geführt. Bei Jean Paul erwachte die dichterische Lyrik, alle Blüthen brachen auf, die bisher in seiner Lebensdürre verkümmert waren. Er warf jetzt die philosophischen Schriften bei Seite, und suchte nur die Werke der Ausländer.

Wir wissen, daß er sich früher an dem glänzenden und prächtigen Styl eines Helvetius, den feinen Bemerkungen Toussaints, der glühenden Beredtsamkeit Rousseau's und Cicero's, wie an dem Witze Voltaire's, an den Satyren Pope's und Youngs und an den Antithesen Seneca's erfreut hatte. Sein erstes Werk mußte daher ein satyrisches werden. Satyre und Witz können sich in den verschiedensten Wendungen bewegen, erzeugen sich immer neu, und sind daher für Menschen von lebendiger Phantasie und poetischer Begabung das leichteste Erzeugniß. Unser Dichter kam aber durch einen stufenweisen Entwickelungsgang erst zu dieser ersten selbstständigen Arbeit. In einem Briefe an Vogel erzählt er, daß sein erstes Produkt nur die Nachahmung eines, von andern Schriftstellern schon behandelten Gegenstandes, vorzüglich eine Nachahmung des Seneca war. Der Inhalt war ein Lob der Dummheit. Der Dichter erzählt selbst, daß ein bedeutender Unterschied zwischen dieser Arbeit und den Grönländischen Prozessen in Form und Stoff stattgefunden habe, und voll von Antithesen gewesen sei. Von diesen Antithesen wollen wir hier einige folgen lassen:

„Mit künftigen Büchern werde ich mehr Geld und wenigen Tadel gewinnen. Mein Buch ist zu jung, um alt zu werden. — Ein Buch ohne Schönheit ist gewiß ein schlechtes; aber eines ohne Fehler ist darum kein gutes. — Die Feile erzieht, aber erzeugt nicht Schönheiten. — Wenn das Buch eine schlechte Satyre auf Andere ist, so ist es die beste auf mich. — Schönes Wetter erzeugt selten einen schönen Brief. — Die Hitze reizt zur Bildung leiblicher aber nicht geistiger Kinder, und am warmen Mittage scheint die Sonne die Strahlen, die sie für die Gasse verschwendet, dem Kopfe zu entziehen. — Je mehr Mühe ein Einfall kostet, desto weniger ist er sie werth. — Die Empfindung wählet statt des Herzens den Gaumen." Aus einem Briefe an Oerthel geht hervor, daß dergleichen Einfälle von ihm nicht willkührlich, sondern mit vollem Bewußtsein und nach bestimmten Regeln gebildet wurden. Oerthel hatte den Satz aufgestellt: „Der Ideengang eines Hypochondristen nach dem Essen ist so unordentlich, wie die Bewegung seiner Säfte." „Wo fehlt demselben Witz?" sagt Jean Paul. „Nicht am Gedanken, sondern am Ausdrucke, dem man erst die Wörter abschneiden muß, die die Vergleichung zwischen den zwei unähnlichen Ideen erschweren." Aendere ihn kurz so um: „Die Verdauung verwirrt meine Gedanken und meine Säfte." Der Gedanke ist derselbe; allein die

Kürze des Ausdrucks macht die Aehnlichkeit des Unähnlichen noch auffallender, statt daß sie der Deinige versteckt. Von den Ideen brauchst Du das Wort: „Gang,“ von den Säften das Wort: „Bewegung;“ nimmt man aber zu beiden dasselbe Wort, so leuchtet Jedem die Aehnlichkeit ein. Daher schreiben alle Diejenigen witzig, die kurz schreiben, Tacitus ꝛc. Daher rechnet man Kürze zum ersten Erforderniß des Epigramms; Salz bleibt auch im Wasser Salz: allein Niemand sieht, daß es Salz ist, ein Chemiker ausgenommen.“ Auch Gleichnisse finden wir in dieser Arbeit, während in der ersten Arbeit nur Antithesen vorwalteten. Der Brief an Vogel, mit dem er die Grönländischen Prozesse begleitete, ist voll von Antithesen, die er in den Grönländischen Prozessen selbst mit den Gleichnissen vertauscht hatte.

Im Winter gerieth Jean Paul indessen in bitteres Elend. Er erhielt von Hause wenig Unterstützung. Aus den Briefen an seine Mutter sehen wir, wie groß seine Leiden waren. „Sie lassen mich zwischen Furcht und Hoffnung. Ich habe Ihnen schon neulich um Geld geschrieben, und da habe ich schon Viel geborgt gehabt; jetzt habe ich noch keines, ich borge also immer fort. Aber auf was soll ich denn endlich warten? Seien Sie so gütig und verschaffen Sie mir Rath. Ich muß doch essen und kann nicht unaufhörlich beim

Traiteur borgen. Ich muß einheizen, wo soll ich aber Holz bekommen ohne Geld? Ich kann ja nicht erfrieren. Für meine Gesundheit kann ich überhaupt nicht sorgen; ich habe weder Morgens, noch Abends etwas Warmes. Ich habe Sie um zwanzig Thaler Sächsisch gebeten, jetzt ist's schon lange; wenn ich's bekommen werde, so werde ich kaum das bezahlen können, was ich schon schuldig bin." „Ich wollte Ihnen gerne Caffee schicken, schreibt er später, aber mein Geldmangel ist so groß, als der Ihrige. Ich borge halt darauf los, und kann nicht anders." Dazu kamen die Schmerzen über das Unglück und die Verwahrlosung fast aller seiner Brüder. Nur der dritte Bruder hielt sich aufrecht. Einer stürzte sich aus Verzweiflung in die Saale, die Andern vagabondirten in der Welt umher. Oft sogar wollte Jean Paul Leipzig verlassen und nach Göttingen gehen.

Er richtete sich wieder empor, als er von mehreren Seiten, auch von Vogel wegen seines „Lobes der Dummheit" belobende Schreiben erhielt. Ein Professor Seidlitz erbot sich, seine Schrift an den Mann zu bringen und Jean Paul reiste voll von Hoffnungen während der Osterferien zu seiner Familie nach Hof. Er sollte in seinen Hoffnungen aber bald getäuscht werden. Als er in Leipzig anlangte, gab ihm der Professor Seidlitz beim ersten Besuche das Manuscript.

zurück. Als er es wieder durchlas, schienen ihm alle seine Einfälle, Witze und Satyren matt und fade, so daß er sich sogar freuete, daß sie nicht gedruckt waren. Ja er wollte die ganze Schriftstellerei aufgeben; doch wurde er durch die Noth gezwungen, sie fortzusetzen. An Vogel erzählt er: „Aus meinem zornigen Enthusiasmus erweckte mich meine rechte Hand, die von ungefähr in die Hosentasche zum leeren Geldbeutel gekommen war; zu der Hand schlug sich noch mein Magen, der durch sein murmelndes Veto der ganzen Entschließung eine andere Wendung gab.“ Er beschloß, die Schrift völlig umzuarbeiten. Seine Stimmung und sein Lebensmuth waren indessen durch die lobende Anerkennung geachteter Personen gehoben worden; das zeigte sich besonders in der plötzlichen Veränderung seiner Lebensweise. Aller bestehenden Sitte und der Mode Hohn sprechend, warf er Zopf und Puder von sich und erschien mit blondem gekräuselten Haar und geöffneter Brust unter den Leipzigern. Natürlich war Alles erstaunt und er hatte für diese „Unanständigkeit“ viele Anfechtungen zu erdulden. Von seiner Mutter verlangte er „feine Oberhemden à la Hamlet.“ „Bei Ihnen, sagt er, wird es Niemand verstehen; das heißt nemlich: Vorne bei der Brust müssen sie offen sein, daß man den bloßen Hals und die Brust sehen kann.“ Seine Hoffnungen, eine Lehrerstelle zu erhal-

ten, mußte er damit natürlich aufgeben; er wollte durch seine eigene Kraft sich selbstständig machen. Trotz dieser Zuversicht verkannte er auch die Hindernisse nicht, die dem freieren Schwunge des Geistes sich entgegensetzten, und spricht das besonders in einem Briefe an Vogel aus, dieses Haupthinderniß fand er in dem Widerspruche zwischen der Verhöhnung fremder Thorheiten und dem Unmuthe über das eigene Schicksal, in dem Streit seiner Gefühle mit seiner Arbeit.

Doch war das Haupthinderniß die Armuth des Stoffes, an dem es ihm ohne Umgang und ohne alle Kenntnisse der höheren Stände fehlte. Es ist aber nicht zu verkennen, daß er mit dieser Arbeit einen bedeutenden Fortschritt gemacht hatte; er hatte eingesehen, daß der Dichter seinen Stoff aus seiner Gegenwart nehmen müsse, und daraus das Mögliche machen, statt nach fernliegenden Stoffen zu greifen. So findet man in den „Grönländischen Prozessen“ überall die nächsten Veranlassungen in den äußeren Verhältnissen des Dichters. In dem Aufsatze: „Ueber die Schriftstellerei“ spottet er über die Ursache, aus der er ein Schriftsteller geworden; zugleich gießt er eine Fülle von Ironie und Spott über die schlechten Schriftsteller aus. Der Gedanke, daß der Magen der Vater und der Hunger die Mutter der Poesie sei, gab reichlichen Stoff zu kräftiger Satyre. Auch die Satyre

„Ueber die Theologen“ hatte ihren Stoff aus seinen Erlebnissen genommen. Hatte er doch vielfache Gelegenheit gefunden, die Schwächen der Theologen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Eben so nahe lag ihm der Stoff zu dem dritten Aufsatze „Ueber den Ahnenstolz“ wofür er die Muster auf den vielen Patronatstellen im Lande finden konnte. Die vierte Satyre „Ueber Weiber und Stutzer“ führt in die Welt ein, aus der er sich den Stoff zu seinen Beobachtungen geholt hatte.

In einem Briefe an den Rektor Werner erzählt er Einiges über seine Erfahrungen, die er nach seiner Ankunft in Leipzig gemacht: „Die Mode ist hier der Tyrann, unter dem sich Alles beugt, obwohl er niemals sich selbst gleich ist. Die Stutzer bedecken die Straße, bei schönen Tagen flattern sie herum, wie die Schmetterlinge. Einer gleicht dem Andern; sie sind wie die Puppen im Marionettenspiele und Keiner hat das Herz, er selbst zu sein.“ „Das Herrchen gaukelt hier von Toilette zu Toilette, von Assemblée zu Assemblée, stiehlt überall ein Paar Thorheiten mit weg, lacht und weint, wie es dem Andern beliebt, nährt die Gesellschaft von den Unverdaulichkeiten, die er in einer andern eingesammelt hat, und beschäftigt seinen Körper mit Essen und seine Seele mit Nichtsthun, bis er ermüdet einschläft. Wen nicht seine Armuth zwingt,

klug zu sein, der wird in Leipzig der Narr, den ich eben geschildert habe."

Am sprudelndsten und originellsten ist die erste Satyre, weil er darin sich selbst verspottet. Wo er eigene äußere und innere Erlebnisse zum Stoff seiner Poesie macht, ist der Dichter am kräftigsten, weniger kräftig in den Schilderungen, zu denen er den Stoff aus seiner nächsten Umgebung wählt, und am schwächsten, wo er nicht selbst Erlebtes schildert. Seine Grönländischen Prozesse nennt er selbst „Lyrik des Witzes", und sie stehen darum immer als Merkwürdigkeit in der Literatur da, weil der Dichter eigentlich aller poetischen Anregungen in der Jugend beraubt gewesen und durch die Noth zu seiner poetischen Produktion gezwungen worden war. Seine poetische Kraft übte sich besonders an den Gleichnissen; und hierfür ging ihm der Stoff nicht aus, weil er in seinen Excerpten die verschiedenartigsten Notizen, Bilder und Allegorien aus allen Kreisen des Wissens, der menschlichen Beschäftigungen und aus allen Theilen der Welt fand, und seine eigenen Beobachtungen ihm täglich neue zuführten. Daher ist der unerschöpfliche Reichthum an Gleichnissen bei Jean Paul zu erklären. Er stellte später den Satz auf, „daß man zum Witz Jeden erziehen könne", aber er spottete über die, welche sich durch Wein künstlich zum Dichten anfeuern wollten; von solchen sagt

er, daß „die Hitze des Weins den Unsinn der Phantasie aus seinem Winterschlafe gestört, die buntscheckige Brut der Träume aus ihrem Schlummer geweckt habe; daß alle Seiten des hohlen Kopfes zu einem gleichzeitigen Mißklang getönt, das Gedächtniß seine gestohlenen Schätze ausgeworfen, und der zusammengeraubte Haufen von verwelkten Blumen sich, wie Heu durch die Nässe, durch das Getränk erhitzt habe." Doch muß ihm die Vollendung der Arbeiten doch noch viele Schwierigkeiten verursacht haben, denn er sagt, „daß er von Neuem sechs Monate darüber zugebracht habe." Er hatte das Meiste seinem Fleiße zu verdanken, und lieferte ein Beispiel, was man durch Fleiß und Anstrengung erreichen kann. Oerthel ruft er einmal zu: „Lieber Gott! wie unendlich klein wären meine Anlagen ohne die Verbesserungen des Fleißes".

Fünftes Kapitel.

Die Grönländischen Prozesse werden gedruckt. Ueber den zweiten Theil der Prozesse — seine Schriftstellerthätigkeit durch neue Armuth unterbrochen — Flucht aus Leipzig.

Das Buch war zwar fertig, doch fehlte noch der Verleger. Indessen war seine Noth gestiegen, und er schildert sie in einem rührenden Briefe an seine Mutter; er verlangt zur Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse nur Acht Thaler! Die Buchhändler Leipzig's wollten sein Buch nicht in Verlag nehmen weil sie sich nicht viel Absatz von ihm versprachen. Er beschloß daher, sein Glück bei dem Buchhändler Friedrich Voß in Berlin, dem Verleger von Hippel's-Werken, zu versuchen, der wohl am geeignetsten war, die eigenthümliche, der Hippel'schen so sehr ähnliche Art und Weise

Jean Paul's aufzufassen. „Während dessen nahm der Winter mit seiner und meiner Armuth zu, und während der Reise des jungen Büchelchens stand der Vater desselben Viel von Dem aus, was man im gemeinen Leben ungeheizte Oefen und ungesättigte Magen nennt." Doch bald sollte er mit einer günstigen Nachricht erfreut werden. Als er im November 1782 in seiner Stube saß, „klopfte endlich an der kalten Stube das Schreiben an, welches berichtete, daß der ehrwürdige Buchhändler Voß, der Verleger und Freund Lessing's und Hippel's, die geistige Erstgeburt mit Liebe in sein Handelswerkhaus aufnähme und sie so ausrüsten werde, daß sie zur Ostermesse in Leipzig zu den andern gelehrten Kreistruppen und enfants perdu stoßen könne. Was er dann endlich, wenigstens zu meinem Vortheil gehalten." Voß gab dem Jüngling 15 Louisd'ors für die kleine Arbeit, und auf dessen Verlangen noch einen Louisd'or mehr. Nachher erbot er sich, eine Fortsetzung der Grönländischen Prozesse für die Michaelismesse in Verlag zu nehmen, und damit wurde er in seinem Entschlusse, die schriftstellerische Laufbahn zu verfolgen, noch mehr bestärkt. Er gab von jetzt an die philosophischen Studien ganz auf. Als seine Mutter ihn aufforderte, in Hof während der Pfingstferien zu predigen, erwiederte er ihr: „Fast mußte ich lachen, als Sie mir den erbaulichen Antrag machten, mich in

Hof in der Spitalkirche hören zu lassen. Denken Sie denn, es ist so viel Ehre, zu predigen? Diese Ehre kann jeder miserable Student erhalten, und eine Predigt kann Jeder im Traum machen. Ein Buch zu machen ist doch wohl zehnmal schwerer. Sie wollen wissen, was ich für Bücher schreibe? Es sind weder theologische noch juristische; und wenn ich Ihnen auch den Namen hersetze, so ist's Ihnen damit doch nicht deutlich: Satyren oder spaßhafte Bücher sind es." Als sie noch weiter in ihn drang, antwortete er ihr: „Sie haben mir eine Strafpredigt gehalten, damit ich in Hof eine Bußpredigt halten soll. Sie glauben, es ist so leicht, ein satyrisches Buch zu schreiben. Denken Sie denn, daß alle Geistlichen in Hof eine Zeile von meinem Buche verstehen, geschweige machen können? Glauben Sie, daß ich umsonst so viel dafür habe bezahlt erhalten? Und daß der Pfarrer in Rehau und Andere die Sache nicht verstehen, welche mich sosehr deswegen loben? Ich verachte die Geistlichen nicht, allein ich verachte auch den Leineweber nicht; aber ich mag doch keiner werden. Ich getraue mir noch Bücher zu schreiben, wo ich für ein einziges so kleines, wie das jetzige, 300 Thaler sächsisch bekomme." An Vogel schrieb er einen Monat später: „Den Plan meines Lebens wollen sie wissen? Das Schicksal wird ihn erst entwerfen; mit meinen Aussichten verträgt sich Keiner, und ich

schwimme auf dem Zufalle ohne Steuerruder herum, wiewohl darum nicht ohne Segel. Ich bin kein Theolog mehr; ich treibe keine einzige Wissenschaft ex professo, und alle nur, insofern sie mich anziehen und in meine Schriftstellerei einschlagen; und selbst die Philosophie ist mir gleichgiltig, seitdem ich an Allem zweifle."

Er begann dann den zweiten Theil der Grönländischen Prozesse auszuarbeiten, und suchte nur die Ueberhäufung der Antithesen und Gleichnisse zu vermeiden. In dem Körner'schen Garten miethete er ein Sommerlogis, um unter den belebenden Einwirkungen einer heitern Natur zu arbeiten. In seinem Wesen tritt seit dieser Zeit eine merkliche Veränderung hervor. Es traten in seinem Innern zwei sich widerstreitende Kräfte entgegen, von denen die eine mit Ernst und Milde gründen, die andere mit Zorn, Kraft und Spott zerstören wollte. Diese Periode reicht von dem zweiten Bande der Grönländischen Prozesse bis zur „unsichtbaren Loge". Er sollte aber bald aus seiner angenehmen Wohnung vertrieben werden. Ein Magister Gräfenhein beklagte sich bei dem Besitzer des Gartens über die unanständige Kleidung des Jünglings, und forderte, daß er, wenn er spazierengehe, seiner Wohnung nicht nahe kommen solle. Der Besitzer forderte also den Jüngling auf, seine Kleidung zu ändern oder die Wohnung aufzugeben. Er zog das Letztere vor

und zog wieder in die Stadt, drohte aber vorher dem Leipziger Magister: „Sie verachten meinen geringen Namen, aber merken Sie ihn auch: denn Sie werden das Letzte nicht lange gethan haben und das Erste nicht mehr thun können. Ich scheine unverständlich, um nicht unbescheiden zu erscheinen."

Als er einige Zeit darauf nach Hof reiste, verwunderte sich alle Welt über seine Tracht und über den fehlenden Zopf. In einem Briefe an Oerthel schildert er in bitterer Weise den Empfang, der ihm zu Theil geworden: „Der Superintendent sagte bei seinem Anblick: Der junge Mensch verachtet die Geistlichen, denn er verachtet die Esel; Gott bessere sein Herz! — und vorher seinen Zwölffingerdarm, sagte der rothe Doktor darauf, der ja mit altem Unrath seinen Kopf verrückt. Wenn Hippokrates nicht Unrecht hat, so wird das Blut eines Esels, welches die Tollheit heilen soll, ihn bald das Bild desselben lieben lehren. Die Weiber sagten: Der Mensch ist ein affektirter Affe, denn er hat keinen Esel (mit Beziehung auf die Sitte, daß die Honoratioren einen Esel auf der Narrenkappe trugen, wofür er einen Maulesel angebracht hatte). Die Bürger sagten: Wer keinen Esel trägt, ist ein Esel; dieser Kerl trägt sogar einen Maulesel, er ist also, Gott sei bei uns! ein Maulesel!" Jean Paul hätte den Hohn engherziger Kleinstädter schon ertragen, aber auch sein Vo-

gel, dem von allen Seiten tadelnde Bemerkungen über seinen Liebling zukamen, und den es verletzte, daß die Welt ihm nicht gleiche Achtung zollte, schrieb ihm, er werde ihm Pope nur unter der Bedingung schicken, daß er seine Kleider ändere. Doch ein solches Verlangen empörte den Stolz des Jünglings auf das Heftigste, und er beklagte sich bitter darüber in seinen Briefen an Vogel. Er suchte ihm mit Gründen die Zweckmäßigkeit seiner Kleidung zu beweisen und behauptete, daß man sich in seinem Thun und Treiben nicht durch die Vorurtheile der Welt beschränken lassen dürfe, während Vogel gerade darauf Gewicht legte. Durch Milde versöhnte er aber den gereizten Jüngling, so daß ihm dieser einen Besuch versprach. Später sah Jean Paul selbst ein, daß Vogel Recht gehabt hatte, daß man in Aeußerlichkeiten sich dem Vorurtheil fügen könne, ohne dem wahren Stolze etwas zu vergeben. Ueber die Stimmung, die durch diesen Briefwechsel mit Vogel entstand, war, erzählt er aus einem an einen Arzt gerichteten Briefe Folgendes: „Sie nennen mich keinen hochgelehrten Herrn, darum nenne ich Sie meinen Freund und schreibe an Sie in einem andern Tone, als in dem der Höflichkeit, die gleich der Schlange zwar geschmeidig, aber eben so kalt ist. Doch ehe ich weiter gehe, muß ich einen Argwohn heben, zu welchem Sie die Schreibart meiner Briefe vielleicht be-

rechtigen könnte. Meine Schriftstellerei hat meine Gedanken, meine Sprache an Wendungen gewöhnt, deren Gezwungenheit mit Wärme des Herzens so sehr zu streiten scheint. Antithesen und Gleichnisse sind nun in mein Gehirn eingewurzelt, daß sie selbst meinen Träumen anhangen, die Sprache meines Herzens mit Gallizismen verunstalten. Wenn ich daher nicht so warm schreibe, als ich fühle, wenn die Ergießungen des Herzens auf ihrem Wege durch den Kopf an Wärme verlieren, so wissen Sie die Ursache. Warum fehlt mir doch die simple Natursprache des einzigen, guten, treuen Rousseau, um Ihnen zu sagen, daß Sie mein Herz ganz haben, daß Ihre Antwort meine Hoffnung übertroffen, daß ich gewiß überzeugt bin, wie Sie. O! Ihr neuen empfindsamen Gecken der Deutschen, die Ihr mit den Mädchen weint, um mit ihnen zu buhlen, und mit dem Freunde, um in etlichen Minuten zu zanken: warum raubt Ihr Anderen, deren Herzempfindung nicht nachäfft, aber fühlt, durch die Thorheit den Muth, eine gemißbrauchte Sprache zu reden! Mein Freund! Man hat der erkünstelten Thränen so viele vergossen, daß man sich der wahren schämt, und die Empfindsamkeit scheint in Gefühllosigkeit überzugehen und auszuarten." Dieser Brief ist charakteristisch für die philosophische Entwickelung Jean Paul's.

Während seines Aufenthaltes in Hof, während er

sich mit neuen Aufsätzen für den zweiten Theil der Grönländischen Prozesse beschäftigte und den Briefwechsel mit Oerthel in Leipzig fortsetzte, verliebte er sich in ein Mädchen. Wie, erfahren wir nicht; doch sind alle uns erhaltenen Liebesbriefe kalt und gedankenarm, ein Gegensatz zu der Glut, mit der er einen seinem Bauermädchen geraubten Kuß beschrieb. Er analysirt wie ein kalter Verstandesmensch die Liebe, wenn er schreibt: „In der Liebe ist Ihr Loos, Gütigkeit zu erweisen, und meines, dafür zu danken; Sie äußern die Ihrige durch Geben, ich die meinige nur durch Annehmen, und alle Ihre Reize bezahle ich mit Nichts, als meinem Herzen. Leben Sie wohl, nicht nur so lange, bis Sie mich glücklich machen, sondern auch, bis Sie es selber sind. Unendlich wärmer, als jetzt, werde ich Sie morgen versichern, daß ich bin Ihr“ — die Nachschrift lautet: „Nur die Liebe sollte in Briefen das Recht haben, Postscripte zu machen, denn nur sie kann niemals ihre Materie erschöpfen. Wenn die Geliebten sich sehen, so spricht Alles an ihnen; was die Zunge nicht sagt, sagt das Auge, und die küssenden Lippen vollenden das, wozu die Augen und die Zunge stumm waren. Demungeachtet sprechen sie für einander noch zu wenig; wie Viel weniger können sie sich satt sprechen, wenn sie schreiben, wo sie mit Nichts, als den Federn, sprechen

können! Der Bote eilt; ich muß schließen. Die Gegenwart eines Andern unterbricht bei mir alle Empfindungen. Morgen wird sie Niemand unterbrechen." Das Mädchen, wahrscheinlich durch diese Kälte von ihm zurückgestoßen, forderte ihren Ring unter dem Vorwande zurück, daß die Mutter denselben zu sehen verlangt habe. Obgleich seine Eitelkeit durch diesen Rücktritt verletzt wurde, so nahm er doch in einem Briefe von ihr Abschied, in dem er einige warme Empfindungen äußerte. „Er wolle sie so still verlassen, als man das Grab Derer verließe, die man liebte und nimmer lieben könne. Sie entzöge ihm ihre Liebe, aber doch nicht ihr Bild, das in seinem Herzen länger dauern würde, als jene in ihrem; könne sie doch die Freude nicht zurückfordern, die er mit ihr genossen habe und welche die Erinnerung ihm täglich wiedergebären könne." – –

Jean Paul reisete dann nach Leipzig zurück, das ihm jetzt in einem rosenrothen Lichte erschien. Er glaubte sich jetzt durch fortgesetzte Schriftstellerei alle die Genüsse verschaffen zu können, welche eine große Stadt bietet, und mit berühmten Männern eine nähere Bekanntschaft vermitteln zu können. Das Leben, das Leipzig hat wegen der vorwiegenden Geltung eines reichen Kaufmannstandes, und der Universität viele Annehmlichkeiten; der Gelehrtenstand ist besonders ge-

achtet, die Kunst, die Musik besonders gepflegt. Es findet hier eine wohlthuende Vermischung der Stände statt, besonders in den öffentlichen Lokalen, in Conzerten und im Theater. Jean Paul war zwar nicht im Stande, allen Genüssen sich hinzugeben, doch konnte er immer die erwachten geistigen Bedürfnisse theilweise befriedigen. Wären die Hoffnungen erfüllt worden, die er sich an das Erscheinen seines zweiten Bandes der Grönländischen Prozesse knüpfte, so hätte er seinen Wunsch, in nähere Berührung mit der großen Welt, mit berühmten Männern und Frauen zu treten, verwirklicht sehen können, seine Phantasie hätte reiche Nahrung erhalten, und seine poetische Schöpfungskraft hätte eine andere Richtung genommen. Otto macht in der Beurtheilung seines Freundes einen Mißgriff, wenn er glaubt, Jean Paul würde ausschließlich die Satyre ausgebildet haben, wenn seine Arbeiten fortwährend einen Verleger gefunden hätten. Die gemüthliche Schilderung des „Lebens des Schulmeisters Wuz" und die ernst gehaltene „Unsichtbare Loge" sind ein Beweis dagegen. Außer seinen Aeußerungen, die andeuten, wie er schon zeitweise an den satyrischen Arbeiten keinen Gefallen fand, geht es aus seinen Arbeiten selbst hervor, die sich nach und nach von der Lyrik immer mehr entfernten.

Der zweite Band der Grönländischen Prozesse er-

schien 1783 und wurde von Voß mit 126 Thalern bezahlt. Doch wollte er nichts Neues mehr von ihm verlegen, und gab ihm zu verstehen, daß er das erste Bändchen vorziehe. Auch verhält sich das wirklich so. Die Satyren des zweiten Bändchens leiden besonders an Stoffarmuth. Auch waren die ersten Satyren vom Publikum nicht viel gekauft worden, weil sie meistens allgemein gehalten und nicht durch fingirte und ideale Persönlichkeiten veranschaulicht worden waren. Rabener z. B. dramatisirt, Montaigne erläutert seine Gedanken immer durch lebendige Beispiele. Jean Paul kannte aber nur einen Stand, den der Schriftsteller, aber er richtete seinen Angriff nicht gegen irgend eine bestimmte Gattung der Literatur, gegen eine vorherrschende Tendenz und er hatte diesen Mangel im ersten Bande durch Kraft und Fülle des Ausdrucks zu ersetzen gesucht, er wollte nur die Satyren kunstgerechter vervollkommnen. Er wollte die Ueberfülle des ersten Bandes entfernen und verlor dadurch an Originalität. So hatte der Verleger wohl ein Recht, zu glauben, das Buch werde noch weniger, als der erste Band, Käufer finden. Vogel schrieb ihm: „Die Satyren des zweiten Theiles werden nur von Kunstrichtern der Literatur gelesen werden, und weil sie keinen Bezug auf die übrige Welt haben, so werden sie von dieser nicht goutirt werden; sie sind ein wenig zu hoch und

verursachen Kopfbrechen — nämlich den gewöhnlichen Weltbewohnern; denn was uns Mühe macht, was uns erst durch ein Fernrohr sichtbar wird, was erst aus dem Schooße der Erde tief herausgeholt werden muß, behagt gemeiniglich nicht. Letzteres kann gutes Gold sein, aber die klingende Münze, die auf dem leichten Wege einer Erbschaft erlangt wird, ist wünschenswerther."

Die übrige Welt nahm gar keinen Antheil an dem Streben des jungen Dichters. Man liebte nur gereimte Satyren, und außer Rabener waren damals Lichtenberg und der Engländer Sterne beim Publikum beliebt. Jean Paul vertheidigte sich gegen Vogel „daß er sich nämlich so lange mit Büchern abgeben müsse, als er die Menschen noch nicht genug kenne, um sie belachen zu dürfen und zu können. Aber während er in der Vorrede sage, daß, wenn der Satyriker Narren belache, die er nicht kenne, er den Hohen gliche, welche den Gegenstand ihres Zornes verwunden wollten, indem sie nur sein Bild aus Wachs verwundeten: so möchte er dennoch gern, daß Vogel die vierte Satyre des zweiten Bandes von seinem Tadel ausnähme." In dieser verspottet er geistreich in einer „Bittschrift an das deutsche Publikum, enthaltend einen bescheidenen Erweis von dessen Armuth an Thorheiten" u. s. w. Hofleute, Edelleute, Fürsten. Den Stoff

dazu lieferten, ihm aber nicht eigene Erfahrungen, sondern seine Excerpte. Als er die Hoffnung aufgeben mußte, seine Arbeiten gedruckt und bezahlt zu sehen, hörte er auf, die reinsatyrischen Werke zu schreiben. Wäre der zweite Band gedruckt worden, so wäre es ihm dadurch ermöglicht worden, länger in Leipzig zu bleiben, und Verbindungen zu schließen, die ihm ein Publikum und Verleger zugeführt hätten. Ein lebendigerer und freundlicherer Umgang mit Menschen hätte ohne Zweifel sein Herz erwärmt. In einem Abschiedsbriefe an Vogel sagt er: „Mein Dank für die zeither geliehenen Bücher aber mag nackt auftreten, wie ich denn mein Herz überhaupt so sehr zu enthüllen pflege, wie den Busen, der es verhüllt. Zur Verhüllung Beider kann mich blos die K ä l t e zwingen.“ Auch zu seinen Freunden stand er in einem eigenthümlichen Verhältnisse. Mit Herrmann, der ebenfalls in Leipzig arbeitete, verkehrte er wenig. Auch Christian Otto studirte mit ihm in Leipzig, und blieb ihm lange fremd.

Obgleich er von Voß eine abschlägliche Antwort erhalten, so fuhr er doch in seinen Arbeiten fort, indem er die Hoffnung nicht aufgab, daß er andere Verleger und Freunde finden werde. In der Vorrede zum zweiten Bändchen spricht er sich selbst darüber so aus: „Der englische Juvenal Pope reitet einen

satyrischen Pegasus, welcher sowohl beißt als fliegt, und der ähnlich dem Casuar, dessen Flügel mit Stacheln bewaffnet sind. Eine starke Einbildungskraft spornet immer so sein Lachen an, daß er ihm nie den Zügel zu halten vermag; daher in seiner trefflichen Dunsiade ihm die Ironien nicht immer gelingen können. Der englische Lucian Swift, dessen satyrische Dornen unter Weihrauch duftenden Rosen lauern, übertraf Pope in der Ironie zu sehr, um ihn in der Stärke des Ausdrucks zu erreichen, und wenn die Ironie seines Busenfreundes in verbrennende Schüsse ausartet, so scheint Swift hingegen die Sicherheit des Herrn Vergnier zu führen. Ueberzeugt, daß der Zufall sie ihm nicht losschießen könne, geht der Dechant mit derselben den Winkelzügen des Schwarzwildprets so lange nach, bis sie die Hoffnung, zu treffen, losdrückt. Nur muß er freilich zu einem einzigen satyrischen Hiebe oft in ganzen Seiten ausholen. Die Satyren dieser beiden Genies würden nur die übertreffen, welche ihre ausschließenden Vorzüge in gewissem Grade zu vereinigen übernähme. Die Vereinigung ist nicht unmöglich; allein zu ihrer Wirklichkeit (Verwirklichung) müßten vorher viele erbärmliche Versuche den Weg gebahnt haben. Für einen solchen Versuch bitte ich nun den Aufsatz: „Ueber die Seltenheit der Thorheiten, anzusehen.“ Pope entsprach mehr dem

Naturell Jean Paul's als Swift. Sein früherer Witz erschien ihm jetzt verächtlich, und er spricht sich darüber in einem Briefe an Vogel aus. Er wollte indessen durch seine Grönländischen Prozesse sich die Freundschaft ausgezeichneter Männer erwerben, und wie groß schon sein Selbstgefühl geworden, zeigt sich in dem Briefe, mit dem er ein Exemplar seines Buches einem Hauptmann von Blankenburg übersandte: „Der Verfasser dieses Briefs weiß seine Zudringlichkeit, Ihnen sich und seine Geburten bekannt zu machen, mit Nichts, als dem Gefühl von dem Werthe dessen zu entschuldigen, der sie ihm vielleicht vergeben wird, wenn Er aus dem älteren Produkte sieht, daß der Verfasser einen Lehrer der Critik brauche, und aus dem jüngeren, daß er einen verdiene. Hätte ich mir, dem Jahre, Umgang und Vermögen fehlen, durch dieses gewagte Mittel das Glück verschafft, Sie dann und wann sprechen und nicht blos der Schüler Ihrer wenigen Schriften sein zu dürfen, so würde ich auch hoffen, mir das größere verschaffen zu können, welches das Herz mit Nichts vertauscht, mit dem Kopfe nicht einmal. Doch ich kürze diesen Brief und wahrscheinlich auch Ihre Langeweile mit ab; an seiner Wirkung ist mir zu viel gelegen, als daß ich ohne die Verunstaltung einer ängstlichen Gezwungenheit hätte schreiben können." Blankenburg antwortete ihm aber nicht.

Doch auch das zerstörte seine Hoffnungen noch nicht; er wollte indessen, um den Stoff zur Satyre nicht nur aus den Büchern, sondern aus der lebendigen Gegenwart zu nehmen, ihn sich durch andere verschaffen. An Vogel schrieb er darüber: „Ich habe Sie schon, glaub' ich, um eine schriftliche Sammlung von den Thorheiten zu bitten versucht, die Sie etwa an Ihren Amtsbrüdern, den Pfarrern und Schriftstellern zu Gesicht bekämen. Ich würde damals diese Bitte an Sie erstlich mit meiner Entfernung von theologischen Dingen und zweitens mit dem Recht der Satyriker, die Schwarzröcke zu ihrem Schwarzwildpret zu machen, vielleicht haben rechtfertigen wollen, und ich würde auch jetzt noch diese Bitte um Mittheilung theologischer Thorheiten wirklich wagen, besorgte ich nur nicht, daß Ihnen deren Erfüllung durch die Seltenheit, mit der die Narrenschellen nur hie und da auf theologische Perrücken verstreut sind, gar zu sehr erschwert würde. Indessen könnten Sie mir durch eine für mich veranstaltete Sammlung derselben, wüchse sie auch noch so langsam an, doch den größten Gefallen thun." In der Arbeit fand er großes Vergnügen, und sie erhöhete seine Zuversicht so sehr, daß er beschloß, auch noch bei andern Männern sich zu bemühen. Er schickte sein Buch an den Kreissteuereinnehmer Weiße, mit der Bemerkung, daß er den

Weg, auf dem er so oft gestrauchelt, an der Hand eines Kunstrichters sicherer glaube zurücklegen zu können. Weiße beschied ihn, als er das Buch gelesen, zu sich. Aber auch er verstand die Satyre nicht, und machte den Jüngling in seiner Unterredung nur auf die von ihm verletzten Kunstregeln aufmerksam, aber unterstützte ihn sonst in keiner Weise. Jean Paul jedoch begann einen größeren Aufsatz, in welchem er Weiße's Rathschläge befolgen wollte. Wir wissen indessen nicht, was für ein Aufsatz das war, weil die Sammlung erst nach sechs Jahren mit vielen Veränderungen und Umarbeitungen herauskam. Diesen Aufsatz schickte er im Februar 1784 an Weiße, in dem er hinzufügte: „Es sei vielleicht eine Probe von seinem Streben, die Irrwege, die ihm neulich seine Critik mit soviel Liebe gezeigt gehabt, zu verlassen, und Er möge sich nach dieser Versicherung nicht mehr durch das Andenken an den vorigen Aufsatz von dem Lesen des gegenwärtigen abschrecken lassen. Er möge entscheiden, ob ein Bändchen solcher oder noch ein wenig besserer Satyren dem Verlage seines Freundes, des Buchhändlers Reich, oder ob es dessen würdig sei. Es thät diese Bitte der, dem Jahre, Unterstützung, äußerlicher Gehalt und Alles fehle." Als Weiße ihm nicht antwortete, schrieb er ihm noch einmal „Seine Menschenfreundlichkeit sei gewiß nicht zum

ersten Male die Zuflucht eines Menschen, der des Widerspruchs seiner Bestimmung mit den Mitteln sie zu erreichen, müde geworden wäre."

Als auch diese Bitte unerfüllt blieb, wandte er sich an die Buchhändler, fand aber auch bei diesen kein Gehör, weil damals gerade eine wegwerfende Critik über seine Grönländischen Prozesse erschien. Er gab darum seine Hoffnungen noch nicht auf und ersann immer neue Weisen, um die Buchhändler für seine Bücher zu gewinnen. Bald wählte er einen scherzhafteren, bald einen traurigeren Ton. Als er dennoch seinen Zweck nicht erreichte, wandte er sich an hervorragende Männer, an Nicolai, sendete Aufsätze an Lichtenberg und an Meißner. An Lichtenberg schrieb er in einem scherzhaften Tone: „Wenn ein Jüngling von 21 Jahren sich die Freiheit nimmt, Ew. eine Satyre für das Magazin zu senden, worin schon Ihre Satyren stehen, so kann er nicht das Geringste zu seiner Vertheidigung anführen, und ich zweifle sehr, ob sogar die Satyre selber, hätte sie auch die größten Gaben, im Stande sei, seine Sache mit einigem Glück zu führen und ihn von dem Vorwurfe der Unbescheidenheit zu retten. Die einzige Rechtfertigung mithin, worauf ich mich verlassen muß, ist: Daß wohl Niemand noch von seinen Arbeiten die große Meinung geheget, die ich von der gegenwärtigen zu hegen ver-

sichern darf; zumal da diese Ueberzeugung von der Schönheit meines Produktes nicht sowohl von einem gewöhnlichen Autorstolze, als von der Gewißheit herrührt: daß es mit den geistigen Geburten nicht anders als mit den leiblichen sein könne, welche, wie man sagt, desto wohlgebildeter ausfallen, in je größerer Furcht die Mutter während der Schwangerschaft gewesen, daß sie eine verrenkte und mit Muttermälern entstellte Geburt der Welt schenken werde. Ich wage diesem Nichts hinzuzusetzen, als die Bitte, daß Sie dem Briefe den Ton der Laune und dem Aufsatze den Gehalt desselben verzeihen mögen.“ Wir wissen nicht, ob Lichtenberg den Aufsatz beantwortete, auch zeigte er nie Interesse für ihn, wahrscheinlich, weil er von ihm in den Hintergrund gesetzt zu werden befürchtete. Meißner dagegen nahm einige seiner Aufsätze in seine Monatsschrift auf und blieb ihm immer befreundet. Er war indessen jetzt völlig arm geworden und da er an Unterstützungen von Hause nicht mehr denken konnte, so hätte er längst Leipzig verlassen müssen, wenn er nicht bei seinen Hauswirthen einen längeren Credit erhalten hätte. Die Arbeit und die Hoffnungen gaben ihm Geistesruhe und Freudigkeit, und auch wenn seine Hoffnungen zertrümmert wurden, knüpfte sich an jeden neuen Versuch neue Hoffnung. — Doch! nach so vielen vergeblichen Versuchen wurde er endlich melancho-

lisch. Es ist von ihm ein Büchlein übrig, durch welches er sich im Jahre 1784 aufzurichten suchte, um der schmerzhaften Gegenwart zu entrinnen. Er nannte es sein „Andachtsbüchlein“, in dem er in der Vernunft Trostgründe gegen die vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen suchte.

Man kann es als die ersten Anfänge zu den späteren psychologischen Romanen betrachten; er begann in ihm zuerst seine Seele zu analysiren und sich selbst zu erforschen. Aus den meisten Sätzen in demselben entstanden später ganze Werke oder doch die meisterhafteste Scene in denselben. Seine originellsten Schöpfungen entstanden aus dem Bestreben, den beschränktesten Lebensverhältnissen die Lichtseite abzugewinnen. Aus den Regeln gegen den Zorn und Haß entstand die wunderschöne Dichtung von der „Verwandlung des Ich in das Du“. Einige Sätze haben besonders den Zweck, ihm größere Menschenliebe einzuflößen, weil er glaubte, daß die Beschäftigung mit den Satyren nachtheiligen Einfluß auf sein Herz üben könne. Aus einem Briefe an Meißner geht es deutlich hervor, daß die Satyrenschriftstellerei eine ihm aufgedrungene war. „Der offenherzige Ton, dessen Sie mich würdigen, macht mir mehr Vergnügen, als alles Lob, womit Sie mich aufmuntern; denn er beweist, daß Sie nicht Jedem, der oft mehr aus Nachahmerei, als angebore-

ner Neigung auf das Satyrisiren sich legt, ein zweideutiges Herz zutrauen. Wahrlich! könnte mich etwas meine geringe Geißel an die Wand zu hängen bewegen, so wäre es dies: daß der, so sie führt, kaum von denen nicht verkannt wird, die ihn kannten, ehe er sie in die Hand nahm; von allen andern hingegen für ein Wesen gehalten wird, das Galle statt des Blutes hat."

Das Andachtsbüchlein führte ihn aber auch auf Regeln zur Vervollkommung seines eigenen moralischen Zustandes, auf eine bestimmte Lebenspolitik, und damit auf Regeln für seine Arbeiten. Es schließt mit dem Satze: „Rechne die Vortheile eines verrinnenden Lebens für Nichts gegen den langen Nutzen, den der aufopfernde Gehorsam gegen Dein ästhetisches Ideal bringt! Später entstand daraus die „Vorschule der Aesthetik."

Als seine letzten Bemühungen bei den Buchhändlern erfolglos blieben, konnte er nicht länger in Leipzig bleiben, weil seine Schuldenlast so gestiegen war, und er oft kaum seinen Hunger stillen konnte. Die Angst, durch seine Schulden noch in große Unannehmlichkeiten kommen zu können, vertrieb ihn aus Leipzig. Er glaubte verkleidet aus Leipzig fliehen zu müssen und band sich einen falschen Zopf an und setzte sich einen Hut auf; Oerthel trug den gepackten Koffer in der

Dämmerung vor das Thor und Jean Paul eilte ihm nach. Aber er war so ängstlich, daß er meinte, Jeder müsse es ihm ansehen können, daß er fliehen wolle. Am 16. November war er bei seiner Mutter in Hof. Aber welcher Contrast mit seinem früheren Leben! früher hatte er ein leidlich angenehmes Leben geführt, hier hatte er immer seine verarmende Familie vor Augen, die oft mit dem Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen kämpfte. Oerthel bittet er einige Male um einen Gulden, um nur den ihm bei seinen Arbeiten unentbehrlichen Kaffee kaufen zu können. Ein andermal verspricht er ihm, zu kommen, „wenn er Stiefeln haben würde, die unentbehrlich seien, ein rechtschaffener Mensch möge sich nur bewegen oder zeigen wollen, und die er so wenig entbehren könne als ein Paradiesvogel die Füße." Jean Paul gab aber selbst im Angesichte solcher Noth keinen Augenblick den Entschluß auf, die Schriftstellerei fortzusetzen; er arbeitete seine Satyren um; er läßt sich durch die Noth, durch den Mangel um ihn her nicht von der Verfolgung seines Strebens abschrecken, so daß er dem, der ihn nicht genauer kannte, theilnahmlos erscheinen konnte. Otto erzählt von ihm aus dieser Zeit: „Daß auch in dieser für jeden Andern gewiß höchst unglücklichen Lebensperiode ihm ein hohes Selbstvertrauen und eine Gemüthsruhe und jene Freudigkeit

nicht gefehlt habe, die nur eine ungemeine Geisteskraft und eine ununterbrochene Geistesrichtung nach dem Höchsten gewähren könne. Durch sie wäre es ihm möglich gewesen, alle Gedanken, die sich auf die unwillkommenen Aeußerlichkeiten des menschlichen Lebens bezögen, mit Blitzesschnelle abzuschneiden, und alle Noth in der er war und die ihn täglich umgab, als sei sie nicht da oder nie dagewesen, zu vergessen; wobei er zuweilen mit einer schmerzlichen Bewegung der Hand über die Stirne einen Ideengang, den er zu beseitigen sich bestrebte, gleichsam ab- und hinweggestreift habe."

Bald nach seiner Ankunft in Hof wandte er sich in einem Briefe an den Pfarrer Vogel, und bat ihn um neue Bücher. Vogel, der selbst mit der Herausgabe eines neuen Buches beschäftigt war, und Jean Paul gerne um sein Urtheil befragen wollte, war sehr erfreut seinen jungen Freund wieder zu sehen. Jean Paul besuchte Vogel sehr häufig, und dieser unterstützte die darbende Familie. Auch jetzt versuchte te er bei Buchhändlern seinen Arbeiten einen Verlag zu verschaffen. Einige Male wurden ihm Versprechungen in dieser Beziehung gemacht, doch wurde er immer getäuscht. Bald darauf erschien auch sein Speisewirth mit einem Mahnbriefe. In seiner Noth wandte er sich an die Brüder Otto, mit denen er

sich nach dem Tode Herrmann's und von Oerthel's innig befreundete. Sie bezahlten den Wirth; doch weil Jean-Paul sich keine Bescheinigung über die Bezahlung geben ließ, so wußte dieser Unverschämte nach einander noch zweimal sich dieselbe Summe von ihm zu erpressen. Er hieß Weinert.

Sechstes Kapitel.

Weitere Bemühungen Jean Paul's. Er wird Hauslehrer. Tod seiner Freunde.

Jean Paul schickte dann ein Manuscript an Herder, der durch seine poetischen Arbeiten einen mächtigen Eindruck auf Jean Paul's Herz gemacht hatte, und zu dem er ein unbegrenztes Zutrauen hegte. Auf den ersten Brief antwortete Herder nicht, der zweite, den ihm dann Jean Paul schrieb, lautet: „Wahrscheinlich haben Sie, edler Mann, gegen den ich nicht den Muth habe, höflich zu sein, ungefähr vor zwei Monaten ein Manuscript erhalten. Rührt Ihr Stillschweigen auf die Bitte, ihm den Buchhändler Hartknoch zum Verleger zu verschaffen, von der weiten Entfernung des Letzte-

ren her, so verspricht mir dieses Stillschweigen eine günstige Antwort von Ihnen und von Hartknoch, und ich brauche zu diesem Briefe nichts hinzuzufügen, als was ich im vorigen vergessen, dies: daß ich nemlich das Manuscript noch nicht ganz geschickt, und zweitens, daß ich sehr arm bin.“. Aber auch auf diesen Brief erhielt er keine Anwort. Er schrieb deshalb einen dritten Brief an Herder: „Mich kränket selbst jeder Brief, den ich in der Furcht des Mißfallens an Sie schreiben muß. Ach! ich hoffte, mir durch mein Manuscript den Weg zu dem Manne zu bahnen, den ich so liebe und bewundere; und jetzt muß ich durch jedes Blatt, das ich seinetwegen ablasse, Sie noch mehr von mir abzuwenden fürchten! Aber was kann ich nun dafür, daß ich die Fortsetzung meines Fehlers nicht aufhalten kann? Denn ich muß Sie bitten mir zu antworten, falls Sie mein Manuscript gar nicht bekommen hätten, damit mir nicht durch die Länge der Zeit der Weg, es wieder aufzufinden, ganz versperrt werde — oder, falls es Ihnen mißfallen hätte, damit ich es verbessere oder vernichte — oder falls Sie an dem Glücke desselben arbeiteten, damit ich Sie nicht mit einer undankbaren Aengstlichkeit beleidige und mich nicht damit quäle. Wäre meine Bitte zu zudringlich gewesen, so werden Sie mich doch nicht so hart durch ein längeres Stillschweigen bestrafen wollen! Mir that

es allezeit wohl, wenn ich die Sonne mit einem menschlichen Gesicht im Calender gemahlt sah; diese Art von Menschwerdung milderte ihren Glanz und brachte sie den Menschen näher. — Aber Sie haben ja ein Menschenangesicht! und doch vielleicht auch für mich; ungeachtet man sonst dem Satyriker, dem man, weil man das Geschäft mit der Denkungsart vermengt, kein menschenliebendes Herz zutraut, immer mit einer Art von Kälte hilft — wie die Kinder, die mit Zähnen geboren werden, schwer Ammen bekommen. Leben Sie wohl, und vergessen Sie meine Bitte nicht! Wenn Sie wüßten, wie viel und wie Vieler Glück auf ihrer Erfüllung beruht." Wir wissen nicht, ob Herder antwortete, wahrscheinlich aber antwortete er, weil Jean Paul später seine Zusendungen an Herder wiederholte. Wahrscheinlich aber fand auch er keinen Geschmack an den langen satyrischen Aufsätzen. Auch an Wieland schrieb Jean Paul im Jahre 1786 vergeblich zwei Briefe. Der erste lautete: „Lieber Merkur! selten wird Einer an Dich sehr gut geschrieben haben, der nicht vorher den Comes natalis vor sich hingelegt; aus dem schöpft man den ganzen Brief an Dich, der aus lauter Anspielungen auf Deine mythologische Biographie gewählt sein muß. Da man sich gewöhnlich der Gunst dessen, mit dem man umgeht, dadurch bemächtigt, daß man seine Sitten nachahmt, so haben die größten Auto-

ren geglaubt, Dich durch eine ähnliche Nachahmung bestechen zu können, und hofften, sich die Liebe des Gottes der Beredtsamkeit zu erschmeicheln, wenn sie offenbar beredt an ihn schrieben. Ich lasse Das, denn Du warst wohl fähig, in Deiner Jugend vor vielen hundert Jahren, und zum zweiten Male vor einigen Jahren, der Venus den kostbaren Gürtel zu stehlen, allein es scheint, daß ich nicht im Stande bin zu stehlen. In der That! es ist äußerst schlimm, daß Du aufgehört, der Postbote aller Götter zu sein, und nur von Apollo und den Musen noch Bestellungen annimmst! sonst zwänge ich Dich sicher, diese in die Welt zu tragen. Da man indessen sehr gut aus einer Allegorie in die andere kommen kann, so sage ich es noch, daß ich es Dem, der die Seelen sowohl in die Hölle, als in diese Welt zu führen vermocht, überlasse, wohin er diese senden will: ob mit der nächsten Post zu mir, oder zum Publikum. Ungemein selten kommt ein Unglück allein; wenn Du z. B. jetzt Dich mit der Bekanntmachung dieser Aufsätze beladest, wird Dir nicht sofort ihr Verfasser die Aufnahme einer Satyre über Damen, die ihre Tugend besiegen lassen wollen — ohne Bedenken zumuthen? Ich wollte darauf wetten. Ich habe noch eine Bitte an Dich, denn ich bin sehr arm. Aber diese ist klein. — Es wäre sonderbar, wenn ich mich nennen wollte.“ In dieser Zeit hatte er eine

große Sehnsucht nach Leipzig. Durch verschiedene Ursachen wurde diese Sehnsucht nach andern Menschen und Orten außerdem noch genährt. In Hof wurde er wegen seiner angeblichen atheistischen Religionsgrundsätze verfolgt und wegen seiner sonderbaren Tracht. Seine Liebe zum Scherz und zur Satyre gab häufig Veranlassung zur Verdrehung seiner Worte. So war ihm einmal erzählt worden, daß das Reitpferd Vogels, ein mageres Thier, gestorben sei, und Jean Paul machte darüber viele Witze. An seine Bekannten schrieb er: „Was das verreckte Pferd in Rehau anlangt, so solle man sich mehr darüber freuen als grämen, daß es endlich aus diesem Jammerthale abgeschieden und von seinen Schmerzen, seiner Magerkeit und seinem Reiter erlöst sei. In der That habe er es nie ansehen können, ohne zu bedenken, daß es dessen eigenes Trauer- und Klagepferd wäre; nun erwarte es die Freude in der Ewigkeit, habe weder Hunger noch Durst und denke vernünftig genug. Eben so glücklich sei der Herr Pfarrer selbst, der nun auf keinem Folterpferde — die Römer peinigten ihre Sclaven auf einem hölzernen Gaul — und Steckenpferde mehr sitze." Doch wußte er die Angegriffenen immer wieder durch seine Milde zu versöhnen. Er bewahrte sich stets seine Menschenliebe, auch wenn man ihn oft unwürdig verleumdete. Doch blieb er, wie gesagt, seiner Tracht und seiner Meinungen

wegen den höheren Kreisen der Gesellschaft fern. Auch die politischen Verhältnisse seiner Provinz trugen nicht wenig dazu bei, ihm seine Heimath zu entfremden. Anspach und Baireuth wurden um diese Zeit von dem Markgraphen Alexander regiert. Im Jahre 1791, als dieser Markgraf starb, fielen die beiden Fürstenthümer an die preußische Linie Hohenzollern, und das Fürstenthum Baireuth wurde durch den Landeshauptmann von Weitersheim als Gouverneur verwaltet. Wie gewöhnlich die Verhältnisse eines kleinen Höfes Gegenstände des allgemeinen Gesprächs werden, so gab die verschwenderische und despotische Regierungsweise jener Markgrafen, welche in Verbindung mit Hessen ihre Unterthanen den Engländern im Kriege gegen die Amerikaner verkauften, Veranlassung zu scharfer Kritik. Jean Paul erhielt so vielen Stoff für seine Satyren. So erzählt er Oerthel: „Ich komme von der Freundschaft nach einer bekannten poetischen Figur auf die Hofleute, und erzähle Dir eine schöne Anecdote von Einem. Unter dem vorigen Markgrafen war einmal ein Hofmann, der hatte einen schönen Hund. Der schöne Hund war einmal mit dem Markgrafen und seinem Herrn und vielen Hofleuten in einem Zimmer und ließ seinen Urin an's Bein des gedachten Markgrafen. Die ganze stehende Armee desselben fiel jetzt mit Waffen über den Hund her, besonders that sich unter denen,

die ihn hinausprügelten, sein Herr hervor. Zuletzt ging auch der Markgraf den Weg des Hundes, und sein Herr hielt an die Anwesenden folgende Rede: „Wenn ich je etwas gethan habe, was eines ächten Hofmannes nicht ganz unwürdig ist, so war es jetzt. Der Hund, den wir mit einander hinausprügelten, ist mein; ich habe kein Weib, kein Kind, keinen Freund, aber den Hund habe ich statt des Allem und lieb' ihn. Sehn Sie indeß: da der Hund in die Ungnade meines Fürsten fiel, so kannte ich ihn nicht mehr und schlug ihn mit."

Seine Thätigkeit bestand jetzt vorzugsweise im Umarbeiten und Verbessern der schon in Leipzig fertig gemachten Manuscripte. Doch scheint er diese Arbeit mit Unlust gemacht zu haben, denn in seinen Briefen ist ein weit frischerer Scherz. Mit großem Vergnügen arbeitete er die Satyren aus, z. B. den unter dem Titel: „Habermann's große Tour um die Welt", von dem er später selbst sagte: „daß es ein solches Vergnügen, womit er denselben gemacht, schwerlich mehr gäbe, indem er dabei das rechte Bein am arktischen Pol und das linke am antiarktischen gehabt habe." Der Fortschritt, den er in seinen Arbeiten machte, bestand darin, daß er immer mehr seine witzigen Gedanken in eine erzählende Form, Fabeln oder Allegorien einzukleiden suchte. Die Betrachtungen werden dadurch belebt, daß er sein Ich hineinzieht, wie wenn er selbst Zeuge von

dem gewesen, was er erzählt. So ist die „Tour Habermann's" ganz in diesem Tone gehalten. Besonders ist der Einfluß Swift's in diesen Arbeiten nicht zu verkennen, und er selbst gesteht, daß er nachgeahmt habe, mit den Worten: „daß der Autor nur dadurch, weil er so spät zur Welt gekommen, bereits die geistreichsten Werke, die er vor seiner Geburt schon verfaßt, als Plagiate auf der Welt vorgefunden und sie eigentlich als die seinigen zu vindiziren habe." In der Subjektivirung ist besonders der Aufsatz „Die Himmelfahrt der Gerechtigkeit" — die „Teufelspapiere" gehalten.

Seine Lebensweise führte ihm das menschliche Leben in verschiedenen Bildern vor, und in die Noth und Freude, Gedanken und Empfindungen der ärmeren und niedrigeren Stände ein, wenn ihn auch der Flug seiner Gedanken über die beengende Gegenwart hinaushob. Natürlich, daß er der Dichter und Patron der Armen wurde. Als Herrmann aus Leipzig zurückkehrte, knüpfte sich zwischen Beiden ein immer innigeres Verhältniß, das fast etwas Weibliches annahm, und über welches er sich in einem Briefe an Oerthel rechtfertigt. Herrmann erwiederte seine Zuneigung erst allmählig und schrieb ihm im August 1788: „er gestände, daß er sogar bei vielen Freunden einer mit Vorsatz erdrechselten Verstellungskunst sich bisweilen bediene; aber er habe ihm schon einmal so viel gesagt, daß man wenig-

stens einen Menschen sich wünsche, mit dem man ganz aufrichtig sein könne, mit dem man, wie mit einem Alles durchsehenden Gotte, müsse umgehen können, und dieser Eine sei er, Richter, ungefähr nicht länger, als seit Dreivierteljahren, in seinen Augen." Durch den Umgang mit Herrmann wurde Richter wieder auf die Beschäftigung mit der Medizin geführt und schrieb einen Aufsatz für das Hofer Intelligenzblatt „die mörderische Menschenfreundlichkeit", einen halb scherz=, halb ernsthaften Verweis für die Pfarr=Edlen und Amtleute, die mit Hausapotheken die Bauern curiren wollten. — Auch Adam von Oerthel kam von Leipzig und nahm seinen Aufenthalt bei seinem Vater in Töpen, war aber fortwährend kränklich. Er unterstützte indessen die Familie Jean Paul's fortwährend und recensirte die Manuscripte desselben zuerst.

Durch die vielen Spaziergänge nach Rehau, Töpen, Schwarzenbach u. s. w. wurde Jean Paul's Körper sehr gekräftigt und zu eifriger Beobachtung der Naturgesetze veranlaßt; er nahm auf diesen Gängen Bücher und Hefte mit, und arbeitete im Freien. Sein damaliges Treiben schildert er treu am Anfange des dritten Bandes des Cometen.

Im Jahre 1787 erhielt Jean Paul auf Veranlassung Oerthels die Hauslehrerstelle bei einem seiner jüngeren Söhne. Der Vater wohnte in Töpen, und

er konnte auf viele Entbehrungen dort rechnen, doch er nahm die Stelle in Rücksicht auf seine darbende Familie an und weil er mit Adam von Oerthel zusammen leben konnte. Die Gegend um Töpen war noch rauher und einförmiger als um Hof und er konnte nur schwer mit seinen Feunden verkehren. Auch waren die Verhältnisse im Hause nichts weniger, als angenehm, weil der Hausherr ein reicher, stolzer und geiziger Emporkömmling war. Sein Zögling zeigte auch nicht die Anlagen, die er erwartet hatte, und sogar die Verläumdungen wegen seiner religiösen Ansichten waren bis hierher gedrungen; denn der Pfarrer Morz in Töpen war so unverschämt, ihn auf der Landstraße als einen Atheisten mit zelotischer Wuth zur Rede zu stellen. Jean Paul, ohne sich durch solche Vorfälle zu sehr erbittern zu lassen, betrachtete sie vielmehr als Stoff zu satyrischer Bearbeitung. Er äußert sich darüber so: „Daß er recht wohl wisse, wie Jener seine damalige Feld- und Controverspredigt der Wirkung zuschreiben werde, welche die Sonnenhitze damals auf seinen Kopf gemacht; allein er redet hier von seinem Herzen, das in eine noch schlimmere Hitze gerathen sei. Wer denn ihm sein Glaubensbekenntniß abgelegt habe, daß Derselbe es so genau zu kennen vermöge? Der Pfarrer kann zwar sagen, man brauche eine Sache nicht zu verstehen, um über sie zu ur-

theilen, und Er könne recht gut Voltairen einen Atheisten schelten, ungeachtet er keine Zeile von ihm gesehen, und ungeachtet dieser vielmehr einen Atheisten, den Verfasser des Système de la nature, vortrefflich widerlegt. Er könne ferner sagen: Es sei einmal seine Art so, widersprechende Dinge zu verfechten und z. B. zu behaupten: Voltaire könne doch ein Atheist sein, wenn er auch an einen Gott glaube. Allein dieses Recht, dieses jus stolae, komme Ihm kaum auf der Kanzel, geschweige auf der Landstraße zu. Was den Spinoza beträfe, den er angeführt, und dessen Charakter (wovon sie aber gar nicht gesprochen, weil Geistliche Sünden, die sie vergeben könnten, minder haßten, als Irrlehren, für die sie keine absolvirende Hände anhätten), so sei ihm unbekannt, daß derselbe ein guter, mäßiger Mann gewesen, der blos den menschlichen Fehler gehabt, daß er kein Bier getrunken. — Philosophie, Freigeisterei, Heterodoxie, Naturrecht und Atheismus schnüre er, der Pfarrer, in einen Begriff zusammen, wie die Türken Holländer, Engländer und jeden Europäer Franken nannten. Darum traue er Jedem, dessen Seele nicht in einer totalen Sonnenfinsterniß der Wahrheit leben wolle, Vertheidigung des Selbstmordes zu. Indessen gestehe Er doch, daß Er einen Selbstmord aus bloßen Vernunftgründen für völlig erlaubt halte, den nemlich, wenn man Salat

und Milch äße. Dadurch „schlippte", wie der Pfarrer in Ermangelung eines hebräischen Ausdruckes auf der Kanzel gesagt, die Milch im armen Magen, und der Mensch müsse wirklich, er möge noch so starker Natur sein, im achtzigsten, neunzigsten Jahre Todes verfahren. Er bäte Ihn, ihn wegen dieses Briefes von der Kanzel zu werfen und die Freigeister, die etwa in Paris seien, hier in Töpen mit dem Hammer des Gesetzes halb todt zu schlagen. Es hülfe zwar den hiesigen Bauern nicht das Geringste: denn sie liebten nicht sowohl das frei Denken, als das frei Leben; ja es sei vor ihren Ohren eine Predigt gegen die Freigeisterei, von der sie nur den Namen kannten, so viel: als wenn sich der Herr Stadtphysikus auf die Heilung der Seekrankheit legen wollte, die auf dem Lande so selten sei, wie ein Wallfisch. Wäre er ein Pfarrer, so würde er freilich auch darauf beharren, daß Irrthümer und Bier desto besser wären, je älter sie seien; und würde ebenfalls weniger für die Seele, als den Magen seiner Schafe sorgen; er würde die neuen Bücher wie neues Brot für ungesund halten."

Adam von Oerthel war beständig kränklich und hypochondrisch. So verlor auch Jean Paul viel von seiner früheren Freudigkeit, seine ausschließlich satyrische Thätigkeit genügte ihm nicht mehr und doch wußte er die Form nicht zu finden, um in sie die immer reicher aus seinem

Innern quellenden Gedanken und Gefühle ausgießen zu können. Obgleich er nun endlich im Frühling 1787 seinen Band Satyren gedruckt sah, so gab er doch die satyrischen Arbeiten fast ganz auf. Mit dem Verleger Beckmann in Gera mußte er sich lange wegen des Formates und Titels herumzanken. Endlich einigten sich Beide über den Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren.“ — Doch bezahlte es Beckmann schlecht und ließ es fast zwei Jahre noch im Pulte liegen.

Jean Paul gewöhnte sich in dieser Zeit an den Genuß des starken Kaffee; dadurch erzeugte sich bei ihm Hypochondrie und Engbrüstigkeit. In mehreren Rezensionen waren seine Satyren nicht günstig beurtheilt worden, und Vogel schrieb ihm deshalb: „Schreiben Sie lieber einen philosophisch pädagogischen Roman, oder etwas über die Religionen in der Welt; das bringt Ihnen Beifall auf Erden und eine Stelle neben Rousseau im Himmel.“ Und: „In Baireuth habe ich bei Herrn von Spiegel Ihre Skizzen auf dem Tisch aufgeschlagen angetroffen, der aber den Verfasser nicht kannte, und ihn von mir erfuhr. Er sagt von ihm, was er auch von Gleim will gehört haben: „Sie wären so voll Witz, daß man vor Witz möchte des Teufels werden.“ Er sammelte daher fortwährend Stoffe und machte zahlreiche Excerpte.

Durch „Herder's Briefe zur Humanität" kam er auf den Gedanken, alles was ihm bei der Lektüre auffiel, sogleich niederzuschreiben, weil „ein Buch so viel sei, wie eine neue Erfahrung, weil die Umstände, die dem Gedanken Dasein gegeben, ihm auch die beste Form ertheilen müßte, und weil man ohne äußern Anlaß nicht blos nicht dichten, sondern auch nicht philosophiren solle." Diese Einfälle trug er unter verschiedenen Rubriken in besondere Bücher ein, machte ein doppeltes Verzeichniß der Bücher, welche er ganz durchgelesen, und derjenigen, in denen er nur geblättert. Außerdem schrieb er jeden Gedanken und jede Idee nach ihrer Gattung wieder in besondere Hefte nieder, die er bald nur „Gedanken", bald „Bemerkungen über uns närrische Menschen", bald „Satyren", „Ironien" oder „Launen" betitelte. Unter dem Titel „Thorheiten" zeichnete er sich die Lächerlichkeiten auf, die ihm an Menschen auffielen. Er arbeitete eine Zusammenstellung der verschiedenen Wörter aus, die denselben Begriff bezeichneten und zur Abwechselung, Vermannichfaltigung und Belebung des Ausdruckes dienten. Er nannte diese Wörtersammlung „Mitwörterbuch". Unter dem Namen „Calender" fertigte er sich Instruktionen für die Eintheilung der Zeit jedes Tages der Woche.

Ein Aufsatz mit dem Titel „Scherzhafte Phantasie von J. P. F. Hasus (abgedruckt in dem 46. Bande der

sämmtlichen Werke) war eine äußerst geistreiche Satyre auf die damaligen absoluten Fürsten und die elende Regierungsweise jener Zeit. Er hatte den Entwurf dazu schon im Jahre 1784 gemacht, indem er Nicolai zur größeren Empfehlung desselben hinzufügte: „daß daran noch eine Abhandlung fehle, welche einige Gründe für die Göttlichkeit der Fürsten beizubringen wage, wiewohl mit der Einschränkung, daß sie diese nur in die Classe der Götter, welche die Manichäer glaubten, nämlich der bösen, aufnmähen." Christian Otto, dessen Charakter ein stolzes Freiheitsgefühl und ein bis zum Eigensinn gehender Männerstolz waren, und der die Regierungswirthschaft im römischen Reiche mit Spott betrachtete, hatte ihn besonders zu der Ausarbeitung dieses Aufsatzes veranlaßt. „Ich könnte, sagte ich zu meinem Freunde O. diese Phantasie in Druck geben — Warum? sagte er. — Wir müssen an einige der auffallendsten Stellen aus diesem Aufsatze erinnern: „Glücklich ist, gegen Attica gemessen, wo einmal dreißig Tyrannen auf einmal regierten, ein jetziger Staat, wo nur ein einziger herrscht und neun und zwanzig sehr mild repräsentirt." — „Wenn dem Throne des Lammes im Himmel der Thron des Wolfs auf Erden correspondirt, so erfreue man sich über das Gute dabei: daß schon hienieden jedes Reich in ein seliges Reich der Schatten (nach dem Aussehen der

Unterthanen) zu verwandeln ist." „Robinet läugnet, daß das höchste Wesen nach Endzwecken handele; eben so ist es blos ein Zeichen der menschlichen Schwachheit, die von dem fürstlichen Wesen den Gedanken der Endzwecke nicht trennen kann." — „Robinet sagt: Gott könne unmöglich seine unendliche Weisheit und Güte im Universum ausdrücken. Wie unmöglich das Nämliche einem Regenten ist, beweiset nicht blos die Metaphysik, sondern auch die Reisebeschreibungen. Wir wollen also nicht mehr höhere Wesen dadurch verkleinern, daß wir sie durch die Beilegung solcher Vorzüge zu erheben gedenken, die blos von uns übertragen sind. Mich dünkt wenigstens, ausdrücklich dazu besoldete öffentliche Lehrer des allgemeinen Staatsrechts sollten es wissen: daß zwischen einem Fürsten und seinen Unterthanen gar keine Aehnlichkeit und Vergleichung Statt finde, da die letzteren keine Freiheit, und mithin kein eigenes Ich, kein Gut und gar Nichts haben; da ganze Millionen derselben sich nicht zutrauen, daß ihre zusammengesetzten Köpfe in corpore zu ihrer Selbstbeherrschung auslangen, die sie deshalb einem fremden fürstlichen geben; da endlich das Glück ganzer Tausende kein zu hoher Preis für das Glück eines Einzigen ist. Wir können also zwischen den Vorzügen der Fürsten und der Unterthanen unmöglich einen Unterschied annehmen, der blos im Grade

bestände, so daß etwa der Fürst nur weiser, besser u. s. w. wäre, als diese: der Unterschied muß in der Art liegen. Ist's also nicht offenbarer Anthropomorphismus, der den Fürsten zu einem völligen Menschen macht: wenn ein Autor seinen Verstand, seine Tugend, seine Gerechtigkeit zugleich mit seinem Buche einem Fürsten zuschreibt, auf den sich solche blos bürgerliche Vorzüge so wenig, als oft dem Robinet'schen Gott ohne Anstoß übertragen lassen, am wenigsten in einer Zueignung, die lieber schmeicheln, als beleidigen will." An einer andern Stelle heißt es: „Es ist nicht gut, daß noch keine Regierung wahren, anstatt Zeitungsruhm, sich dadurch einzusammeln getrachtet, daß sie etwa jeden Durchreisenden gezwungen hätte, vorher (er müßte denn sagen: er wäre nicht beschnitten) auf eine zahme Schweinshaut zu springen und auf ihr zu beeidigen: er wolle, sobald er über die Gränze wäre, Wenig oder Nichts von Allem, was er diesseits derselben gesehen, aussagen, die Buchhändler möchten ihm bieten, was sie wollten; so wie wirklich Jeder, der die Bastille wieder räumt, Nichts von ihrer Geschichte auszuplaudern schwören muß. Ich sage: diese Freilassung der Federn sollte ihre Grenzen haben, und die ungebundenste Preßfreiheit könnte, dünkt mich, nicht mehr begehren, als daß ihr etwa nicht verwehret sei, einen Staat, seine unbe-

kannten Obern, und jeden Holzwurm im Throne bis zum Hofbuchdrucker hinunter, der das Werkchen verlegen kann, nach Wohlgefallen zu loben. Diese Erlaubniß des Lobes ist ein Grad von Preßfreiheit, den die Staatsinquisition zu Venedig niemals gestattete. Aber über das Lob hinaus ist jeder Buchstab, den der Setzer dazu nimmt, giftig und allgemein-schädlich. Regierungs-Collegien verschmähen, wie die Malerstuben, vielseitiges Licht, und viele Fenster stören in beiden alles Arbeiten. Gerade die besten, menschenfreundlichsten und nützlichsten Schritte — der Zuschauer verspürt den Nutzen freilich nicht, aber die handelnde Person ihn desto lebhafter an sich — die oft eben darum die grausamsten scheinen, gehören unter die Wohlthaten, die eine Regierung gern heimlich und im Dunkeln thut; und wenn es nöthig wäre, einem ganzen Lande eine Art von Tortur anzuthun (Staatslehrer sollten wissen, daß das oft gar nicht zu vermeiden ist), so läßt sich zeigen, daß, sowie die Criminalisten zur Folter einzelner Personen die natürliche Nacht anberaumen, auch zu der mehrerer Menschen eine gewisse figürliche Dunkelheit so vortheilhaft ist, als nur irgend etwas: denn was sieht man, wenn die Preßfreiheit ihre unnöthigen Leichenfackeln anbrennt und hintennach trägt? Todte und Trauernde und Aerzte in Trauerwagen. Das macht aber

nachher die Welt ungemein verdrießlich, und kein Mensch will mehr auf ihr herumlaufen.“ Jean Paul ging in seiner Vertheidigung der politischen, religiösen und geistigen Befreiung des Volkes noch über Schiller hinaus. Er stellt sich damit neben Schlosser, Moser und Archenholz, der den Aufsatz Jean Paul's in sein „Journal für Länder- und Völkerkunde“ aufnahm. „Sie haben, schreibt Richter an ihm, und diese Stelle drückt noch treffender sein politisches Glaubensbekenntniß aus: Sie haben das Verdienst, uns aus unsern monarchischen Ketten und Bandagen aufzurütteln durch das Beispiel eines Volkes, das sich frei bewegt und jene nur um Missethäter, diese nur um Kranke flicht. Mag es Ihnen nie an Zeit und Kraft fehlen, unserm Freiheitsgefühl, das, wie Gewächse unter Steinen, unter Thronen kränkelt, durch lebendige Beispiele Luft und Sonne zu geben!“ Außer diesen Aufsatz arbeitete er einige ernstere Aufsätze aus, und schickte sie an Herder. Dieser war aber abwesend, und seine Frau Caroline las den Aufsatz, sie antwortete Jean Paul selbst, und erfreute ihn damit außerordentlich. Die Männer hatten ihn immer kalt zurückgestoßen und hier war es zuerst eine Frau, die ihn warme Theilnahme bezeigte. Es machte ihn außerordentlich glücklich, daß er in dem Hause eines Mannes geschätzt wurde, den er als Vorbild sein ganzes Leben hindurch betrachtet hatte.

Im Frühjahr 1788 ging sein Freund Herrmann nach Erlangen, um sich zum Doktor promoviren zu lassen. Es betrübte Jean Paul schmerzlich, seinen Freund mit der Armuth ringen sehen zu müssen; Herrmann wußte nicht, wie Jean Paul, seinem Schicksale ein duldendes Arbeiten in der Einsamkeit entgegenzusetzen. Er klagte immer laut seinen Jammer, und Jean Paul, der selbst genug litt, mußte seinen Freund noch trösten und aufrichten. Hier erkannte er zuerst den wahren Lebensschmerz und den Kampf des Menschen mit den Hindernissen, welche ihm die Gesellschaft in den Weg legt, das Mißverhältniß des inneren Berufs und der Mittel, das Glück des Dummen und Lasterhaften und das Elend dessen, der uneigennützig nach dem höchsten Ziele ringt und sich in jeder Beziehung gefesselt sieht. Er richtete seinen Freund mit herzlichen Zurufen auf: „Erdulde noch einmal wie ein Mann das Alpdrücken des Schicksals! Es wird Dich einmal Jemand bei dem Namen nennen — Du wirst die Augen aufschlagen — und statt des zerquetschenden Gespenstes die Sonne erblicken.“ „Vertraue auf die glänzenden und breiten Flügel Deines Kopfes, und möchten sie Dich nur über das todte Meer wegtragen, damit Du nicht da geistig — todt hinfällst, und laß Dir von Deinen Bedürfnissen nie die Elastizität der Seele stehlen.“ „Möge Dir der Traum das geben, was Dir die Menschen ver-

sagen. Fliehe mit Deiner Phantasie in die Kindheitsauen zurück, und vergiß über den Mondschein der Vergangenheit und vor dem Sternenhimmel der Zukunft den unebenen Boden, auf welchem Du stehest."

Angesichts der Leiden seines Freundes fühlte er, welche hohe und heilige Bestimmung es sei, der leidenden Menschheit Trost zu bringen, und die Waffe der Satyre nur noch gegen ihre Dränger zu richten. Seine Stimmung wurde immer melancholischer und ernster, als ihn noch mehr Schicksalsschläge trafen. Adam von Oerthel, von Lebensüberdruß aufgerieben, starb nach einem düstern Winter im April 1789. Sein Herz blutete, und er sagt selbst: Er habe zum ersten Male dabei gefühlt, daß er auf der Erde nicht einheimisch sei, und daß das Sonnenlicht ihm das in unsere Nacht gewebte Dämmerlicht eines größeren Mondes sei. Im Mai 1789 erschienen endlich die „Teufelspapiere." Doch wurde die Freude, die er bei der Lektüre derselben empfand, durch die vielen Druckfehler gestört, von denen das Buch wimmelte. Auch das Honorar beschnitt ihm Beckmann; doch wußte sich Jean Paul über beide Unannehmlichkeiten humoristisch zu trösten. Ueber das geringe Honorar drückt er sich folgendermaßen aus: „Karl V. und Karl XII. stifteten im Voigtlande nicht so viel Unruhe, als die Karlsd'ors; es wollte sie Keiner, als wären sie glühend, in der Hand behalten, und

sie flogen aus einer in die andere, wie das angezündete Spänchen beim Spiel: Stirbt der Fuchs. Ich gäbe etwas darum, die Geschichte der Pfiffe, Plagen u. s. w. zu lesen, die diese Carolins in ihrem Leben ausgebrütet, deren Außenwerke sonderlich demolirt sind, und deren Köpfe so verschnitten, wie meiner." Das Buch machte indessen, ebensowenig auf seine Freunde, wie auf das Publikum, einen Eindruck. Nach wenigen Jahren wurde die ganze Auflage zu Makulatur gemacht, und in eine neue Ausgabe nahm Jean Paul später nur 6 Bogen auf.

Während Goethe z. B. es vorzog, in hohen Gesellschaften zu glänzen, und Minister bei einem Fürsten zu sein, als seinem Volke ein großer Dichter zu werden, ein Verklärer ihrer Freuden, ein Erheber in Zeiten des Unglückes, ein Prophet der Zukunft, ein Hort der Unterdrückten und eine Geißel der Unterdrücker, widmete Jean Paul sein Leben, seine Zeit, seine Ruhe, seine Genüsse, sein Streben, dem Volke ein großer Dichter zu sein. Die Ursache, daß er seinen Zweck nicht völlig erreichte, lag in seinen ungünstigen Lebensschicksalen. Um diese Zeit wurde Deutschland mächtig durch Kant's „Kritik der reinen Vernunft" aufgeregt, und auch auf Jean Paul machte dieses Buch einen mächtigen Eindruck. In einem Briefe an Vogel nannte er Kant „nicht ein Licht der Welt, sondern ein

ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal"; in einem Briefe an Herrmann „einen Cometen, auf dem der jüngste Tag flammt, und der die Himmelsstufen zum Spaß auf= und niederspringt", an Oerthel „in gewissem Betracht eine Mißgeburt, indem er von einer Person in Frankreich gelesen, welche ein Herz gehabt, so groß, wie ihr Kopf, und welche Kanten vollkommen ähnele; und er fände in ihm den edeln Geist des Alterthums, eine Vaterlandsliebe der großen Welt, und nur den Epikur nicht, diesen Cicisbeo von der Jungfrau Europa."

Nach dem Tode Adam von Oerthels kehrte Jean Paul in das Stübchen seiner Mutter zurück. In Hof legte er seine auffallende Tracht ab und theilte seinen Entschluß seinen Freunden in einem komischen Briefe mit, der so lautet: „Endesunterschriebener steht nicht an, bekannt zu machen, daß, da die abgeschnittenen Haare so viele Feinde haben, als die rothen, und da die nämlichen Feinde zugleich es von der Person sind, worauf sie wachsen, da ferner so eine Tracht in keiner Rücksicht christlich ist, weil sonst Personen, die Christen sind, sie haben würden, und da besonders dem Endesunterschriebenen seine Haare so viel geschadet haben, als dem Absalon die seinigen, wiewohl aus umgekehrten Gründen, und da ihm unter der Hand berichtet worden, daß man ihn in's Grab zu bringen suche, weil

da die Haare unter keiner Scheere wüchsen; so macht er bekannt, daß er freiwillig so lange nicht passen will. Es wird daher einem gnädigen, hochedelgeborenen Publikum gemeldet: daß Endesunterzeichneter entschlossen ist, am nächsten Sonntage in verschiedenen wichtigen Gassen Hofs mit einem kurzen falschen Zopfe zu erscheinen und mit diesem Zopfe gleichsam wie mit einem Magnete und Seile der Liebe und Zauberstabe sich in den Besitz der Liebe eines Jeden, er heiße, wie er wolle, gewaltsam zu setzen." Er wollte sich ohne Zweifel Studien von Menschen und Charakteren, Kenntnisse der geselligen Verhältnisse, besonders aber des Treibens weiblicher Wesen verschaffen. Er fand auch bald Zugang in freundlichen Familienkreisen, mit seiner Theilnahme an dem Leid und Freuden Anderer, mit seiner einfachen Manier. Sehr befreundet wurde er bald mit der Familie des Postmeisters Wirth, den Großältern des bekannten deutschen Patrioten Wirth. Besonders fesselte er diese Familienzirkel durch sein eigenthümliches Clavierspiel. Er spielte nämlich nie fremde oder in eine bestimmte Form gebrachte Musikstücke, sondern nur Phantasien, wie sie die Stimmung des Augenblickes erzeugte; in das geheimnißvoll dunkle Reich der Töne konnte er alle Gedanken und Bilder seiner Seele ausgießen, seine poetischen Empfindungen konnte er so auf die angenehmste Weise auf seine Zuhörer über-

tragen. Auch fand er in diesen Familien eine Zahl sehr hübscher Mädchen, die viel Antheil an ihm nahmen. Sie bildeten einen Zirkel um ihn her, den eine derselben, Amöne Herold, auf folgende Weise schildert: „Oft, wenn wir uns in der Dämmerstunde um ihn versammelt, und er sich und uns mit seinen Phantasien auf dem Claviere in solche wehmüthige Stimmung gebracht, daß uns die Thränen über das Gesicht liefen und er vor Rührung nicht weiter spielen konnte: brach er schnell ab, setzte sich zu uns und sprach uns von seiner Zukunft, seinen Reisen, seiner Frau, die er irgendwo finden würde und die lange schon auf ihn passe, von seinen Kindern (meist waren es drei) und seinem ganzen häuslichen Glücke. Dann prophezeite er auch wohl, aber immer mit der Miene, mit der er Späße sagte, was er noch für ein großer Mann werden und alle Welt von allen Orten zu ihm kommen und nach ihm fragen würde. Wenn er nur erst aus dem Höfer Drucke (nemlich Bücherdrucke) in einen andern mehr hineingekommen, und es würde von ihm im ganzen Lande die Rede sein, und die Höfer würden — das waren seine eigenen Worte — noch große Augen machen über ihre jetzigen Kleinen, und Fürstinnen und Prinzessinnen würden uns noch einmal um das Glück seiner Gesellschaft beneiden — was uns freilich Allen damals sehr unglaublich vorkam". Um aus diesem

neuen Verhältniß den größtmöglichen Reichthum an psychologischen und geselligen Lebenserfahrungen zu gewinnen, nahm er sein Andachtsbuch wieder auf; namentlich suchte er seinen Witz und seine Satyre im Umgang mit gebildeten Frauen zu schärfen. Auch wurde er zu mannichfachen Dichtungen veranlaßt. Doch sollten diese Freuden bald durch eine schmerzliche Nachricht getrübt werden. Im Februar 1790 erhielt er einen Brief von Göttingen, dessen erste Seiten von J. B. Herrmann geschrieben waren, und worin er ihm über seine Hypochondrie und Hoffnungslosigkeit klagt. Am Schluß hatte ein Bekannter von Herrmann, Namens Haas, hinzugefügt, daß Herrmann bereits gestorben sei. Er hatte im Sommer sich durch Studien zu sehr angestrengt, bald Medizin, bald Sprachen und Musik studirt. Jean Paul wurde durch diesen Verlust heftig erschüttert, denn er hatte Herrmann, als den genialsten seiner Freunde, am meisten geliebt. Er schrieb sogleich an einen Freund in Schwarzenbach darüber: „Als mein Bruder starb (Heinrich nemlich), glaubte ich nicht, daß noch ein Tag kommen könnte, der das Herz mehr zerquetschte. Aber der Tag kam. Mein Freund starb an seiner mit einem Steckfluß schließenden Hypochondrie, von der Natur geliebt, vom Glück gehaßt — Ruhe sanft aus von den Stößen des Glückes, von der Ungerechtigkeit der Höfer, für deren Stipendium Du nicht reich

und dumm genug warst, und von der Folter eines hypochondrischen verwitternden Körpers!“ Jean Paul wollte seines Freundes Leben schildern und Auszüge aus seinen Papieren mittheilen. Doch führte er diesen Entschluß nicht aus. So waren hinter einander zwei seiner besten Freunde die Beute der Melancholie und Hypochondrie geworden und ihn selbst hatte vor dem Gifthauche dieser Krankheit nur seine philosophische Kraft geschützt. Der philisterhafte Sinn der Bewohner, und die Trübsinn erweckende Eigenthümlichkeit der Gebirgsgegend besonders mußte zur Melancholie stimmen.

Achtes Kapitel.

Jean Paul als Kinderlehrer in Schwarzenbach an der Saale. Seine ersten poetischen Versuche. Freudel's Klaglibell; Fälbel's Reise; Schulmeisterlein Wuz. Die unsichtbare Loge. Moritz. — Seine Armuth hört endlich auf.

Von vielen seiner Freunde hatte Jean Paul schon Aufforderungen erhalten, Hauslehrer bei ihnen zu wer-

den, er aber wies jeden Antrag der Art ab, weil er sich noch seines unangenehmen Verhältnisses im Oerthel'schen Hause erinnerte. Doch nahm er noch vor Anfang des Frühjahres 1790 das Lehramt in Schwarzenbach an, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, an seinen Geburtsort zurückzukehren und seine Lehrer wiederzusehen. Der Patron der neuen Akademie war ein Freund Richter's, der Amtsverwalter Clöter in Schwarzenbach, eine kräftige und gesunde Natur mit unverwüstlicher Heiterkeit und regem Interesse für alle edleren Lebensgüter. Er liebte Richter besonders, weil er mit diesem den Witz und die Satyre gemeinschaftlich hatte. Jean Paul sollte sieben Zöglinge, sechs Knaben und ein Mädchen, übernehmen. Am 8. März zog er mit seinem kleinen Utensilienpäckchen nach Schwarzenbach ab. Er bestand auf seinem Plane, an diesem Tage seine Reise anzutreten, obgleich Clöter, der seine Wetterprophezeiungen, Naturbeobachtungen und Meinungen über den Einfluß ihrer physischen Gesetze und Verhältnisse verspottete, ihm rieth, doch für seinen Umzug die Zeit des zunehmenden Mondes abzuwarten.

In der Leitung dieser Kinderschule entwickelte sich nun die Eigenthümlichkeit und Tiefe des Genie's Jean Pauls. Der Unterricht öffnete ihm alle Quellen erhabener und großer Gedanken, vollendete die Entwickelung seiner Weltanschauung, gab der Phantasie

Nahrung und führte ihr immer neue Stoffe zu. Er betrachtete die Erziehung nicht als einen bloßen formellen Unterricht, sondern er betrachtete seine Zöglinge als einen zu bildenden Stoff und als seine Aufgabe, in ihnen seine Weltanschauung niederzulegen. Er suchte in ihnen in's Lebendige zu entwickeln, womit sonst der Dichter seine Traumwelt bevölkert. Die Ergebnisse seines Nachdenkens, seiner Beobachtungen und Entdeckungen, seiner dichterischen Empfindungen über die Welt, die Menschen hatte er jetzt Gelegenheit, an bildsamen Kinderseelen in's Leben treten zu lassen. Weil die Ausbeute bei dieser Arbeit groß war, so empfand er eine mehr und mehr steigende Lust und Freude daran. In der Unterrichtsmethode der Schwarzenbacher Akademie tritt uns also der Dichter entgegen, wie er sein eignes Leben und seinen Bildungsgang vor seinen Zöglingen wieder durchleben lassen will. Er übte eine Art von elektrischer Einwirkung auf diese Kinder und es war daher kein Wunder, daß er aus allen ihm ähnliche geistige Ausflüsse hervorlockte. Doch brachte er bei dem siebenjährigen Knaben dieselbe Wirkung hervor, wie bei dem funfzehnjährigen, und er verwischte damit gewissermaßen die Individualitäten, weil er die aus sich selbst entnommenen dichterischen Gestalten in die Kinder hineindichtete. Er wollte den Kindern geben, was er selbst in seiner Jugend entbehrt hatte,

eine mannichfaltige Menge von Kenntnissen zu gleicher Zeit, damit aber zugleich das Denk= und Schöpfungs= vermögen zu wecken und zu schärfen. Er wollte seine Zöglinge fortwährend zum Selbsterfinden anleiten und ihnen das Bedürfniß des Selbststudirens rege erhalten. Er nennt das „die Erweckung des geistigen Bildungs= triebes, der höher, als der körperliche, nach und nach durch Willen schaffe, nemlich neue Ideen aus alten Ideen, welcher Wille das Abzeichen des Menschen sei vor dem Thiere, dessen Vorstellungsweisen durch kein Wollen bedingt würden". Die Mittel, welche er zur Entwickelung dieser Bildungskraft anwendete, waren 1) die Sprache, 2) die Aufmerksamkeit, 3) die Ein= bildungskraft, um eine ganze Ideenreihe festzuhalten, 4) der Witz, 5) das Nachdenken, 6) die Erinnerung. Im ersten Bruchstück im zweiten Theil der Levana „Entwickelung des geistigen Bildungstriebes" führt Jean Paul dieses System vollständig durch. Die Me= thode bestand kurz in folgendem. Er fing mit den Kindern die deutsche, französische, englische, lateinische Sprache an, mit allen sogenannten Realwissenschaften. Er unterrichtete täglich 5 Stunden, wiederholte häufig und ließ bei diesen Wiederholungen die verschiedenar= tigsten Begriffe aus den verschiedenen Unterrichtszwei= gen zusammenstellen, um Gelegenheit zur Aufsuchung witziger Aehnlichkeiten zu geben. Die Kinder mußten

ihre Fragen und Bemerkungen laut aussprechen, durften aber ihre häuslichen Uebungen frei wählen. Nach einiger Zeit mußten die Zöglinge die ihnen früher vorgeführten witzigen Zusammenstellungen selbst nachahmen; eine besondere Stunde wurde festgesetzt, in welcher die Kinder ihre Einfälle vorzubringen hatten; diese Einfälle wurden in ein besonderes Buch, Bon-mot-Anthologie genannt, sogleich aufgezeichnet. Es ist deutlich, daß Jean Paul diese Methode seinem Leben entnommen hatte, nur war die Idee der Entwickelung des Selbstnachdenkens, des Bildungstriebes nicht neu, sondern schon von Rousseau und Pestalozzi aufgestellt. Eigenthümlich waren ihm nur die Mittel, „die genetische Stufenfolge" dieser Entwicklung; und er war in dieser Beziehung mehr Dichter als Pädagog, daß er sein besonderes Leben zu einem allgemein gültigen erhob, ohne zu bedenken, daß er sich ausschließlich aus innen heraus oder durch Bücher hatte entwickeln und alle Anregungen durch äußere Anschauungen hatte entbehren müssen. Die Hauptmomente, die in dieser Methode hervortreten, sind 1) daß man früh schon die Kinder zum Witz heranbilden und sie 2) vorzüglich zum schriftlichen Ausarbeiten von Gedanken und Ideen anregen müsse. Er behauptete sogar, das vor dem Auge liegende Schreiben diene weiter und länger dem Ideenschaffen, als das Aussprechen des Gedachten. Er selbst

hatte den Witz an sich ausbilden müssen, und glaubte, die höheren Geisteskräfte der Phantasie, der Menschenliebe seien nur durch die Uebungen des Witzes zurückgedrängt worden — und er meinte, das müsse bei allen Menschen so sein. Vielfache Widersprüche traten übrigens bei solchen Meinungen hervor. Er machte einen Unterschied zwischen Einbildungskraft und Phantasie, nannte erstere die Kraft, welche stückweise auffasse, die andere diejenige, welche erzeuge — machte jene zur Mutter des Witzes, während er in der Aesthetik den Witz als eine Gattung der Phantasie bezeichnet. Den bildlichen Witz aber wollte er in den Zöglingen mit denselben Mitteln hervorrufen, wie er selbst seine Grönländischen Prozesse geschaffen. Andrerseits erklärte er jede künstliche Entwickelung der Seele für schädlich und betrieb selbst diese künstliche Entwickelung zum Witze. Jean Paul arbeitete dahin, seine Zöglinge zu Dichtern zu bilden und er verfolgte dabei die natürliche Stufenfolge, er begann nach Pestalozzi's System mit der Mathemathik, um zum Witz zu gelangen. In der Levana sagt er „daß der Uebergang von der Meßkunst zu den elektrischen Kunststücken des Witzes, wie Lichtenberg, Kästner, d'Alembert, und überhaupt die Franzosen, bewiesen, mehr ein Ueberschritt als ein Uebersprung sei, und daß Cato, Seneca, Tacitus, Bako, Young, Lessing, Lichtenberg Beispiele wären, wie die kraftschwere,

volle, befruchtende Gewitterwolke des Wissens in's Wetterleuchten des Witzes ausbräche". Doch waren diese Alle Gelehrte mit reinen Phantasieanlagen. Aber es hätten gerade Beispiele von anderen Männern angeführt werden sollen, deren aber wohl nur wenige aufgefunden werden können. Im Allgemeinen giebt es eben so verschiedene Aeußerungen des Bildungs- und Erfindungstriebes, als es bestimmte Anlagen und geistige Richtungen in Individuen und Völkern giebt. Der Witz liegt auf dem Wege zur Poesie. Jean Paul indessen hält Witz, Laune, Satyre, Ironie für untergeordnete Grade der Poesie, es drängte ihn mehr zum Ernst hin; er meinte indessen, daß man durch jene hindurchgehen müsse, und daß Alle durch jene Stadien hindurchzuführen seien. Er mußte daher die kräftigste Zeit seines Lebens einen fortwährenden Kampf gegen den Humor führen.

Charakteristisch ist auch sein Gedanke, daß das Niederschreiben der geistigen Erzeugnisse am meisten zur Entwickelung des Bildungstriebes beitrage. Er hat dabei die Buchstaben selbst im Auge „weil das Schreiben die Zeichen der Sachen halber zu Sachen erhöbe und dasselbe dadurch ein noch engerer Isolator und Lichtsammler der Ideen, als das Sprechen sei, und weil unser Vorstellen mehr ein inneres Sehen, als ein inneres Hören wäre". Dagegen ist anzuführen, daß

alle bedeutende Menschen im Gegentheil von Jugend auf gewohnt waren, ohne irgend ein äußeres Hilfsmittel in sich selbst schnell eine ganze Reihe von Ideen zu erzeugen und festzuhalten. Wie sehr hat unsere Bildung an Frische, Kraft und Gewandtheit verloren, seitdem das öffentliche Leben uns geraubt und wir in die Zimmer auf das Papier zurückgedrängt wurden! Goethe schrieb Nichts, sondern diktirte Alles, und arbeitete bis auf den kleinsten Reim erst Alles in sich aus. Wenn die inneren Anschauungen im Innern vollkommen ausgebildet sind, treten sie als vollkommene Gestalten hervor. Alles künstlerisch Vollendete, sowohl die plastischen Kunstwerke, wie die Musikwerke kamen auf diese Weise zur Erscheinung. Dieser innere Gesichtssinn war aber bei Jean Paul völlig unentwickelt geblieben, weil er sich nur an lebendigen Anschauungen oder plastischen Meisterwerken entwickeln kann. Jean Paul aber wurde schon früh in die Bücher hineingeworfen; ja er konnte gedruckte Vorstellungen und Begriffe nur nach einander, nicht neben einander behalten, und klagt in seiner Selbstbiographie „Niemals Sinn für topographische und geographische Vorstellungen und nie ein klares Bild von Landcharten und Länderlagen gehabt zu haben". Er mußte bei seinen Studien das Gelesene, Gehörte, Erlebte, Gedachte vor dem äußeren Auge fixiren und sich aus den verschiedenen Bruchstücken

Neues zusammensetzen, und was er so gesammelt, fixirte er wieder auf dem Papiere. Diese Gewohnheit behielt er später bei; und so sammelte sich bei ihm der Reichthum an Excerpten und Papieren, von denen die meisten zu seinen sechszig Bänden verbraucht worden waren. Man müßte erwarten, daß die Zöglinge in den Witz- und Schreibübungen bei dieser originellen Methode eines lebendigen Lehrers Außergewöhnliches leisteten; aus dem aber, was Jean Paul selbst als Beispiele von den Fortschritten und Leistungen seiner Zöglinge in seinen Schriften mittheilt, läßt sich darüber Nichts genau bestimmen. Jedenfalls ist die Zahl der Arbeiten, welche die Schüler in kurzer Zeit einlieferten, eine bedeutende. In der Erziehung erscheint so Jean Paul als Dichter, der sich an seinen Zöglingen im Schaffen übt, und sie für seine Welt heranzuziehen sucht; er lehrt sie, sich Kenntnisse und Ideen anzueignen, nicht um dieselben für das praktische Leben brauchbar zu machen, sondern sie zur Hervorbringung neuer Ideen oder zur Erweiterung der Kenntnisse anzuwenden. Sein gewaltiger Geist entzündete die andern um ihn her, und zwei seiner Schüler bezeichneten ihn in der Bon-mots-Anthologie „Daß er der Planet Saturn mit seinen sieben Trabanten sei".

Die Erfolge seiner Erziehungsmethode bestimmten ihn, seinen pädagogischen Roman endlich zu schreiben,

und die lebendigen Gestalten seiner Schule zum Stoff einer Dichtung zu machen.

In Schwarzenbach lebte er stets in ununterbrochenem geselligen Verkehr mit Männern, welche ihn verstanden, mit Clöter, Vogel und Völkel; besonders gern verkehrte er mit dem Pfarrer Völkel. Er veranlaßte diese Freunde zu einer geordneten Geselligkeit, zu regelmäßigen wöchentlichen Versammlungen an einem Lustorte: zu Birke. Seine Freunde waren damit zufrieden, was aus den vielen an Richter gerichteten Briefen hervorgeht. Am 10. August 1790 schrieb er an einen Freund: „Wie man vom jüngsten Richterstuhle in den Himmel übertritt, so wurde unser Schulexamen mit einem Tanz in hiesiger Walhalla verknüpft; und was mich am meisten wundert, ist: daß der Examinator selbst mittanzte. Er wurde ein eifriger Billardspieler; jede Woche wanderte er nach Hof, um an den Spielen der weiblichen Wesen Antheil zu nehmen, die er in der letzten Zeit kennen gelernt hatte; hier war er gezwungen, die Satyre durch Ernst zu mildern und ihr die Form der Grazie zu geben. Die Mädchen, die ihn liebten, theilten ihm die Leiden ihres Herzens mit und suchten Schutz bei ihm. Die Gänge nach Hof brachten zugleich alle Erinnerungen aus seiner Kinderzeit von Jodiz lebhaft vor seine Seele. Durch den Verkehr mit den weiblichen Wesen, die innigen

Antheil an ihm nahmen, ging bald eine merkliche Veränderung mit ihm vor. Wie er gewohnt war, alle seine Gedanken aufzuschreiben, so knüpfte er jetzt einen Briefwechsel ernster Art an, wie er früher einen satyrischen und witzigen geführt hatte. Er suchte sich unter den Mädchen zuerst Renate Wirth aus, von der er glaubte, daß sie besonders ihn verstehe. An den Rektor Wernlein schloß er sich wegen dessen reicher Bibliothek an; dieser wurde durch Jean Paul von Neuem angeregt, philosophische Studien zu treiben, und kam ihm mit großem Vertrauen entgegen. Als er ihn zum Führer durch das Gebiet der Metaphysik verlangte, schrieb ihm Richter: „Mein Herz ist noch voll von Ihrem Briefe. O! wenn Sie mir vor zehn Jahren einen solchen geschenkt hätten, wo ich meine Arme um jeden ephemerischen Freund so innig schlug, als jetzt um einen perennirenden; wo ich keinen Menschen kannte, nicht einmal den nächsten, mich selbst, Alle aber liebte; wo ich noch glaubte, ein Freund wäre so leicht aus der Glückszahlenlotterie zu ziehen, als eine Geliebte; wo ich aus dem Jugendparadiese noch nicht gejagt war, aus dem wir Alle müssen, und in das des Alters, dem die Erfahrung mit dem blitzenden und schneidenden Schwerdte keine Rückkehr verstattet; ach damals, wo ich die Sonnen- und Sommerflecke des weiblichen Herzens und die Phasen des männlichen nicht kannte;

wo meine ungetäuschte Seele (ausgenommen von sich selbst) alle Seelen umschlang, und ich zugleich zehnmal dümmer und närrischer uud glücklicher und tugendhafter war, ich möchte damals gethan haben, was ich wollte! Auch jetzt treibt Ihr Brief mit seinen literarischen Aeußerungen mein Blut um einmal öftrer um." Die Fortsetzung des Schreibens lautet: „Die Geschichte Ihres Skeptizismus ist meine. Im Heerrauchjahr welkte dieser Seelenheerrauch meine so sehr ein, daß mir keine Wissenschaft mehr schmeckte, und ein Buch mit scharfsinnigem Unsinn las ich lieber, als eines mit schlichtem Menschenverstande: weil ich blos noch las, um meine Seele zu üben, nicht aber zu nähren. Zum Glück wurde ich damals von der Witzmanie besessen, die mich, um Gegenstände des Witzes zu haben, durch die neuen Interessen zum Licht wandte, das ich durch das Witzprisma aus Strahlen in Farben verkehrte. In der Empfindung war ich gläubig, und blos den Schriftstellern, die mich in jene oft versetzten, verdanke ich meine Transsubstantiation. Zum Unglück war dieser skeptische graue Staar auch in den Augen meiner zwei todten Freunde und ihrer Freunde." Gern verweilte Jean Paul in den Gedanken und Empfindungen seiner Knabenjahre; oft beklagte er rührend und schmerzlich diese verlorene Jünglingszeit; bald suchte er sich einzubilden, daß er in der Jugendzeit doch am glück-

lichsten und zufriedensten gewesen. Auch klagte er gegen Wernlein über den Mangel an Freunden, während er an anderen Stellen mit lebhaften Farben seine Liebe zu Oerthel und Herrmann schildert.

Als Wernlein nach Neustadt an der Aisch versetzt wurde, kehrte Jean Paul mit erhöheter Liebe zu Christian Otto zurück; im Juli 1790 begann er mit Otto jenen Briefwechsel, der 14 Jahre hindurch geführt ward, und ließ den Freund auch jede Woche auf die Hälfte des Weges von Schwarzenbach nach Hof kommen, wenn er seine Gänge dahin antrat. Die Freundschaft Beider lieferte ein Beispiel von dem großen Einfluß, den ein Mann auf den andern ausüben kann. Jean Paul übte noch in seinem höchsten Alter eine wunderbare Kraft auf die stärksten Naturen aus, und so wurde auch Otto's ganzes Schicksal von Jean Pauls Leben abhängig. Otto lebte nur für und durch ihn. Er mußte seine Pläne anhören, wenn er das Bedürfniß hatte, sich auszusprechen; er mußte die ganze Geschichte seines Lebens vernehmen, seine Briefe empfangen und beantworten; er mußte zuerst seine Manuscripte lesen und beurtheilen. Otto mußte daher ebenso frei, unabhängig und amtlos bleiben, wie Jean Paul selbst. Otto wurde damit zu einem dunkeln und selbst ärmlichen Leben verurtheilt und sträubte sich oft gegen die geistige Gewalt, die ihn unwiderstehlich fortzog.

Oft aber erinnerte sich Jean Paul, daß der Freund doch nur ein selbstgeschaffenes Wesen sei, und ließ ihm dann sein Uebergewicht fühlen. Otto mußte das Glück, einem so bedeutenden Manne nahezustehen, mit großen Opfern und großer Hingebung erkaufen. Als Jean Paul für immer in seinem Jugendlande sich niedergelassen, als er nicht mehr so rüstig schaffen konnte, als die ruhigere Lebensweise das Bedürfniß der mündlichen und schriftlichen Mittheilung geschwächt hatte, da verlor Jean Paul das Interesse für Otto, und wandte sich jüngeren Wesen zu. Er war als Dichter Egoist, der alle Liebe und Freundschaft, die er gab und empfing, als Stoff für das Bilden seiner Gestalten betrachtete, der sich immer nach den reichsten Quellen wendet und die ausgeschöpften wegwirft.

Seine Empfindung und Stimmung in dieser Zeit schildert der Dichter in folgender Weise: „Jede seiner Kräfte war bereits fast eine eigene Seele bei ihm geworden, von der eine um die andere herrisch über ihn gebot, gleichsam örterungsweise. Jetzt standen sie alle in der vollen Blüthe, und es brach die üppig berstende Knospe seines Geistes, wie die einer überfüllten Nelke, ohne Ebenmaaß auf. Der Dichter stand in Gefahr, durch die unthätige Gefühlsschwelgerei aufgerieben zu werden, die Kraft zum Gestalten fehlte ihm, um das Feuer des Genies „in' Tintenfaß

abzuleiten". Er hatte darum jetzt „eine unzufriedene Seele", und die Welt erschien ihm zuweilen so sehr in Dunkel gehüllt, daß er die schwärmerische Sehnsucht hegte, die Erde zu verlassen. Derartige Stellen finden wir in seinem Tagebuche, wenn er spät Abends stundenlang im bethaueten Grase gelegen und in den Himmel geschaut. Wenn er dann den Blick nach Unten wandte, so sah er seinen Körperabdruck zum Grabe einsinken, und es ergriff ihn der Schauder der Vernichtung, und erst die Sonnenstrahlen, der Gedanke an Gott und an die Menschen hoben ihn wieder auf.

Um sich von diesen entmuthigenden Empfindungen durch angestrengtes Arbeiten zu befreien, beschäftigte er sich noch einmal mit der Satyre, und zwar bei Gelegenheit der Versetzung Otto's in sein neues Amt. Jean Paul schickte ihm zweiunddreißig Titel entworfener satyrischer Aufsätze, und forderte Otto auf, aus denselben einige auszuwählen und ihm zur Ausarbeitung anzuweisen. Bei einem Versuche, durch Bertuch einige Aufsätze in's Modejournal zu bringen, machte ihn dieser zum ersten Mal auf die wirklichen Mängel dieser Aufsätze aufmerksam. Otto wählte von den überschickten Titeln den ersten und den letzten, und Jean Paul erhielt so Gelegenheit, den ersten Versuch im Gebiete der darstellenden Poesie zu machen. Er schilderte einen pedantischen Schulrektor, der mit seinen

Primanern eine Vergnügungsreise anstellt und bei dieser Gelegenheit ihnen Anstandsregeln einbläut, die Schüler im lateinischen Schimpfen sich üben, des Abends im Wirthshause Anstandsunterricht geben läßt, auf den Landstraßen Unterricht ertheilt. Dadurch werden die Zöglinge von allem Naturgenuß, von der Betrachtung der Gegend abgelenkt, und müssen umkehren, ehe das Ziel der Reise, eine schöne Gebirgsaussicht, erreicht worden ist. Dieser Aufsatz und ein anderer „Freudels Klaglibell über seinen verfluchten Dämon" sind diejenigen, in denen Jean Paul sein komisches Darstellungstalent in der Ausmalung von Anecdoten übte. Seine komischen Schriften arbeitete er darum mit großer Raschheit aus, weil er immer eine Menge einzelner Szenen vorher ausarbeitete. Wir erinnern hier an die Szene, wo Freudel auf der Kanzel bei seiner Probepredigt während des Vaterunsergebets seine Predigt vergißt, in tiefes Nachdenken verfällt und endlich von der Kanzel heruntersteigend seine Perrücke auf dem Betpult läßt, die der Küster dann der staunenden Gemeinde zeigt. Originale für solche pedantische Schulrektoren fand er überall um sich, er brauchte auch seine eigene Thätigkeit nur zu copiren, sein eigenes Erziehungssystem. Einen großen Theil seiner Gestalten entnahm er seiner Heimath, woraus er den Vortheil zog, daß eine dürftige Gegend mit solchen Gestalten poetisch be-

lebt wurde. Jean Paul macht Betrachtungen über die Verbitterung des jugendlichen Sinnes durch den verhaßten Schulpedantismus. Er konnte solche Verhältnisse nicht mehr bloß satyrisch und scherzhaft besprechen, nachdem er in der Wirklichkeit sie mit Ernst geleitet hatte. Nachdem er selbst den Kinderseelen „über Pflanzen- und Thierwelt den gestirnten Himmel erschlossen, ihre Phantasie auf die glänzenden Welten und zu ihren Bewohnern geleitet, sie durch den Bildersaal der Geschichte der Völker und ihrer Religionen geführt, die Helden der Vorwelt vor ihnen aufgestellt und ihren Blick auf das Räthsel der eigenen Seele und die Bestimmung des Menschen gewandt" — da entquollen seinem Herzen die Empfindungen und der Schmerz über eine Erziehung, die jene Vergnügen und Freuden der Jugend entzog, da erinnerte er sich nicht blos der Thorheiten, sondern auch der durch sie Leidenden und Gequälten. Seine düstere Melancholie stieg bis zu einer bedenklichen Höhe. Im Tagebuche vom 15. November lesen wir: „Wichtigster Abend meines Lebens! denn ich empfand den Gedanken des Todes. An jenem Abende drängte ich mich an mein künftiges Sterbebette durch dreißig Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Todtenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge; ich hörte meine kämpfenden Phantasien in der letzten Nacht

— du kommst ja, du letzte Traumnacht! — und da das so gewiß ist, und da ein verflossener Tag und dreißig verflossene Jahre eins sind, so nehme ich jetzt von der Erde und von ihrem Himmel Abschied; meinen Plänen und Wünschen fallen die Flügel aus; mein Herz mag noch so lange, als es nicht tief unter fremden Füßen liegt, am freundschaftlichen Busen schlagen; meine Sinne mögen noch, ehe sie sechs Bretter einsperren, die herumflatternde Freude haschen beim kurzen Schritte von der Wiege in's Grab! Aber ich achte Alles nimmer! Und Euch, meine Mitbrüder, will ich mehr lieben, Euch mehr Freude machen! Ach, wie sollte ich Euch in Euern zwei Dezembertagen voll Leben quälen, ihr erbleichenden Bilder von Erdfarben! Ein zitternder Widerschein des Lebens! Ich vergesse den 15. November nie!" Jean Paul hatte eine besondere Furcht vor dem Novembermonat, doch wußte er sich immer wieder darüber zu erheben. Er fährt daher im Tagebuche fort: „Ich will darum Euch mehr Freude machen! Aufgebend meine großen Pläne, will ich mich darauf beschränken, Euch zu erheitern, und meine komische Kraft dazu anwenden, nicht mehr, wie bisher, Euch zu quälen! Wie ich daher selbst auch für mich in solchen Augenblicken mit meiner Kunst heiter zu sein und mich mit allen Beschränkungen zu begnügen, ihnen Freude abzugewinnen wußte, will ich auch meine

Nebenmenschen zu beglücken suchen durch die Mittheilung des Gewinns meines bisherigen Lebens, der nach und nach von der Phantasie neben dem Witz ausgesonderten Kunst: Trost, Heiterkeit und Freude selbst an den beschränktesten Lebensverhältnissen zu finden.“ Bald darauf zeigte er es auch durch die That, was er hier schrieb; er wollte eben zu der Waffe persönlicher Satyre seine Zuflucht nehmen, in der Gesellschaft von Kindern, die sich um ihn froh tummelten. Da blickte er in das ruhige Gesicht eines Knaben, und der Gedanke an die Leiden, die noch hindurch ziehen, an die Thränen, welche seine Augen noch vergießen würden, dämpfte den Zorn; die Leiden der ganzen Menschheit durchzuckten ihn. So gestimmt, fand er an dem Rektor Fälbel keinen Gefallen mehr. Damit wird auch die Behauptung widerlegt, daß er ein blos satyrischer und komischer Schriftsteller geworden wäre, wenn seine satyrischen Schriften Beifall gefunden hätten. Sobald er in ein bewegtes geselliges Leben eingetreten war, die Menschen mit ihren Leiden und Freuden kennen gelernt hatte, nahm er auch mit seinem Herzen Antheil und empfand tief. Diese Umwandlung ging mit ihm vor, als er in seinen Zöglingen die Natur, das Leben und den Menschen studiren konnte. Er äußerte gegen Otto: „Daß er bisher jede satyrische Person wie eine Pfänderstatua angesehen, die man mit allem



Möglichen besteckt und umhängt; und er würde auch an den Fälbel, ohne Otto's Rath, alles Närrische gespicht und geheftet haben, was von den weitesten Sprüngen der Phantasie wäre aufzutreiben und zu erschwingen gewesen; jetzt stehe darum aber sein Fälbel desto kahler da", worauf er später hinzufügte, „daß er diesem Schulemigranten immer feinder werde". Er fühlte daher den Drang, seiner Phantasie ein Gegenbild vorzuführen, das den wahren Bedürfnissen seiner Seele genüge, die nach Liebe lechzte, ein Wesen in's Leben zu rufen, das das Herz zu befriedigen, zu versöhnen und zu trösten im Stande wäre. Im Dezember entwarf er die liebliche Idylle „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal", die er, wie er sagt, „mit unendlicher Wollust empfing und zeugte". Man kann diesen Wuz als das Vorbild einer ganzen Reihe seiner späteren Romane betrachten; er schildert die Weltanschauung des Dichters in einem ganzen Menschenleben, und führte ihn auf die Idylle. Charakteristisch ist an dieser Arbeit der Kampf der Form der Darstellung mit der Tendenz und dem Stoff selbst. Er hat Anfangs nicht den Muth, während er ein wohlwollendes, in den beschränktesten Verhältnissen zufriedenes Wesen, „ein in sich selbst vergnügtes Ding" darstellen will, die Gefühle und Empfindungen zu offenbaren, die ihm dieser Charakter einflößt. Er

dichtete ihm übertriebene Narrheiten an, und behielt auch den bisherigen Styl bei.

Die ernste schaffende Kraft begann jetzt sich von der spottenden und zersetzenden zu befreien; beide Kräfte kämpften aber noch fortdauernd mit einander, um sich gegenseitig aufzuheben. Der Dichter suchte zwar der empfindenden Phantasie ausschließlich den Sieg zu erringen; aber es gelang ihm nicht, nur der Humor blieb vorherrschend stark. Er vergleicht ihm dem Vogel Marops, der zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung zum Himmel auffliegt. In der Geschichte des Wuz erscheint zum ersten Male die eigene Kindheit Jean Pauls in poetischer Gestalt. Er hält den Mägden und einer alten Frau Bußpredigten, er geht am Trinitatisfeste mit läutendem Schlüsselbunde durch das Dorf in den Garten, erwartet in der Dämmerung das Licht in der Stube, sucht Bücher zu schreiben, schickt an seine Geliebte mit Ruß und Fett abgerissene Potentaten, schenkt ihr Kuchen, Alles, wie Richter zu thun pflegte. Später wird der Wuz noch mehreremale variirt; so ist der Quintus Fixlein nur eine weitere Ausführung desselben; „Fibels Leben", „Der Jubelsenior" und viele Kapitel in den „Flegeljahren" haben ihren Stoff aus den Kindheiterinnerungen Jean Pauls. Auch in seinen folgenden Romanen kam er immer wieder auf seine Kinder-

jahre zurück. Von jetzt an versuchte er auch die Poesie der Liebe in sein Leben zu ziehen. Als er den „Wuz“ schrieb, war er schon im Begriff, mit seinen Höfer Freundinnen einen Briefwechsel anzuspinnen. Im Januar 1791 machte er in dieser Beziehung einen ernsteren Versuch; aus dieser Zeit haben wir einen Brief an ein Mädchen, Namens Caroline. „Ganze Tage und Wochen, schreibt er, vergisset man, zwei, drei Minuten daraus ausgenommen. Ach! blieben uns nur von jedem Tage drei solcher nachtönender Minuten zurück, so wäre doch das Leben und der Genuß des Lebens etwas werth! Um den Nachklang einer solchen schönen Stunde von gestern länger zu hören, hab' ich mir folgenden Traum gemacht: Ehe der Schöpfer die Seele meiner Freundin mit dem Körper umlaubt auf die Erde ziehen hieß, traten vor ihn die zwei Genien, die verborgen um jeden Menschen fliegen“. Im Schluß der Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein erzählt er, daß vor ihrer Geburt der schwarze Genius zu ihrer Seele getreten und ihr in Gegenwart des Schöpfers gedroht, sie auf Erden durch die Lockungen der Mode, Gefahr durch Männer und durch Eitelkeit zu verführen; aber der gute Genius habe sie dann zu schützen versprochen und den Schöpfer gebeten, die schöne Seele mit einem schönen Körper zu umblümen und zu umkränzen, ihr ein großes Auge

zu geben und ein weiches Herz in ihren Busen zu legen. Unbesudelt solle dann die Hülle einmal von ihr fallen, die Falschheit solle das Auge nicht verdrehen, das Herz nicht zerstieben, ehe es für Natur und Tugend geschlagen. Denn in den Schimmer des Monds, in den Zauber der Frühlingsnacht wolle er sich verwandeln und mit Seufzern sanfter Wehmuth ihren Busen heben; im Getöne der Musik wolle er sie rufen und von seinem Himmel mit ihr reden; die Stimme einer Mutter oder Freundin wolle er borgen und sie an sich ketten; oft im einsamen Dunkel wolle er um sie schweben und durch eine Thräne, womit er ihr Auge verschönere, ihr das Zeichen geben, daß er sie umarme und daß sie noch seine Freundin sei. „O Du, schließt er den Brief, für die ich dieses schrieb, denk' an mich und dieses Blatt; und wann einst meine Stimme, über der Erde entfernt oder unter ihr verstummt, nicht mehr zu Dir reicht: so höre sie auf diesem Blatte! Und wenn einst mein fortgewandertes oder ausgemodertes Auge nicht mehr sieht, ob Du glücklich bist: so werde nie unglücklich!" Den guten Genius beschreibt er als „einen hohen, schönen Jüngling, dessen Stirn das goldene Licht des ersten Sonnenstrahles, der sprühend hinter der Erde heraufgeschlagen, beschienen und der ungesehen unter den zitternden Seelen gewesen war, mit einer Lilie vor dem

Herzen, einen Lorbeerkranz von Rosenknospen um die Stirn und im himmelblauen Gewand; der im milden Weinen und warmen Liebesstrahlen auf die Seele niedergeblickt, wie die Sonne auf den Regenbogen, der das schöne Auge bewegen und begießen und auf die Berge, oder die Sonne oder die Sterne fliegen will und an den Schöpfer erinnern oder an die Welt über der Erde, die Lilie seiner Brust verwandelnd in das weiße Licht des Mondes und in das Abendroth der Frühlingsnacht die Rosenknospen in seinem Kranz; und endlich in die Stimmen der Dichtkunst die seinige verbergen und mit der Gestalt ihres Geliebten die seinige verschönen". Diesen Brief kann man als einen Vorläufer zu seinen größeren Schöpfungen betrachten. Die Erkenntniß von dem durch die Phantasie zu erreichenden Ziele, dessen hohem Werthe, deren unmittelbar eingreifenden großartigen Wirkung und der ihm für sie besonders angewiesenen Stoffe traten in ihm klar vor die Seele. Im Wuz tritt die ernste Empfindung zwar auch schon hervor, doch hatte er noch zu viel Satyre, Spott und Ironie. Dennoch hatte der Brief über anderthalb Jahre keine weiteren Folgen, im Gegentheil blieben seine Verhältnisse zu den Höfer Mädchen noch ganz dieselben. Aber der Blick in das zu erobernde poetische Sonnenland war ihm geöffnet. Statt eine Geliebte sich wirklich an das Herz zu ziehen,

vollendete er zuerst den Wuz, um dann sogleich den ersten Roman zu beginnen. Am 2. März 1791 war Wuz vollendet, dem Freunde überschickt, und der 15. März wird in Richters Tagebuche als der erste Schöpfungstag der „Unsichtbaren Loge" bezeichnet.

Jean Paul war an dem Punkte angekommen „wo, als sich sein Herz im 28. Jahre öffnen und lüften durfte, es sich leicht und mild ergoß und wie eine warme überschwellende Wolke unter der Sonne; wo er nur zuzulassen und dem Fließen zuzusehen brauchte; wo kein Gedanke mehr nackt kam, sondern Jeder sein Wort mitbrachte und in seinem richtigen Wuchse dastand ohne die Scheere der Kunst". Bei Jean Paul war das blos noch Gedanke, und Ideen ohne Formen und Leben erzeugende geistige Schaffen von der Philosophie ausgegangen und versuchte Verstandes-Zwecke zu erreichen; so hatte auch die erste Idee zu einem plastischen Gebilde ebenfalls einen philosophischen Endzweck, pädagogische Systeme mit ihren philosophischen und psychologischen Gründen sollten als Resultate des Nachdenkens und gemachter Beobachtungen an Gestalten lebendig veranschaulicht werden, in der Weise, wie Rousseau's „Emil" verfaßt ist. Er wollte nicht mehr durch die Satyre verwunden, sondern durch die Heiterkeit des Scherzes beglücken; er wollte nicht mehr durch schneidendes Hervorheben der im Kampf mit beschränkten

und drückenden Verhältnissen hervorgehenden moralischen und geistigen Mängel bei den durch sie gedrückten Menschen ihnen diese Zustände noch unerträglicher machen. Er faßte die Idee, der Geliebten und ihren Schwestern poetische Welten in die Seele zu werfen, die sie beglücken und erheben sollten. In dem ersten Romane suchte er sich eine poetische Welt zu erschaffen, um auf ihr seine Gebilde aufzubauen. Er nahm deßhalb den Stoff, den sein Leben ihm vorhielt, er wollte einen pädagogischen Roman schreiben, machte deßhalb seine Schule zu einem Gedicht, seine Schüler und den Lehrer zu poetischen Gestalten. Man kann die „Unsichtbare Loge" als die Geburtsgeschichte von Jean Pauls poetischer Welt, seiner ersten Romane betrachten. Er durchläuft in diesem Romane die Stufenreihen der poetischen Entwickelung von neuem, weil er aber mit der ersten Anlage nicht weiter konnte, faßte er die Idee, eine größere, umfassendere Welt harmonisch hinzustellen. Er wollte dreißig Jahre später die unsichtbare Loge fortsetzen, und versprach später sogar noch einen dritten Band. Den Plan, den er anfangs gehabt, brach er nachher wieder ab, wie ihm oft beim Anfang der Arbeit ein anderer Plan vorschwebte, als den er später wirklich verfolgte. Daß er noch in späteren Zeiten bezüglich des Zieles, das er in dem Gang des Romans zu erreichen sich vorgesetzt, unklar geworden

war beweist der Widerspruch, in den er zu verschiedenen Zeiten im Bezug auf die Erklärung des Titels verfiel. In der Vorrede zur 2. Aufl. der „Unsichtbaren Loge“ vom Jahre 1821 behauptete er: „daß der Titel „Unsichtbare Loge“ etwas habe aussprechen sollen. was sich auf eine verborgene Gesellschaft bezöge, die aber freilich so lange im Verborgenen bliebe, bis er den dritten oder Schlußband an den Tag oder in die Welt brächte. Dagegen schickte er dreißig Jahre früher, nachdem er die beiden Bände vollendet, eine Menge Titel zur Auswahl an Otto und sprach sich bezüglich der „Unsichtbaren Loge“ aus: daß er sich im Grunde bei diesem Titel gar nichts dächte, wiewohl ihm, bis er die Vorrede setze, noch gut einfallen könne, was er dabei denke; aber daß er nicht eher darin ruhen werde, als bis Andere mehr dabei dächten.“ Am Schlusse will er „dem größern Theile der Leser“ sagen, daß sie durch die höheren Beziehungen, die sich in dem Romane versteckten, nichts verlören, und daß es für sie eben so viel sei, als wenn er wirklich gar keine hätte, daß er zum Beweise Homers Odyssee, die Aeneide, Virgils Eklogen, Dante's Hölle, anführen wolle, die alle durch den mystischen, allegorischen, politischen Kern bei dem ungelehrten Leser Nichts verlören, den der gelehrte fände und genösse. Aber am Schlusse der „Loge“ finden wir plötzlich einen Brief, wonach der

Held in's Gefängniß geworfen wird, weil er Mitglied einer geheimen Verbindung ist. Er scheint den Brief erst nach dem Schreiben an Otto und nach der Wahl des Titels hinzugefügt zu haben, um dem Romane das Gepräge eines tief angelegten, mysteriösen Planes zu geben. Wahrscheinlich täuschte Jean Paul sich später selbst über den ursprünglichen Plan der unsichtbaren Loge. Doch wollte er nur sich von Allem befreien, was ihn gequält und gedrückt hatte.

In dem Romane finden wir verschiedene Epochen, nach den Vorfällen, Personen und Umgebungen aus seinem Leben von dem Augenblicke an, wo ihm die erste Idee zu einem solchen Produkte aufgegangen war; auch verschiedene Entwickelungsstufen der künstlerischen Produktionskraft, der Witz, die Idylle und das Streben nach einer poetischen Verklärung der Welt, ein Emporstreben zu den Höhen der Menschheit. Je nach seinen Stimmungen und den ihm vorgeführten Charakteren änderte sich bei ihm auch der Plan, der Stoff und die Behandlungsweise. Die verschiedenen Epochen in der unsichtbaren Loge sind durch die spätere Ordnung unter einander gemischt worden, wie es die Zeit in den Ereignissen forderte. So stellt Gustav mehrfache Individuen aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Verhältnissen dar, verschiedene Vorbilder für die verschiedenen Altersepochen des Helden. Jean Paul

mußte außerdem viele Täuschungen bezüglich seines Zöglings erleben und hatte manche unangenehme Auftritte mit ihm; so trat natürlich der Zögling, wie er in der Wirklichkeit war, mit dem im Romane aufzuführenden in beständigen Widerspruch. Die Erinnerung aber an die erste schöne Zeit, als er die freudigsten Hoffnungen von der Empfänglichkeit des Knaben hegen durfte, wo der Anblick des Knaben in ihm eine tiefe poetische Empfindung erregt hatte, blieb so hell vor seiner Seele, daß er sie als Hauptmoment bei der neuen Arbeit aufzufassen beschloß. Die anderen Personen waren: Der alte Oerthel, ein schmutzig geiziger und verächtlicher Charakter — sein Sohn, ein hypochondrischer und weichlicher Mensch — die Gattin des Geizigen, die ihm häufig Geschenke an Lebensmitteln und Geld macht. Das Bild des alten Oerthel war vor seiner Seele lebendig; daran reihten sich satyrische Erfindungen von Szenen und Charakteren und wie der erste Aufsatz der „Grönländischen Prozesse“ sein Schriftstellertreiben verspottete, so faßte er jetzt die ironische Idee, seine Erfahrungen als Erzieher zu einem Romane zu benutzen. Dadurch wäre aber ein satyrischer oder komischer Roman gebildet worden, eine Welt, die den Dichter gequält hätte. Da trat ihm eine Gestalt in die Erinnerung, an die sich Komisches und Satyrisches anknüpfen ließ, die aber zugleich ernst be-

handelt werden konnte; diesem Ernst entsprechend konnten hohe und rührende Charaktere angefügt werden. Diese Gestalt war Herrmann; „er wolle des Teufels sein, rief ihm Richter zu, wenn er seinen Charakter nicht einmal in einen Roman brächte! Aber lehre mir, wie ich Lesern die Wahrscheinlichkeit Deiner Cynismo-Manie beibringe; es wird Jeder sagen: „ich hielte den Charakter schlecht und zwänge die ungleichartigsten Züge zusammen". Der Charakter Herrmanns wird aus seinen und Richters Briefen, so wie aus den von Otto gegebenen Mittheilungen ergänzt: „Die glühendste Liebe zur Freiheit, erzählt Otto von ihm, konnte ihn nicht von einem zweiten Ich befreien, das er haßte, und hinter welches er dennoch sich stellte, um sich zu verstellen. Hinter einem Cynismus, selbst einer Rohheit des Ausdrucks, verbarg er einen reinen, ja jungfräulichen Sinn, der seines Lebens innerstes Heiligthum war und den er nicht sattsam verhüllen zu können glaubte. Immer erschien er anders, als er war, weil die streitenden Gewalten in ihm an ihm selbst den Friedensrichter nicht gefunden: so daß nur der, der dieses Beben der Natur an ihm wahrnahm, sein wahres Wesen ergründete. Seine innere Freudlosigkeit suchte er mit bittrer Ironie, durch eine Art Wohlgefallen am Unschönen aufzuheben". — „Jene Kleinigkeiten, sagt Richter zu ihm, diese Liliput'schen

Annalen, müssen Dich ganz einnehmen; denn Dich laben blos entweder die wichtigsten Arbeiten oder die erbärmlichsten Sagen, und Du bist wie eine Lerche, entweder singend über den Wolken, oder nistend in einem Dreckloche auf der Erde". — „Du willst haben, antwortete ihm Herrmann, ich soll Dir schreiben, was ich denke. Gott weiß es, daß ich nie glücklicher war, als in den Jahren meines Schülerstandes, wo ich sichtbar meiner sehnenden Einbildungskraft nach zugenommen, und hernach in den ersten vier Jahren auf der Universität. Sorgen und Kummer haben mich das letzte Jahr wahnsinnig gemacht, und mein Höfer Aufenthalt (die wenigen Stunden in Tögen ausgenommen — brauchst Du Versicherung?) hat mich gelehrt, was Platner meinte, wenn er sagte: Daß die Menschen aut schlafen, aut taumeln, und jetzt befinde ich mich in einer Lage, die, obschon glücklicher, als die vorjährige, doch so einfältig und verwünschenswerth ist, als je eine in meinem ganzen Leben war — siehst Du, das ist das Einzige, was ich jetzt denken kann". — Seine Flucht von Erlangen nach Göttingen schildert er folgendermaßen: „Sonnabend den 6. September früh um 5 Uhr ging ich aus Erlangen, wie ein Don Quixote, braune Weste und Hosen, in denen ich vom Höfer Gymnasio und seinen Plagen einst Abschied genommen und die mir die Mode bisher zu tragen ver-

bot; meinen weißen Rock, den ich schon in Hof zu tragen mich schämte, weil er bereits ein Jahr als Schlafrock gedient, in dessen rechter Tasche Schreibtafel, Papier, wovon dieser Brief ein Theil ist, Inscription, den Grundriß nebst excerpirten nothwendigen Nachrichten von Göttingen, ein Schnupftuch, ein Paar rothe Handschuhe, die mir Oerthel einst gegeben, als er mir die empfindsamsten Stellen aus Moritz' Erfahrungsseelenlehre vorgelesen, in der linken ein Paar Bänderschuhe, eine Schachtel mit Siegellack, Petschaft, Rasirmesser und unter dem linken Arm meinen Regenschirm, mehr, um ein Schnupftuch, zwei Hemden, ein Halstuch, ein Paar Strümpfe und eine Schlafmütze darin verbergen zu können, als gegen den Regen mich damit zu schützen. **Omnia mea mecum!** — Als sich Nachmittag B., der mich bis Bamberg begleitet hatte, von mir trennte, fühlte ich erst die Konzentrirung meines gegenwärtigen und meines zukünftigen Schicksales. Wer hätte glauben sollen, daß da, wo obendrein die unerträgliche Sonnenhitze mir jeden Schritt erschwerte, die so häufig an den Weg gepflanzten katholischen Bilder mich trösten konnten! Da sieht man immer den vortrefflichsten Menschen und Wahrheit liebenden Mann zerprügeln, mit bittern Kränkungen noch mehr, als mit Stacheln, Spießen u. s. w. verwunden, und bei den häufigen Stößen und Schlägen unter dem Kreuze

erliegen. — Noch weiterhin begegneten mir ein Paar Lumpenkerls, barfüßig und durch und durch defect, die mit einer Branntweinfistel einander secundirten: Das, das und das, das ist eine harte Buß', weil, weil, weil und weil ich aus Hallstadt muß! (ich ging gerade darauf zu). Ich schlage Hallstadt aus dem Sinn, und wende mich nach Bamberg hin! Fand ich nicht in all' diesem Widerklänge und Beruhigung?" Eine weitere Bedeutung in dem pädagogischen Roman gewann Herrmann, als er in Göttingen Hofmeister bei einem Grafen wurde, und dadurch auch die höchsten Stände mit in den Roman hineingezogen wurden. Das Erscheinen der Grönländischen Prozesse und der Tod Oerthels, störte aber bald den ganzen Plan, und alle seine Entwürfe traten in den Hintergrund seiner Seele. Aus dem heiteren und belehrenden Umgang mit Frauen und Mädchen in Hof bildeten sich auch noch andere Elemente hervor. Hier konnte er die ehelichen Verhältnisse der mittleren gebildeten Stände beobachten. Er wollte sich erst einen reichen Schatz von Lebens- und Menschenkenntniß sammeln, bevor er den Roman schrieb. Er studirte die Launen der Weiber, das weibliche Herz in dem Wechsel der Eindrücke von Lust, Schmerz, Erhebung. Dieselben Beobachtungen konnte er in den höheren Kreisen der Gesellschaft machen. Mit einer Familie von Spangenberg war Jean Paul durch Oerthel bekannt gewor-

den. Er wohnte auf dem Gute Bentzka, einige Stunden von Tögen und war als großer Musikfreund bekannt. Bei dieser Gelegenheit lernte Jean Paul auch die Manieren, die Ideenkreise und die Verhältnisse des Landadels näher kennen, aus denen sich ihm auch Gestalten für die poetische Nachbildung darboten, besonders Spangenberg. Nahe bei Bentzka lag das reizende Bad Untersteben bei Hirschberg, das häufig in seinen Romanen erwähnt wird. Als er nach Schwarzenbach versetzt wurde, kam er auf seinen alten pädagogischen Plan zurück. Von seinen Zöglingen wurde ihm jetzt Georg Clöter der liebste, der ihm talentvoll und liebenswürdig genug war, um ihn zum Repräsentanten seiner Empfindungen und Gedanken zu machen. Natürlich mußte Jean Paul dem Helden dieses Romanes seine eigene Kindheit leihen, weil die innere Kindheitsgeschichte eines andern Menschen überhaupt nicht vom Dichter darzustellen ist. Kein Dichter hat auf mehr mitfühlende Leser und auf eine erschütternde Wirkung zu rechnen, als der, welcher die Gedanken und Empfindungen seiner eignen Jugend darstellen kann. Jean Pauls eigne Kindheit war nun durchaus rein idyllischer Natur gewesen und sie konnte daher auch in der Biographie unter keiner andern Form dargestellt werden. Er stattete seinen Helden mit den Erfahrungen seines eigenen Lebens aus; aber in allen seinen Ro-

manen schritt die Freundschaft neben der Liebe her. Allein in allen Fällen ist es doch nur die Liebe, welche poetische Schöpfungen beleben kann; und er kannte bis dahin nur die Freundesliebe oder die gewöhnlichere. Wohin hätte er auch nach seinen bisherigen Erfahrungen eine weibliche Gestalt versetzen sollen? Bis dahin hatte er sie nur in den höchsten Ständen vermuthet; aber er kannte weder diese Umgebungen, noch die äußeren Charakterzeichen, die ein solches Wesen aus einem Wesen der Einbildung zu einem wirklichen und menschlichen machten. Sie taugte ihm bis dahin weder in die Spangenbergischen, noch Oerthel'schen Umgebungen; es mußten noch andere Lebenskreise hinzutreten. Aus dem Briefe an Wernlein sehen wir, daß er von seinen Höfer Bekanntinnen bisher keine poetische Ansicht gehabt. Durch das Verhältniß zu Caroline wurde er aber zu einer tiefen und heiligen Empfindung angeregt und von ihrem Werthe, von ihrer moralischen Reinheit und ihrer Empfänglichkeit für alles Große und Erhabene hatte er eine hohe Vorstellung. So war dieses Mädchen aber geworden und geblieben unter niedrigen und herabdrückenden Verhältnissen, mit einer mangelhaften Erziehung, aus dem Giftboden war eine reine Lilie aufgesprossen. Er machte die Heldin zur Tochter des Charakters, der den alten Commerzienrath Oerthel darstellte, und damit gewann er eine Ver-

wickelungsintrigue, die zur Darstellung der bewegtesten Leidenschaften und zu den erschütterndsten Szenen Veranlassung gab. Der Commerzienrath Ronger und seine Frau Louise sind dem Oerthel'schen Ehepaar, der sterbende Amandus seinem Freunde Adam von Oerthel, der als Botaniker den Fürsten begleitende humoristische Doctor Fenk dem in Göttingen hofmeisternden Herrmann nachgebildet. Der Erste hatte außer einigen Schwächen, wie denen der Eifersucht, der gereizten Empfindlichkeit, auch einige vortreffliche Seiten. Das nach Herrmann aber entworfene Bild hatte zu viel störende Beimischungen, als daß er nicht auf alle Weise hätte versuchen sollen, sie zu mildern. Er brauchte für seinen Fenk nicht die wehmüthige ernste Seite Herrmanns, die ihm dessen äußere Gestalt in die Seele rief. Deshalb trug er nicht nur einige Züge von sich auf ihn über, sondern vernichtete auch dessen schönes Aeußere. Seitdem er einen Vertreter des Komischen gefunden, wurden bei ihm die Ausbrüche des Komischen auch immer stärker. Das Vorbild war hier der Arzt Fenk, und die Erfahrung bestätigt es, daß unter den Aerzten die meisten witzigen Menschen sind, weil sie nach dem Grundsatze: Naturalia non sunt turpia, sich in der Ausdrucksweise diejenige Freiheit mit der allgemeinen Zustimmung nehmen, welche die erste Bedingung des Witzes und das Element ist, in welchem er allein

gedeihen kann. Goethe bemerkt über sie, daß die Mediziner sich am meisten und fast nur allein von ihrer Wissenschaft unterhalten. Bei Amandus nahm er auch die Schwächen Otto's als Vorbild; dieser wollte die moralische und geistige Ueberlegenheit Richters durchaus nicht anerkennen und eingestehen, und mit Richter in den literarischen Arbeiten wetteifern. Wir finden dafür den Beweis in dem gedruckten Briefwechsel, in welchem Richter sich über das Gesichterschneiden Otto's beklagt.

Kurz, die Idee, welche Richter der unsichtbaren Loge zu Grunde legte, war ganz auf die Darstellung seines Erziehungssystems begründet. Dieses bestand darin: in Knaben und Jünglingen nicht zu früh die Wärme der Empfindung zu wecken, sondern durch mathematische und philosophische Bildung den Verstand zu beschäftigen und die Einbildungskraft in den Witz überzuleiten, damit der auflösende und zersetzende Witz und Scharfsinn vor den moralischen Verirrungen schütze, denen eine zu früh geweckte Phantasie ausgesetzt ist. An Gustav wollte der Lehrer erst später sein System entwickeln. Im Anfange des Romans werden in den Großeltern Gustavs zwei diese verschiedenen Gegensätze darstellende Personen eingeführt. Der Oberforstmeister von Knör hat der Mutter Gustavs, einer gewöhnlichen weiblichen Natur in den höheren Ständen,

eine mathematische Verstandeserziehung gegeben, und diese ist dadurch allen Nachstellungen von Seiten adliger Gecken entgangen. Die Mutter Ernestinens ist eine Herrnhutherin; der Vater hat die sonderbare Grille, die Tochter nur dem zu geben, der sie in einem Schachspiele besiegt, die Mutter die Grille, daß der von der Tochter zu erwartende Sohn von einem herrnhuthischen Jünglinge zehn Jahre unter der Erde erzogen werde. Ernestine spielt daher sehr fertig Schach; in dem Einfall mit der Katze, durch welche sie auf sinnreiche Weise das zu ihrem Vortheile sich hinneigende Schachspiel kurz vor Ablauf der entscheidenden Frist, zerstören läßt, legt sie ihre Ueberlegenheit dar. Bei dieser Gelegenheit entwickelt der Dichter seine eingesammelten psychologischen Kenntnisse vom weiblichen Herzen. Der Bräutigam Ernestinens läßt sich beide Bedingungen gefallen, und wird zehn Jahre lang unter der Erde verborgen gehalten. Der Vater, ein Soldat, sieht mit Unwillen die Verweichlichung seines zum Soldaten bestimmten Sohnes, und bringt ihn in ein Cadettenhaus. Gustav erhält das Gepräge beider Erziehungsarten. Die Liebe zu Beaten vermag ihn nicht vor dem Falle in dem Augenblicke, wo ein kokettes Weib, die Ministerin Bouse, ihn verführen will, zu retten. Beaten's Charakter tritt nicht deutlich hervor, weil der Roman da abbricht, wo sie handelnd auf-

treten soll. Welche Lehre er an ihr poetisch darlegen wollte, erzählt er selbst „daß bei höheren Weibern oft der Geist zu zart, zu wollend, zu fein und zu feurig für geistige Anstrengungen sei, und daß dieselben weniger an ihrer Diät, als an ihren excentrischen Empfindungen erkrankten, die „ihre Nerven wie den Silberdraht durch immer engere Löcher trieben;“ daß, wenn die Seele mancher Menschen zu zart und rein für diese Morasterde sei, dies auch mit dem Körper oft der Fall wäre, und ein zarter Körper und ein zarter Geist sich einander aufrieben, und daß endlich, wenn man den weiblichen Naturen aus den Mittelständen dadurch, daß man durch die Poesie ihrer Einbildungskraft erhabene Bilder und Ideen vorführe, eine Würde gäbe, welche ohne prüde Aengstlichkeit die weibliche Tugend sicherte: auf der anderen Seite die höheren weiblichen Wesen aus den höchsten Ständen, deren Phantasie durch Ueberreize eines Kunstluxus, der die vielen müßigen Stunden derselben ausfüllt, so schon genährt werde, durch eine Steigerung derselben ganz untauglich würden, den Affekten, Stürmen und moralischen und geistigen Widrigkeiten des Lebens lange zu widerstehen. „Eine Frau, sagt Fenk, eine Frau, wenn sie Schiller's Feuerseele hätte, stürbe, wenn sie damit eines seiner Stücke machte, im fünften Akte selber mit nach“ — als Heilmittel giebt er an „daß solche Wesen sich nur

durch die immerwährende Zerstreuung und durch häusliche Arbeiten erhielten". Nach seinem Plane war Beate dem Tode geweiht. Amandus war der uneheliche Sohn von Gustavs Vater und Beatens Mutter. Später sollte den beiden Liebenden das Verhältniß, das zwischen ihren Aeltern bestanden, bekannt werden und der Glauben in ihnen entstehen, daß sie Geschwister seien. Vielleicht auch hatte der Dichter anfangs das später im Hesperus aufgenommene Verhältniß von einer Liebe eines Bruders zu einer ihm unbekannten Schwester im Auge, gab dasselbe aber nachher auf. Beate erscheint in der unsichtbaren Loge in stiller und gleichmäßiger sanfter Ruhe der Seele, aber in ihrem Innern lodert ein verzehrendes Feuer, welches hervorbricht bei den Verfolgungen durch den Fürsten. Jean Paul schilderte mit Vorliebe solche weibliche Wesen, die hoch und rein an Seele waren. Er stellte den Gegensatz zwischen Beate und Gustav klar hin, indem er die beiden Verführungsszenen, in denen Gustav der Residentin erliegt, Beate aber über den Fürsten siegt, dicht nebeneinander stellt. Ein ähnlicher Charakter ist der Kapitän Ottomar, der wahrscheinlich erst nach Beatens Gestalt und während des Schaffens des Romans entstanden ist. Er ist der uneheliche Sohn eines Fürsten, früh aber aus dem Bereich des verderbenden Hofes entfernt, mit den edelsten Anlagen des Herzens und

Geistes ausgerüstet, der aber durch das widrige Geschick seiner illegitimen Geburt sich in ein müßiges Vegetiren verstoßen sieht; er repräsentirt den durch die Nichtbefriedigung der Phantasie in der blühenden Jünglingszeit zerrütteten „durch das Widerspiel seiner Bestimmung mit seinen Mitteln aufgeriebenen" Mann. Er ist der Dichter selbst in jenen Augenblicken, wo die in ihm tobende poetische Empfindungsgluth den Lebenskeim anfrißt und einen am Leben verzweifelnden Schwärmer aus ihm zu machen droht. Der tragische Schmerz, den die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Befriedigung der Sehnsucht nach unerreichbaren Gütern auf dieser Erde gebiert, bricht bei ihm dithyrambisch hervor. Bei Ottomar ist es die Vorenthaltung seiner fürstlichen Stellung, bei Jean Paul die Vorenthaltung von Stoffen, Ereignissen, Bildungsmitteln für plastische Gestaltung — denn dies ist durchaus nur bei ihm die Quelle der Zerrissenheit, die im Humor sich aufzulösen und zu beruhigen sucht. Ottomar bezeichnet selbst die Bedeutung dieses Schmerzes „durch seine Gehirnkugel und sein Herz durch irgend etwas dauerhaft Wurzelndes das Blut abzuverdienen, das sie röthete und nährte, damit sein hungriger Stolz satt Demuth würde und vier niedrige Wände für ihn groß genug würden, damit er sich nach nichts Großem mehr, als nach dem Tode, sehnen dürfte". Jean Paul beschreibt mit schauer-

licher Lust, wie Ottomar absichtlich den grauenhaften Moment der wirklichen Todesanschauung durch die Anordnung seines eigenen Begräbnisses herbeiführt. Doch sollte er sich durch das Vergegenwärtigen des so lange gefürchteten Momentes heilen und gekräftigt das Leben wiedergewinnen. — So sehen wir klar, wie Erziehungssystem, Lebensanschauung, dichterische Kraft im Dichter vollkommen sich durchdrangen; daß er lebte, wie er erzog, erzog, wie er dichtete. Den männlichen Hauptfiguren legte er seine eigenen Gedanken, seine Erfahrungen und Erinnerungen unter; er nahm dazu meist Bilder aus dem Leben. Die Gestalten also, denen er die Theile seines Ichs und seines Lebens einhauchte, waren Ottomar und Fenk und zwischen beide stellte er Gustav. Ottomar gab er seine Träume, seine Hoffnungen, seine Gefühle, seine Sehnsucht, Fenk seine Satyre, Gustav den edleren Theil seine Kindheiterinnerungen. Er konnte Gustav in keine mehr dichterische und phantasiereichere Kindheit führen als seine eigne ärmliche war, kein Motiv, um damit die Phantasie aufzuregen; er mußte daher durch irgend ein außerordentliches Mittel dem Seelenauge des Knaben den höheren prophetischen Reflex einflößen, in dem er diese Auen in der Phantasie der Erinnerung erblickte; er ersann darum das Leben vor dem Beginn seiner Kindheit, das Leben in der nächtlichen Höhle. Durch den

Gegensatz des Lebens in der Dunkelheit mit der sonnerhellten Erde sollte seine Phantasie mächtig emporgehoben werden. So wurde ihm unsere Welt zu einer höheren umgeschaffen. — Aber aus allem Angeführten geht hervor, warum die unsichtbare Loge eine „geborene Ruine" werden mußte. Zwar haucht der Dichter mit seiner eigenen, niedergedrückten, selten erhobenen Seele dreien Menschen Leben und Gestaltung ein, doch konnte er sie nicht durch eine längere Reihe von Ereignissen beschäftigen. Der Dichter hatte nicht so viel Stoff, um solche Charakterbiographien in ein Leben hinaus zu führen, das er noch nicht kannte. Nach Gustav's Fall war der Roman für ihn zu Ende; er hätte für die neuen Verwickelungen gar keine Rolle übernehmen können; diese aber sollte in einem Kampfe des Schicksals zwischen dem illegitimen genialen Ottomar und dem legitimen, aber physisch wie moralisch verderbten Fürsten bestehen.

Während der Dichter die unsichtbare Loge schrieb, war das Schicksal des Landes und seiner Fürsten schon entschieden und die Fürstenthümer Anspach und Baireuth an die Krone Preußen gefallen. Der Glauben, daß das Erlöschen des Hauses absichtlich durch Verderbung der letzten Sprossen von Seiten des erbenden anderen Zweiges der Zollern, der damals wegen der bekannten Maitressenherrschaft der Gräfin Lichtenau un-

ter Friedrich Wilhelm dem Dicken herbeigeführt sei, stand wahrscheinlich nicht hoch in der Volksmeinung — vielleicht auch war das Gerücht von dem Vorhandensein eines den bei der Geburt schon stattfindenden Nachstellungen entzogenen Sprößlings des zum Verlöschen sich neigenden Hauses verbreitet. Jedoch schöpfte der Dichter diese Idee aus den Verhältnissen jener markgräflichen Familie. Hieran knüpfte er den Gedanken, durch geheime Machinationen der Anhänger des aussterbenden Hauses den kräftigen Erben verbergen und dadurch die Intriguen des andern vereiteln zu lassen. Diesen Gedanken brachte ihm ohne Zweifel die damals kurz vor der französischen Revolution Mode gewordene Idee geheimer Bünde und im Verborgenen handelnder Gesellschaften — ein Dichter, nach Abentheuern, phantastischen Szenen und Einfällen begierig, griff mit Begier nach Vorgängen, die das Wunderbare in seine Schöpfungen brachte. Vorgänge, die von Schiller in seinem „Armenier" und von Goethe im „Meister" benutzt wurden. Vergleicht man aber ihre Arbeiten mit der Jean Pauls, so müssen wir gestehen, daß der letztere den Gedanken trotz der Schwierigkeit in der Ausführung eines solchen Stoffes, sowohl was die Gestaltung der darin handelnden Personen, als die Beschreibung des Terrains, der Draperien, der Lebensweise aller Stände betrifft, für seine Zwecke geschickter benutzt hat,

als die beiden Andern, obgleich sie ihm an Mitteln und Menschenkenntniß überlegen waren. Die ursprüngliche Anlage der unsichtbaren Loge konnte nur bis an die Schranken dieses hohen poetischen Gebietes führen. Hier mußte der Dichter Halt machen; es fehlte ihm eine Menge anderer Charaktere. Alles, was im Roman edel war, gehörte einer niedrigeren bürgerlichen Sphäre an, die anderen waren Geburten der Ironie, Satyre oder Laune. Gecken, Geizige, Narren u. s. w. sind nicht aufzufinden — doch sind die Gedanken solcher Leute überall gleich, weil sie alle moralisch und geistig beschränkt sind. Es sind Menschen gewöhnlichen Charakters, deren Horizont leicht zu übersehen ist. Schaffende Naturen dagegen schreiten in moralischer und geistiger Beziehung fort, daher der Dichter, der sie philosophisch und psychologisch darstellen, und die Art, wie diese die Welt und Menschen anschauen, entwickeln will, in derselben Sphäre sich bewegt haben muß, in der er sie darstellen will. Eben so leicht war es Richter, die Schwächen von lächerlichen Seiten und Charakteren der Höfe zu schildern. Shakspeare mußte, um einen ernst über das Höchste im Leben nachdenkenden Fürsten darzustellen, die Jugendzeit des Hamlet vom Throne herabziehen und sie unter die Professoren und Studenten von Wittenberg versetzen. Als Ottomar, der Fürstenjüngling, auftreten sollte, da legte der

Dichter den Griffel nieder, bis er später ein Urbild gefunden haben würde. Auch Frauen fehlten ihm. Nach den beiden Verführungsszenen wird die Unterbrechung des Ganzen mit der Darstellung seiner Töge- ner Hypochondrie herbeigeführt, mit seiner Heilung durch Fenk und den wiedererwachten Frühling.

Was nun noch die Einzelnheiten in der unsichtbaren Loge betrifft, so ist noch zu bemerken, daß in Amandu's Tode der Tod Adams von Oerthel geschildert wird, daß der Legationsrath Oefel des Dichters biographisch-pädagogische Verhältnisse ironisch persiflirt. Neuscheerau ist Baireuth, Altscheerau: Hof — Auenthal: Jodiz — Mausenthal: Tögen — das stille Land Ottomar's: die Baireuther Fantasie. Der Roman wurde aber unter des Dichters Händen etwas ganz Anderes, als wozu er ursprünglich bestimmt war. Er trat mit dem Helden zugleich aus der Erziehungs- und Kinderstube in die Welt, das rein Didaktische und Philosophische als Lehre hinter sich zurücklassend. Aus dem Lehrer wuchs nur der schaffende Dichter, aus dem Zögling der Held empor. Doch fehlte es an Ereignissen, an Kräften und Mitteln, um seine Zöglinge handeln zu lassen. Jean Paul trennte später alle directen und philosophischen, moralischen und psychologischen Betrachtungen und Lehren in der zweiten größeren Hälfte des Romans ab, und behielt nur einige

Kapitel von dem Lehrsystem bei. So entstanden große Lücken im Stoff, die er bei dem Mangel an Charakteren nur durch die umfangreichere Umschreibung der Gedanken und Empfindungen, durch Bilder und Gleichnisse ausfüllen konnte, wie es bei den Satyren geschehen war. Diese wurden für seine ernsten Darstellungen das, was für andere Dichter der Rhythmus, der Vers, namentlich der Reim. Darum verwandte er auf diese Prosa denselben Fleiß, wie andere Dichter auf ihre Verse; er suchte sogar einen Rhythmus hineinzubringen. Auch episodisch ausgeführte und einzelnen Charakteren angepaßte, früher erfundene komische Szenen oder Anectoden, wie im „Freudel", schob er ein. Weil ihm aber eine große Anzahl meist satyrischer und ernster Aufsätze übrig blieb, die er in der Handlung nicht unterzubringen wußte, so kam er auf die Idee jener vielbesprochenen Extrablätter, mit denen er die Darstellung unterbrach. Die unsichtbare Loge ist die Geburtsgeschichte seiner Poesie. Das zur Veranschaulichung einer pädagogischen Idee erfundene unterirdische Leben vor dem auf der Erde ward für ihn von einer weit höheren Bedeutung. Er reproduzirte sich damit den dürftigen Boden, auf dem er gestanden, in einem verklärten und poetischen Lichte wieder, erhob sich die Erde selbst und ihre Bewohner auf die Höhe, die er zu finden bisher vergebens gesucht

hatte, und das Auferstehungsfest Gustavs ward das seine; diese Szene wurde in den letzten Momenten der Arbeit geschaffen und darum mit einem so unendlich schönen Glanz und Schmuck, und mit so erhabenen Ideen ausgerüstet. Die Natur wurde ein verklärtes Feld für die höchsten Gestalten seiner Sehnsucht und Phantasie, es war ihm die poetische Anschauung der ganzen Welt geboren.

Mit der Vollendung dieser ersten Arbeit wich auch die drückende Armuth von ihm. Seine unsichtbare Loge erwärmte das Herz eines Mannes, der in der Lage war, sich auf unmittelbare Weise des verlassenen Dichters zu erbarmen. Es war Moritz, der Dichter des Anton Reiser, des Hartknopf, der Verfasser der Mythologie und Erfahrungsseelenlehre. Jean Pauls Brief an ihn lautete: „Ich wollte, Sie hätten diese Seite schon hinuntergelesen, damit ich nicht erröthete über Ihr Erstaunen beim Anblick dieses Volumens. Das schwarze Wachstuch umwickelt, wie das Leben eines Menschen, Charakter, Freuden, Schmerz, einen halb-abgebrochenen Plan — kurz, einen Roman — ich hätte beinahe geschrieben: einen Menschen!" „Es sei ihm süß", sagt er wieder, „wenn er wisse, er schicke das Buch zu einem Herzen, das, seine Superiorität abgerechnet, dem ähnlich sei, unter welchem jenes getragen und genährt worden. Dieses könne er nicht

auf der Buchhändlerbörse circuliren lassen und es den gefühllosen Tasten von geistigen Sclavenhändlern anbieten." „Die Wolke des Lebens ziehe langsam und schimmernd und mit sanften Thränen über Ihr Haupt, und entblöße spät den Himmel, der auf der zweiten Welt liegt, die so weit im Hintergrunde ist! Indem Sie auf dem steinigen und blitzenden Aetna des Lebens stehen, sei es Ihr Trost und meiner auch, daß wir darauf die Sonne schöner kommen sehen." Anfangs wollte Moritz den Brief nicht lesen, als man ihm aber den Brief vorlas, hellte sich bei den ersten Zeilen sein Auge auf; anfangs meinte er, das müsse Goethe, Herder, Wieland sein, und als er das Manuscript gelesen, rief er aus, „das sei noch über Goethe", „es sei ganz etwas Neues." Er schrieb dann sogleich an den Verfasser: „Daß er ihm erst mit der nächsten Post schreiben werde, heute aber aus der ganzen Fülle der Empfindung ihm sagen müsse, daß das, was er in dem Werke gelesen, ihn entzückt habe." Dann las er den Roman durch und schrieb an Jean Paul: „Und wenn Sie am Ende der Erde wären, und müßte ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen: so fliege ich in Ihre Arme! Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Ihr Werk ist ein Juwel; es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart!" Jean Paul schickte der unsichtbaren Loge sei-

nen „Wuz" noch nach; Moritz schrieb ihm, „daß dessen Verfasser unsterblich sei und bot ihm dann hundert Dukaten für das Werk. Mit den schon übersandten dreißig Dukaten eilte er nach Hof in das ärmliche Stübchen seiner Mutter, die Freudenthränen vergoß.

Neuntes Kapitel.

Der Hesperus.

Die einmal erwachte Flamme der Empfindung in der Brust des Dichters war wie ein entfesselter Geist, der die Brust zerstört, wenn ihn der Meister nicht fortwährend nach Außen zu beschäftigen weiß. Jean Paul schildert diese Stimmung in Briefen an Moritz so: Körperschatten flössen ineinander; aber die incrustirte Seele schlänge mit einem vergeblichen Sehnen den Arm um einen Gedanken! Er habe Stunden, wo Ottomars Ideen ihn niederfällten, und in dieser Verfinsterung habe er kein Licht, als das Angesicht eines Menschen; das zweite Ich erst hebe seines, das fremde Leben wachse in seines. Moritz solle nur den thonigen, böotischen Boden kennen, in den das Schicksal ihn

gepflanzt und gedrückt, die allgemeine Kälte um ihn her gegen Alles, was den Menschen über den Bürger hebe! Und von den wenigen Freunden, in denen es höhere Bewegungen, als physische gegeben hätte, ständen blos die Gräber neben ihm.

Eigenthümlich ist die Unklarheit, mit der er auf seinen eigenen Entwicklungsgang zurücksah. Bald bejammerte er den „böotischen Boden", auf dem er stand, bald läugnete er sogar der Umgebung einen entscheidenden Einfluß auf die Stärke der gestaltenden Empfindung ab. „Er wisse recht gut, wie viel der Funke, der eine volle Mine berühre, sich vom Feuerglobus anzumaßen habe, den er aufjage. Die mit allen Saiten der höheren Melodie bespannte Seele töne nicht blos gleichen Seelen, sondern auch dissonirenden Geräuschen nach. Kuhglocken hätten oft so harmonisch auf ihn gewirkt, wie Harmonikaglocken, aber es sei nicht von dem gekommen, was er dabei gehört, sondern von dem, was er dabei gedacht habe." Dann sagt er wieder zu Moritz: „Daß dessen Phantasien kräftig wider den Strom der äußeren Lage angeschwommen hätten und um desto schneller mit demselben fließen müßten"; andererseits wünschte er sich Glück, „daß ihm der Witz und der Spaß über die Sturmmonate des Gefühles hinweggeholfen". War es nicht gerade die zu früh bei ihm vorhandene und durch äußere

Drängnisse herbeigeführte Nothwendigkeit, Dichtungen zu machen vor dem Vorhandensein der dazu hinreichenden ausgebildeten Schöpfungskräfte, welche ihn zu dem Spaße und der Satyre hinnöthigte? und hemmten diese nicht das Aufkeimen der Empfindung? und hinderten sie nicht an Erzeugung von Dichtungen, welche ihm Herzen, Freunde und förderliche Verhältnisse gewonnen hätten? Zeigte sich nicht an ihm selbst, daß die Empfindung, wenn sie einmal erwacht ist, leicht aus dem Kleinen Großes zu gestalten weiß? Daß aber die Satyre und der Witz zwar leicht hervorgerufen, aber nur bis zu einem gewissen Punkte in dürftiger Umgebung ausgebildet werden könne bis zu dem, über den hinaus Erlebnisse und ein reichbewegtes Treiben und eine Menge verschiedener Gestalten zu ihrem Elemente nöthig sind. Der Sturm des Gefühls leitet den Dichter in die Poesie ab. So wie die Liebe, wenn sie erst in einem gereiften Alter hervorbricht, am zerstörendsten werden kann, eben so ist es mit der Phantasie, wenn sie erst im gereifteren Alter hervorbricht und bis dahin unterdrückt war. Wenn dann der Dichter sich in einer Lage befindet, wo er großer Gegenstände bedarf, um daran seine Phantasie zu üben, ohne sie weder in der Vergangenheit noch Gegenwart zu finden, wo die großgezogene Reflexion an jede Schöpfung unmöglich zu befriedigende Anfor-

derungen macht und der Ballast an Wissen sich an die Flügel des Pegasus hängt, wo „die großen Auen der Wissenschaft mit Bäumen der Erkenntniß irrende Düfte um ihn her verbreiten“, da kann der Dichter ein Narr werden — dafür liefert das Schicksal von Heinrich von Kleist ein Beispiel.

Jean Paul war wegen der zerstreuenden Beschäftigung durch die Liebe zum Kleinen, als Stoff für die Satyre, Komik und Laune, mit jenem Sinn, der „Vergnügen an den erbärmlichsten Sagen und an dem Dreckloche der Lerche findet“ — sehr zum Optimismus geneigt. War er im Arbeiten einigermaßen glücklich gewesen, eröffnete sich ihm eine heitere Aussicht auf Erfüllung seiner heißen Wünsche, so bildete er sich leicht ein, daß Alles, wie es gekommen, so nothwendig und am besten gewesen. Dagegen drückte ihn das Bewußtsein von dem Widerspruche seiner Bestimmung mit seinen Mitteln nieder. So lange die Empfindung noch nicht zu ungestüm geweckt war, so lange er noch Stoff in Büchern fand, so lange erhielt sich auch seine Freudigkeit. Sobald aber die Empfindung geweckt war, konnte die Freudigkeit nur durch die feste Hoffnung auf baldige Erreichung des Zieles bewahrt und nur durch wiederholte Versuche der Kampf mit dem entnervenden Gefühle unzureichender Kräfte geführt werden. Die verschiedenen Stimmungen und die sich

widersprechenden Anschauungen zogen ihn bald auf diese, bald auf jene Seite — man sieht das in seinen Briefen und Selbstbekenntnissen.

Durch seinen Roman hatte er dem Drange in sich Luft gemacht; er fühlte den Muth und die Kraft, weiter zu schaffen. Obgleich ihm die bloße Vorstellung, unter seinen Freundinnen ein Wesen zu finden, das das Gefühl der Liebe in ihm zu wecken vermöge, ihm den Stoff für die unsichtbare Loge zuführte, so mußte er die Schöpfung doch unvollendet lassen, weil er das Glück und die Schmerzen der Liebe zu schildern hatte. Diese Leere fühlt er während der Arbeit; wir finden in einem Tagebuche folgende Stelle (vom 21. Juli 1791): „Wenn ich in der Jugend — oder jetzt in den Minuten aus den Jahren jener — auf einem Hügel mit dem Blick über Landschaften und Dörfer und Schlösser schwamm und in die glänzende Wolke flog, die den Himmel an die Erde wölbte, und wenn ich durch die Wolke brach; Ach! was sehnte ich mich nicht, zu finden! Du, Sehnsucht, versprachst und maltest mir, was ich nicht sah! — Wenn das Wolkendach der Erde abgehoben, wenn die Sonne durch blaue Himmelwogen zieht, oder Nachts einander schwimmende Sonnen jede mit einem Strahl den Himmel stürmt und meine Seele groß wird mit der Welt vor mir; oder wenn ich auf meiner Erde ein Menschenherz suche und finde,

das für meines nicht zu groß ist, und wenn wir, in unsern Körper eingemauert, in unsre Blicke zerfließen — warum kommst Du denn da wieder, Sehnsucht? Warum zählest Du mir denn da Güter vor, die ich nicht kenne und die Du nicht nennst? Und warum machst Du mein Herz so weich und so hungrig? Vielleicht hieß der, der mir die Freude schickt, auch Dir ihr nachgehen, weil blos auf einer andern Sonne, auf einer andern Erde der Ton klingt, der die Seele verschlingt, die Freude blüht, die berauscht, das Herz schlägt, an dem meines den Himmel vergisset: indeß Du, Sehnsucht, auf der Erde zwischen den Gebeinen meiner Brüder zerstiebest! — Doch stand er nahe in Gefahr, in das Allgemeine sich zu verlieren, sogar von dem Besitze nur eines liebenden Wesens keine Befriedigung seiner Liebessehnsucht mehr zu erwarten: „Armer Mensch! stelle Dein dürstendes Herz mit der einen Brust zufrieden, die sich mit dem ähnlich dürstenden an Deine legt! Ach, hier giebt es nur eine Geliebte, die Alles für dich vergisset, und die Dir jede Minute, jeden Blick, jede Freude, jeden Pulsschlag giebt, und die zu Dir sagt: Wir haben uns erwählt aus den Menschen! Aber über den Wolken der Erde und der Gräber wird eine Zeit sein, wo wir uns Alle lieben, wo wir uns nicht karg aus den besten Menschen einen Besten heraussuchen, wo es nur einen Geliebten giebt, das ist: Gott, und Mil-

lionen Liebende, nämlich Menschen!" Nur eine die ganze Seele ausfüllende Liebe kann eine solche Sehnsucht völlig befriedigen. Der Dichter, welcher nur einmal in eine solche Liebe sich hat versenken können, nur der vermag eine Tragödie zu schaffen, abgerundete, allen Zwiespalt der höheren und der irdischen Natur auflösende Schöpfungen. Jean Paul fand nun zwar keine seine Seele ganz ausfüllende Liebe mehr; eine unbefriedigte Sehnsucht und ein unbefriedigtes Streben schließt alle seine Arbeiten. Freudig aber begrüßte er jetzt den kommenden Frühling; es trieb ihn hinaus, im Mai und Juni, in die grünende Natur, die Orte wieder zu besuchen, die er mit seinen Gestalten bevölkert: Steben, Baireuth. Lebendige Empfindung spricht sich in den Briefen an seine Höfer Freundinnen aus, und die Scheu, seine Empfindungen in Briefen und Gesprächen auszusprechen, hatte er überwunden. In seinen Briefen an sie weht ein rein dichterischer Duft, und sie würdigte ihn dafür einer wohlthuenden und zutraulichen Aufmerksamkeit. Die Mädchen veranlaßten ihn zu besonderen Dichtungen; eine Aufforderung dazu war ihm immer willkommen. Hatte er doch jetzt aufmerksame Leserinnen! So schrieb er in den Monaten Mai und Juni für Amöne Herold ein „Hochzeitgedicht für eine Freundin"; für Helena „Der Mond, eine phantasirende Geschichte" — und sogar „Einen Beweis für

die Unsterblichkeit der Seele", aus welchem der Grundriß zu dem „Kampanerthale" und zu „Selina" entstand.

Bald darauf erklärte er Carolinen seine Liebe.

Fünf Monate nach Vollendung der unsichtbaren Loge ging er an die Bearbeitung des Hesperus. In dieser Zeit vollendeten sich seine moralischen, dichterischen und intellektuellen Lehrjahre. Wie er sich als Mensch und Dichter bildete, so blieb er unabänderlich bis an das Ende seines Lebens.

Die poetische und pädagogisch-psychologische Tendenz des Hesperus ist dieselbe, wie die in der unsichtbaren Loge, mit dem Unterschied, daß der Held ein jugendlicher Humorist ist, der vollkommene Abdruck des Dichters. Was in der unsichtbaren Loge der Herrnhuth'sche Genius war, ist der im Hesperus bereits zum ältern Manne herangereifte Indier Dahorn oder Emanuel. Er hat elf Jahre lang in London den Knaben Viktor erzogen, auf englischem, d. h. auf industriellem und praktisch-nützlichem Boden. Es geht aus dem Hesperus hervor, daß der Dichter schon in der unsichtbaren Loge die Idee hatte, den Herrnhuth'schen Genius wieder vorzuführen und ihn dieselbe Stelle, wie Emanuel im Hesperus, einnehmen zu lassen. Nicht nur der erste Abschnitt von Gustavs Jugend ist dem Viktor in seiner Erinnerung zugetheilt, sondern auch der, welchen der Dichter Jenem aus seiner eigenen schenkte,

auch ließ er Viktors Jugend, wie seine eigene, auf einer Pfarre verleben. Dem Helden sollte aber eine gleiche Heldin zur Seite stehn, die für seine Weise Sinn und Empfänglichkeit haben konnte. Sie durfte daher nur mittelbar in die Nähe des Erziehungskreises gerathen, dessen Einwirkungen nur ein Mann zu widerstehen Kraft genug gehabt hätte. Damit sie aber den leidenschaftlichen Szenen nicht, wie Beate, unterläge, wurden ihr auf der einen Seite ein weniger feindlicher Boden im elterlichen Hause, auf der andern Seite in der Poesie Emanuels eine die höheren Seelenkräfte stärkende Schutzwehr gegeben. Sie steht nicht unmittelbar unter dem Einflusse Emanuels, sondern ist nur durch eine Freundin, Giulia, später durch Viktor selbst, an ihn geknüpft. Durch die äußeren Verhältnisse sorgte er auch dafür, den Helden von Lebenskreisen ausgehen zu lassen, die er vollkommen kannte; er brachte ihn mit den höchsten wie niedrigsten Kreisen in Berührung. Die Nothwendigkeit, dem Freunde des Helden einen thätigen Antheil an der Handlung einzuräumen, und durch dessen Eifersucht das Glück der Liebenden von Außen stören zu lassen, erzeugte den Charakter des Flamin. Er mußte soviel Kräfte besitzen, daß er schaden und soviel Tugenden, daß er der Freund Viktors sein konnte. In mancher Beziehung gleicht er dem jüngeren Lord Horion. Ursprünglich ist er ohne Phantasie,

erwartet daher alles von diesem Leben, das Ziel und den Nutzen alles Strebens, wie alles Glück; er kann sich daher über das Fehlschlagen irdischer Wünsche nicht erheben. Er ist von allen Leidenschaften beherrscht; der Zorn macht ihn blind, die Begier zu handeln und zu nützen tollkühn; jeden Augenblick ist er in Gefahr sich und Andere zu verderben; seine Freundschaft wie Liebe sind nur zerstörend. Dennoch ist er der Schüler Dahorns und der Freund Viktors. Daher haben seine Leidenschaften einen edlen Zweck. So wie er selbst mit Ungestüm ein Glück auf der Erde sucht, so weiß er auch für Andere kein höheres Glück, als das irdische. Er träumt nicht, er will Einrichtungen umreißen und aufbauen, aber immer in der Leidenschaft, die sogleich im Augenblicke schaffen will — und wenn es ihn selbst mit hinabrisse. Er kann ebensowenig Ungemach ertragen, wie Dahorn; er muß untergehen, wenn ihn ein großer Schmerz ergreift, oder wenn er keinen weitern Wirkungskreis ohne Hindernisse findet. Vor beiden aber wird er gerettet, weil die Liebe zu Clotilde an der Entdeckung erlischt, daß sie seine Schwester sei, und weil zugleich dieselbe Entdeckung, die ihn zu einem der natürlichen Söhne des Fürsten macht, ihn aus dem Gefängniß zu einem hohen Wirkungskreis erhebt. Flamin ist der frischeste und in künstlerischer Hinsicht gelungenste Charakter des Romans. Er

hat einen bestimmten Umriß, und nichts von Weichlichkeit und Zerrissenheit. Das Vorbild zu ihm war Christian Otto, wie er von der französischen Revolution ergriffen wurde, die mit dem Beginn des Hesperus ausbrach. Flamin ist selbst durch die Berührung mit dem plastischen Dahorn wärmer geworden, seine Phantasie ist erweckt, während das praktische Talent unausgebildet blieb. Daher nimmt er von den Engländern, mit denen er umgeht, nur deren ernste Tollheit an.

Die Intrigue des Hesperus ist verwickelt, weil Jean Paul sie selbst nur gelegentlich erzählt. Der Fürst Januar, der letzte Sproß eines Fürstenstammes, ein Ausschweifling, hat auf seinen früheren Reisen fünf Söhne gezeugt. Der Engländer, Lord Horion, nach dem Verluste seiner Gattin nach einer Thätigkeit dürstend, bemächtigt sich des Fürsten als Erzieher, um dem Lande, in dessen Söhnen kräftige und tüchtige Regenten zu erziehen. Er läßt sie daher vor dem Fürsten verbergen, um in der Erziehung nicht gestört zu sein. Der Minister Schlauers und dessen Sohn Matthieu, eifersüchtig auf den Einfluß, den Horion über den Fürsten gewonnen, suchen die Kinder des Fürsten aufzufinden. In die Handlung greift von den Söhnen des Fürsten direkt nur einer ein, der Freund des Helden. Der Letztgeborne ist Flamin; seine Mutter, eine Nichte des Lords, heirathet ein anderer Höfling, der Kammerherr

Le Baut, der ebenfalls nach Einfluß auf den Fürsten strebt, in dem Augenblicke, wo der Lord nach den in Frankreich gelassenen anderen vier Söhnen ausgeschickt wird. Flamin soll aus England nach Deutschland zurückgenommen werden. Dem Lord droht, daß der Fürst über dem Besitze Flamins die übrigen Kinder vergessen und durch die Frau Le Bauts und deren Sohn ganz in die Hände des ersteren gerathen werde. Der Lord beredet die Mutter Flamins, sich mit ihrem Sohne von dem Kammerherrn zu trennen, den er ihr in seiner ganzen Schlechtigkeit schildert; sie überläßt ihm das Kind des Fürsten, und vertauscht es mit dem zugleich geborenen Sohne des Predigers Ermann, der den Fürsten auf der Reise begleitet und eine Kammerjungfer Le Bauts geehlicht hat. Er nimmt dann den Sohn des Pfarrers, Viktor, den er mit dem Fürstenkinde vertauscht hat, an Sohnes Statt an, da sein eigener Sohn Julius blind geboren ist. Die drei Kinder Flamin, Viktor und Julius übergiebt er dem Dahorn zu erziehen, schickt dann Flamin und Viktor nach Deutschland. Im Hause von Flamins Adoptivvater, dem Pfarrer, werden sie erzogen; Flamin soll dann die Rechte, Viktor Medizin studiren, damit er später Leibarzt bei dem Fürsten werden kann. Julius und Giulia hat er in seiner Nähe an einem andern Orte und ohne Wissen Viktors verborgen. Dahorn nimmt

in Deutschland den Namen Emanuel an. Clotilde, das zweite Kind von Flamins Mutter, ist ihrem Vater nach Deutschland gefolgt; dieser war bei Hofe in Ungnade gefallen und hatte sich auf sein Gut St. Lune zurückgezogen, wo Eymann, der Vater Viktors und Flamins Pflegevater, Pfarrer geworden war. Von da aus ist sie mit Giulia, und durch diese in ihrem Wohnorte Maienthal mit Dahorn bekannt geworden, und wird von dieser dem Lord, der ganz blind geworden ist, als Vorleserin seiner Briefe empfohlen. Matthieu, der Sohn des Ministers Schlauers, ein schlauer Bursche, der allerlei Kunstfertigkeiten versteht, z. B. die Stimme einer Nachtigall täuschend nachzuahmen, weiß sich an Clodiltens Stelle zu dem blinden Lord zu schleichen, liest ihm einen Brief vor, erfährt so die Geburt Flamins und sucht auch die andern Pläne des Lords zu erfahren. Dieser ahnt den Betrug, will — damit beginnt der Roman — seinen Gegnern mit allen Kindern entgegen kommen; aber der fünfte Sohn ist ihm verschwunden und er macht sich auf, ihn in Europa aufzusuchen. Der Roman geht von diesem Moment bis zum Auffinden des fünften Fürstensohnes. Einigen ist das Geheimniß bekannt, anderen nicht, Viktor muß seine Stelle als Leibarzt des Fürsten antreten. Matthieu unterstützt Flamin in seiner Liebe zu Clotilde, sein Mißtrauen

gegen Viktor und bringt den jungen Hitzkopf in die gefährlichsten Lagen. Sein Plan ist, bei dem Fürsten sich durch Aufdeckung des Geheimnisses in Bezug auf Flamin in Gunst zu setzen, den Lord aber als der Verbreitung revolutionärer Grundsätze bei den Söhnen des Regenten verdächtig zu machen und zu stürzen. Den fünften vom Lord vermißten Sohn entdeckt man im Dichter selbst.

Man sieht, wie reich die Anlage des Stückes ist, wie geschickt der Plan. Von den fünf Fürstensöhnen führt er nur zwei besonders ein, erwähnt die drei andern nur vorübergehend, flößt ihnen aber eine glühende Liebe zur Freiheit, Haß gegen Unterdrückung und Verachtung philisterhafter Bornirtheit ein. Durch die französische Revolution, deren Anhänger er stets gewesen, führt er die große neue Zeit, eine hellleuchtende Erscheinung, vorüber. Er hat zwar die große Idee, einen kräftigen Menschen auf den höchsten Höhen des Lebens zu schildern, nicht vergessen, will aber an der Bearbeitung einer zu gewaltigen Idee seine Kräfte nicht verschwenden. Sein Seelenzustand, das Verhältniß seiner Kräfte bedingten das Excentrische des Planes. Er fühlte einen mächtigen Drang in sich, die reine Liebe, ihr Glück und ihre Schmerzen darzustellen. Andrerseits trieb es ihn, seine Sehnsucht nach einem Dasein, das er noch nicht kannte, laut werden zu lassen,

Zugleich forderte die Satyre, der Witz und die Laune ein eben so großes Feld, wie jener Ernst. Der Scherz, wie die ernste Empfindung waren nur durch das Idyllische zu verbinden. Wenn Viktor eine höhere Stellung einnehmen sollte, so mußte er als Sohn eines Lords erzogen sein; der milde Humor war dagegen nur in idyllischen Umgebungen zu motiviren. Er wurde daher in des Dichters Pfarrhaus gebracht. So wie man die komische Weise, mit der der Dichter sich einmischt, als eine Sonderbarkeit angesehen hat, so hat man auch bei dem Charakter des Dahorn und dessen Sterbeszene die Absicht und die Motive des Dichters irrig beurtheilt. Weil er ihn mit aller Glut des Herzens und der Farbe, mit reiner Empfindung, mit dem Aufwand aller Phantasie und erhabener Gedanken schildert, so glaubte man, Dahorn sei ein Ideal des Dichters, zur Nacheiferung hingestellt und tadelte, daß die Wirkung eines solchen Vorbildes entnervend sein müsse. Doch ist dieser Vorwurf unbegründet. Gerade weil Jean Paul selbst diese Krankheit fühlte, beschrieb er sie, theils um selbst an ihr zu gesunden, theils um Andere vor ihr zu warnen. Noch nach seinem Tode indessen hielten die Kritiker die Ausschweifungen in der Form, zu denen er gezwungen war, für Regellosigkeit und launenhafte Willkühr; Niemand gab sich die Mühe, ihn ganz zu studiren und ihn der großen

Menge verständlich zu machen — während Goethe eine Menge von Commentatoren hatte. Jean Paul fand entweder übertriebenes Lob oder übertriebenen Tadel, niemals aber ein aufklärendes Urtheil. Goethe mochte noch so sehr moralisch sich verirrende Charaktere schildern, es gab immer Kritiker, welche die reinen Absichten des Dichters vertheidigten. Warum soll aber der Dichter die weichliche Gefühlsschwelgerei und die in Sehnsucht nach einer andern Welt sich verzehrende Träumerei nicht schildern, auch wenn sie äußerst gefährlich ist? Warum soll der Dichter diese Krankheitsmaterie der ganzen Menschheit nicht bis in ihren letzten Quell verfolgen, um sich und Alle von ihr zu heilen? Ein so an's Licht gezogener Dämon verschlingt zwar noch eine Anzahl Opfer, die mit ihm zu kämpfen haben und erliegen — aber der Sieg über ihn wird zuletzt doch erfochten. War's nicht so mit dem Werther? Obgleich er Anfangs große Verheerungen anrichtete, so vernichtete er doch am Ende jene dunkel im Volke umherschleichende Liebeskrankheit, indem er Allen predigte: Dahin führt's! So vernichtete Jean Paul auch jene tiefer liegende Geistesschwärmerei, und zog die Nation gesund aus diesem Gefühlsdampfbade heraus; und die Resultate seines Wirkens sind nicht zu verkennen. Das große Verdienst des Hesperus bestand nun darin, daß er den Swedenborg'schen, Jakob Böh-

me'schen Mystizismus in der Sterbeszene des Emanuel vernichtet. Dennoch fand er in der Arbeit keine Befriedigung. Als er die Sterbeszene ausgeführt, verlor er das Interesse an dem Uebrigen und er fühlte eine Trauer, wie er sie am Schluß der unsichtbaren Loge fühlte. Allerdings bietet der Roman auch manche Widersprüche. War Viktor ein gesunder und kräftiger Mensch? Konnte man ihn als ein Ideal eines seine Bestimmung erfüllenden Menschen denken? Er repräsentirt nur die Epoche, die zwischen der vollendeten Vorbereitungszeit des Jünglings und derjenigen liegt, wo der Mann einen angemessenen Wirkungskreis zum Handeln findet. Diese Sehnsucht aber nach einem Wirkungskreise ist charakteristisch bei kräftigen Menschen in jener Epoche. Das dauernde poetische Interesse besteht in dem Kampfe zwischen der Sehnsucht nach Liebe, die zum Hingeben an Gefühle und zum ruhigen Leben, und der nach Ruhm, Ehre und Handeln, die in die Weite treibt. Die poetische Versöhnung dieses Kampfes wird dadurch gegeben, daß mit der Befriedigung der Liebe zugleich der entsprechende Wirkungskreis erkämpft wird. — Wenn ein Dichter eine höhere Natur zu einer Vereinigung mit ihrer Liebe führen will, die sie und den Zuschauer erheben und erfreuen soll, so wird er ihr nicht nur ein höheres Ziel für ihr männliches Streben setzen, sondern auch, sei es selbst

in Fehlern, dieses Streben und ihre Fähigkeit, ein solches Ziel zu erreichen, anschaulich machen. Während des Kampfes um Liebe wird er sie mit noch einem andern Stoffe ausrüsten müssen, um damit das spätere Leben auszufüllen. Das ist aber bei dem Helden des Hesperus nicht der Fall. Er sucht den Scherz und das Vergnügen, nirgends aber handelt er. Er reiset mit dem Fürsten incognito im Lande umher, zeigt ihm die Uebelstände und Mißbräuche, aber nicht die Abhülfe. Andere um ihn her handeln — ihm ist der Ehrgeiz, der Ruhm verächtlich und er steht in dieser Beziehung weit hinter Flamin zurück. Er übersteht glücklich den Verführungsmoment — obschon die Sünde in der Gestalt einer Fürstin ihm naht. Wenn er eine Zeit lang müßig gewesen, so wird er selbst an der Seite der Clotilde, nachdem die Illusion verschwunden, bald sein Gleichgewicht verlieren. Viktor ist kein Held; in ein thatenreiches Leben gestellt, muß er tragisch enden. Der Charakter des Viktor mußte mißlingen, weil Jean Paul ein Erziehen und Bilden zur Dichtkunst als gleich mit dem zum Leben, den höchsten Dichter auch für den höchsten Menschen hielt. So wie er glaubte, daß in einem Dichter die Gesammtheit aller Gattungen der Poesie und alle Kräfte dazu vereinigt sein könnten — so dachte er das gleichzeitige Vorhandensein aller verschiedenen Geistesrichtungen, Empfindungen, Gedanken

und Geisteskräfte in einem Menschen harmonisch verknüpft. So stellte er wiederum in Viktor einen Dichter dar. Er läßt ihn im Roman Aufsätze verfassen, und theilt auch diese Aufsätze in humoristische, empfindsame und philosophische ab. Der Dichter gab ihm die Kräfte, welche nach dieser Ansicht in einem beschaulichen Leben vor Verweichlichung der Phantasie, Melancholie u. dergl. bewahren sollte, ohne ihm zugleich die Thätigkeit eines beschaulichen Lebens anzuweisen. Viktor hat also Kräfte ausgebildet, die mit seiner Bestimmung im Widerspruch stehen — er ist ein Humorist. Auch die weiblichen Charaktere im Werke genügten ihm nicht. Agathe ist eine niederländische, Joachim eine französische Figur, Clotilde sollte eine Priesterin der höheren italienischen Schule sein. Es sollte in ihr, wie in Viktor, in einer Person die Versöhnung einer zu großen Phantasie mit der Verstandesklarheit und dem Sinn für weibliche Bestimmung dargestellt werden; der Dichter gab ihr Beatens durchsichtigen Körper und zugleich Sinn für Viktors Ernst und Humor.

Jean Paul fühlte, daß nur die höhern Ideen der unsichtbaren Loge in ihrer vollsten Ausführung ihn befriedigen könne — daß die Ausführung dieses Planes ihm als das Ziel seiner Bestrebungen vorschweben müsse, daß um die psychologischen und poetischen Ideen,

welche die Leitpunkte aller seiner höchsten poetischen Bestrebungen blieben, auszuführen, er noch einer größeren Menge von Gestalten und Charakteren bedürfe. Er entschloß sich daher, die Ausführung des Hesperus noch zu verschieben, und für den großen Cardinal-Roman den nöthigen Stoff aus dem Leben zu sammeln, und sich durch andere Arbeiten die äußeren Mittel zu verschaffen, Charaktere und Bühnen dazu im Leben und in der Welt aufsuchen zu können. Auch fühlte er, daß der Plan nur in einer erhabenen Manier sowohl in Betreff der Darstellung als aller in demselben auftretenden Charaktere zu halten sei. Er konnte sich auf diese Weise aller Idyllischen, Quälend-Humoristischen und Satyrischen entledigen, wie er das Verweichlichende und Mystische losgeworden war. So lebte der Entwurf des Quintus Fixlein schon fast in der Mitte der Arbeit am Hesperus in seiner Seele.

Glücklicherweise bot das äußere Leben Jean Pauls während der Arbeit am Hesperus Manches dar, was den Glanz, die Gluth und den Schwung der Darstellung durch Gefühle und Erlebnisse beförderte. Die Briefe an Caroline, die noch erhalten sind, athmen eine hohe Gluth der Sehnsucht und des Schmerzes, wie derartige Schilderungen im Hesperus. Außerdem liebte Jean Paul zugleich mit Otto eine andere Höfer Dame. Auch sah er die Fürstin Agnola; er wurde

durch Zufall Zuschauer eines eigenthümlichen fürstlichen Prunkaktes in der Stadt Hof. Anfang des Jahres 1793 fand nämlich die feierliche Uebergabe der Braut des sächsischen Prinzen Maximilian, einer Prinzessin von Toskana, einer sehr schönen Dame, an die sächsische Gesandtschaft in Hof statt. Die Beschreibung der Uebergabe der Fürstin Agnola im Hesperus ist ein treues Gemälde nach der Wirklichkeit. Der Dichter lieferte hier den Beweis, wie sehr er alles Erlebte und Gesehene für seine Zwecke zu benutzen verstand. Ostern 1793 erschien die unsichtbare Loge, und das erhöhete seine Stimmung und seinen Muth außerordentlich. Er las zwei Tage in dem Buche, das auch seine Freundinnen hoch erfreute. Besonders bekannte ihm Renata Wirth, die ihn am meisten verstand, ihre Empfindungen über das Buch. Der Pfarrer Vogel in Arzberg prophezeite ihm auch jetzt, daß die Deutschen ihn noch einmal als den Bundesgenossen von Shakespeare, Pope und Rousseau anbeten würden. Er schickte sogar die unsichtbare Loge an Goethe: „mit einer namenlosen Empfindung das Blatt zu schreiben, welches die Löschenkohl'sche Gruppe von Schattengestalten zum Verfasser des Tasso begleite, da gewisse Menschen an die ganze Menschheit erinnerten, wie große Begebenheiten an das ganze Leben; weshalb Goethe daher dieser für den Dichter so großen Minute

seinen Brief, sowie seiner unaussprechlichen Liebe für den Mann, der über sein Herz wie ein guter Genius walte, die Uebersendung seiner Bleiconfigurationen verzeihen möge." — Goethe fand indessen weder an der unsichtbaren Loge, noch an dem Verfasser selbst Gefallen.

Die Lebensweise Jean Pauls in dieser Epoche wird am besten von Augenzeugen in der „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" beschrieben. Wir theilen daraus Einiges mit: „Wohl wußte er, daß selbst bei der reichsten Fülle dichterischer Gedanken nur Lauterkeit der Gesinnung, Ruhe der Seele und Festigkeit des Charakters die untrügliche Richtschnur für jene würden, und daß nur sie ergreifende Wahrheit für die Darstellung bedingen. Das Buch der Lebensregeln und guter Vorsätze führte er sorgfältig fort. Keinen Morgen erwachte er, ohne den verflossenen Tag sich wieder vorzuzeichnen; und selbst über die kleinen Anfechtungen des Lebens suchte er durch stete Gegenwart des guten Geistes und durch regen Willen die Herrschaft zu erringen. Was auch sonst noch von Eitelkeit oder übler Laune sich in den kleinen Krieg mischen mochte, unangefochten suchte er sich die hohen und heiligen Schätze seines Lebens: Liebe und Wahrhaftigkeit zu erhalten. In Bezug auf letztern konnte er selbst das nicht über's Herz bringen, im Tagebuche

eine schöne Bemerkung, die er am 22. März gemacht, noch vom 21. März (seinem Geburtstage) zu datiren, und schrieb es selbst auf, daß er zu dieser Lüge versucht worden. Alles Lebendige berührte sein Herz: Kinder und Greise, Bettler und Reiche; und er hätte Alles gegeben, wenn er nur glücklich gemacht hätte und froh. Ungetröstet ging kein Bedürftiger von ihm, und wer war glücklicher, als er, wenn er „zum guten Rath noch etwas geben konnte.“ Hatte er nun einem armen Bergmanne, einem reisenden Handwerksburschen oder sonst wem ein außergewöhnliches Geschenk machen können, so vergnügte er sich Tage lang an der Vorstellung von Jenes Glücke. „Wie oft“, sagte er dann zu sich, „wird er den Thaler aus der Tasche ziehen und berechnen, welche von den längst gehegten Wünschen er zuerst befriedigen könne! Wie froh wird er an den heutigen Tag denken und an den unerwarteten Geber, und wohl auch ein Mal mehr, als gewöhnlich an den Geber Alles Guten!“ Vor Allem aber hing sein Auge „an der blühenden, grünenden, himmelblauen Natur.“ Er verlebte, verschrieb und versaß ganze Tage im Freien, auf Bergen und in Wäldern, und im Winter sah er zum Fenster hinaus „nach seinen lieben Sternen und Abendröthen und nach dem alten Geister- und Zaubermeister, dem Monde.“ Jeder Gang in's Freie aber war ihm ein Kirchgang. „Du

gehest jetzt", sagte er im Tagebuche, „in die große, schuldlose Natur. Kommst Du rein genug in diesen Tempel? Bringst Du keine giftige Leidenschaft an diesen Ort, wo Blumen blühen und Vögel singen? Trägst Du keinen Haß hierher, wo die Natur sich liebt? Ist Deine Seele so ruhig, wie der Strom, der wie ein Spiegel des Himmels dahin zieht? Ach! wäre Dein Herz doch noch so unverfälscht und unzerrüttet, wie die Natur, die ich sehe, wie der große Schöpfer sie vollendete!" Die Stunden höchster Erhebung fand er aber in der Nacht, wenn der Mond am Himmel heraufzog. Stundenlang konnte er sich dann in's bethaute Gras legen und hinaufschauen und die lechzende Seele stillen."

Auf diese Weise suchte Jean Paul sich seine Phantasie frisch und rein zu erhalten, seine Seele und sein Herz empfänglich. Er hatte an den Kindern die Beobachtung gemacht, daß das Geringste sie darum bewegt, weil es ihnen neu erscheint und er stellte sich deshalb gern absichtlich dem Wechsel der Eindrücke blos; er liebte kleine Fußreisen außerordentlich, und arbeitete auf den Landstraßen. „Das Leben", sagt er, „schneidet sonst zu tiefe Furchen im Hohlwege der Alltäglichkeit, wenn man nicht zuweilen herauskommt, und die Erde würde selbst nicht so bei Kräften sein, wenn sie sich nicht täglich Bewegung machte. Alle

äußeren Störungen wußte er von den ernsten Eindrücken fernzuhalten, so meldet er in einem kurzen Billet an Otto, „daß er einen von demselben erhaltenen empfindungsvollen Brief in dem Augenblicke weggelegt, wo er dessen Inhalt errathen habe: weil es Entweihung sei, im Lesen fortzufahren, da eben ein Geld wechselnder Jude aufzähle“. Von der Zeit an, wo der Hesperus erschien, wurde Otto der rücksichtsloseste Freund Jean Pauls. Er selbst beschreibt es mit den Worten, „daß er nur im Namen und in der Seele des Freundes das hohe Gefühl eines unsterblichen Lebens denke, welches Jener errungen, und daß ihm die Freundschaft selbst mit hinüberhöbe im Geist zu ihm, der neben den großen Männern unseres und jedes Zeitalters den Platz verdiene.

Zehntes Kapitel.

Jean Paul kehrt nach Hof zurück; seine Reise nach Weimar, Frühjahr 1794 — Sommer 1796. Quintus Fixlein. Siebenkäs.

Obgleich Jean Paul große Hoffnungen auf eine glänzende Wendung seiner Verhältnisse aus der Bekanntschaft mit Moritz geschöpft und Pläne zu großen Reisen gemacht hatte, so blieben seine Hoffnungen und Wünsche doch unerfüllt. Die unsichtbare Loge blieb vom Publikum unbeachtet. Moritz starb, während Jean Paul noch am Hesperus arbeitete. Der Buchhändler Matzdorf bot ihm für alle vier Bände des Hesperus nur 300 Thaler, die er gezwungen war, anzunehmen. Im Mai 1794 mußte er seine Stelle in Schwarzenbach aufgeben, und er mußte daher mit seiner Mutter eine und dieselbe Stube wieder beziehen und einigen Mädchen Privatunterricht in den ersten Elementen geben. Seine nächste Arbeit wurde eine Idylle. Denn nicht nur war sein eigenes Leben idyllisch, sondern er selbst bedurfte auch der Freude und Ruhe. Das war die Veranlassung zum Quintus Fixlein, der sogleich eine solche Aufnahme fand, daß

er bereits nach einem Jahre eine zweite Auflage erlebte. Schon während der Arbeit am Hesperus schwebte der Entwurf zum Firlein dem Dichter vor. In einer Stelle spricht er seine Haupttendenz so aus: „Ich hob auf dem Chor, wo die Knaben standen, das beschmutzte falbe Rosenblatt auf, daß unter ihren Füßen lag. Großer Gott! was hatte ich da anders, als ein geringes Blatt mit ein wenig Staub daran, und auf diesem geringfügigen Dinge wird meiner Phantasie ein ganzes Paradies gereicht! Der ganze Sommer, der in meinem Kopfe wohnet, hält sich auf diesem Blatte auf! Ich denke an die schönen Sommertage, wo diese Blätter fielen, wo der Knabe durch das Kirchenfenster den Theil eines blauen Himmels und die vorüberziehenden Wolken sah, wo ihn jeder Platz voll Sonnenlicht im kühlen Gewölbe an die Luft außer demselben erinnerte, und wo ich auf der beschienenen Stelle die Schatten der ziehenden Wolken sah. Ach gütiger Gott! Du säest überall das Vergnügen hin, und giebst jedem Wesen eine Freude in die Hand! Nicht blos zu großen, stürmischen Freuden ludest Du uns ein, an die kleinsten Dinge bandest Du Ergötzen, und gabst Allem, was uns umgiebt, Wohlgeruch!" Der Dichter kannte aber keinen gedrückteren Stand, als den der Lehrer. Nirgends ist der Mißmuth und die Täuschung der gehofften Erwartungen vom Leben größer, als bei

ihnen. Er wählte daher zum Helden einen Pfarrer werdenden Gymnasiallehrer. Er hatte dabei den Zweck im Auge, für diese Gedrückten zugleich gegen die Urheber ihrer Lage, die Staatsinstitutionen und Geburtsvorrechte anzukämpfen. Mit der einen Hand reichte er ihnen den Trost und die Freude der Poesie in's Leben, mit der andern stieß er den Stachel der Satyre nach den Drängern derselben. So ward der Quintus Fixlein eine Verbindung des Wuz und Fälbel. Der Schauplatz ist der des Dichters. Die Schule ist die von Hof, das Geburtsdorf Fixleins, das Rittergut des Edelmanns ist aus Jodiz und Zedtwitz zusammengesetzt. Die Frau von Aufhammer erinnert an die Frau von Plotho, die Gönnerin von Jean Pauls Vater; die Mutter Fixleins, die es als die höchste Seligkeit betrachtet, „unter der Kanzel ihres Sohnes als andächtige Zuhörerin zu sitzen", der der Sohn seine Ducaten bringt, an die eigene Mutter des Dichters. Das kleine Gartenhäuschen erinnert an das kleine Häuschen in Schwarzenbach, das die Mutter nach dem Tode des Vaters bezogen hatte, der Vetter Fleischer, der dem Conrektor Geld und Viktualien vorschießt, an die Großeltern Kuhn. Anmuthig schildert der Dichter die Szenen aus seiner Kindheit; wir finden eine ausführliche Schilderung der kindlichen Weihnachtsfreuden in Jodiz. Obgleich aber der Fixlein im Gan-

zen harmonisch gearbeitet ist, so litt der Satyr im Dichter doch nicht, daß er nicht durch irgend eine Muthwilligkeit die Illusion hätte stören sollen. So übersetzte er den Titel Subrektor in: Schulunterbefehlshaber, um Campe's Purifikationssystem lächerlich zu machen.

Jean Paul wollte nicht in einem Werke nach dem Hesperus vor dem Publikum erscheinen, welches nicht Ergüsse aller seiner Kräfte, poetischer und ernster, philosophischer, satyrischer und komischer enthielt. Außerdem wollte er mit seinem wahren Namen vor dem Publikum erscheinen. Dem Firlein schickte er einige kleinere Arbeiten voraus „Musetheil für Mädchen", den im deutschen Museum abgedruckten Aufsatz „Was der Tod ist", die für Helene gearbeitete Erzählung „Der Mond", ließ dann einen psychologischen Aufsatz „Ueber die Magie der Handlungskraft", nebst „Freudels Klaglibell" und „Fälbels Reise mit seinen Primanern" folgen. Bis zum Mai 1795 war er mit dem Ganzen beschäftigt — doch wurde diese Arbeit im Oktober 1794 durch den ersten Aufenthalt in Baireuth unterbrochen. Dahin zog ihn besonders die Bekanntschaft mit einem israelitischen Handelsmann, Namens Emanuel, dessen geniale Natur ihn ganz fesselte. Emanuel blieb der zweite innige Freund Richters. Er hatte sich von einem herumhausirenden Handelsjuden zu einem bedeutenden

Banquier und Güterverkäufer emporgeschwungen. Sein Verstand und seine Gewandtheit erweckten ihm unbegränztes Zutrauen; man vertraute ihm bald größere Geschäfte an, und dadurch wurde ein mannichfaltiger Briefwechsel mit gebildeten Frauen herbeigeführt. Durch diesen Briefwechsel wurde Jean Paul auf ihn aufmerksam, und Emanuel kam ihm mit einem gewissen Selbstgefühl entgegen, wie man es oft bei den intelligenteren Israeliten findet, deren Stolz es empört, zu scheinen, als drängten sie sich dem Wohlwollen, auch der besten Christen auf, und die, auch wenn sie über den Formenunsinn ihrer Religion erhaben sind, doch ihre Confession mit edlem Trotz zur Schau zu tragen sich bestreben. Obgleich Emanuel an der orientalischen Poesie, der Bilderfülle Jean Pauls großen Gefallen fand, so ließ er sich doch immer mehr von Richter aufsuchen, als er zu ihm kam. Daher blieben beide Männer auch sich fremder. Angenehm war es für Jean Paul, daß er in dem mit morgenländischer Eleganz eingerichteten Hause Emanuels in Baireuth eine Woche zubringen konnte. Noch mehr wurde aber seine Freude erhöhet, als er hier seine Schriften gekannt und geachtet sah. „Baireuth", schrieb er an Otto zurück, „gab mir Glauben, Hoffnungen, Morgen voll Nebel und Entzückungen! An fremdem Ort bekommt man einen Stolz, der gegen die alten Bekannten zürnt.

Ich sah, wie leicht es mir wird, mich einzuführen und verwünschte die Verschwendung meines Werthes bei Höfer Leuten." Er machte auch die Bekanntschaft des Hofraths Schäfer, Erziehers eines Sohnes einer Fürstin Lunowsky; dieser bewog den Buchhändler Lübeck in Baireuth zum Verlage des Quintus Fixlein um den Preis von hundert Thalern. Er eilte dann nach Hof zurück, wo er einen trüben Spätherbst und Winter verlebte. Bald sollte er hier die Erfahrung machen, daß das Mädchen mit Clotilden's grünem Hut und schwarzem Schleier, die er so heiß geliebt, ihn verschmähte, weil sie befürchtete, daß sie Jean Paul nur ein Geschöpf seiner Phantasie sein würde, das er eben so schnell wieder zerblättern werde. Dagegen führte sie später Flamin heim, und Jean Paul war großmüthig genug, selbst den Brautwerber für seinen Freund zu machen. Im Frühling 1795 war er wieder in Baireuth, wo sein Hesperus schon gelesen war, und wo er zum ersten Male in die Nähe einer hochgebildeten und hochstehenden Dame kam, die ihm „sein Maienthal Baireuth zu einem englischen Garten mit einer Pygmalionsstatue machte". Es war die Fürstin Lunowsky, die ihm „als eine Göttin in einer großen Wolke" erschien, „welche an durchsichtigen luftfarbenen Stricken in sein Lebenstheater hineinhing". „Da ihr mein Hesperus recht ist", schreibt er, (sie lies't nur

Engländer, weil sie einmal einen heirathen wollte), so wollte sie als Gönnerin der Gelehrsamkeit einen Gelehrten vor sich hin haben, der den Hesperus in den Himmel gesetzt. Es that dem Gelehrten Schaden, daß die Gasse der Präsentirteller war, auf dem er ihr hingehalten wurde. Ich und Schäfer begegneten ihr. Ich setzte mich den andern Morgen hin und verbrachte ihn himmlisch mit ihr, indem ich nichts Anderes erzeugte, als ein poetisches zehn Seiten langes punctum saliens, das ihr Nachmittags Schäfer zum ewigen Gebrauche überreichte. Die Bescheidenheit verbietet mir, Dir zu sagen, wie die hohe Person das punctum aufnahm. Nachmittags erschien der selirende Punktmacher selber, und war bis Abends mit diesem hohen Haupte und mit seinem kahlen unter einer Stubendecke. Gestern gingen sie und Schäfer und die zwei Kinder und die Nièce zwei Stunden spazieren und — Paul war mit. Sie hat eine vollkommen schöne Taille, große Augen, proportionirte und feste Züge. Man schwebt bei ihr zwischen den logischen Urtheilen: sie war, und, sie ist schön, mitten inne, und es käme bloß auf sie an, daß man eines ergriffe und festhielt. Sie drückt sich genau, fein, kurz, leicht und bestimmt aus, kann Latein und Zeichnen und andere Sprachen, sogar Deutsch und Clavier und stricken, war wie Archenholz in Italien und England, und hat mehr Zurück-

haltung und weniger Stolz, als manche Bürgerliche. Der Nutzen, mit einer Fürstin umzugehen, ist der: man fasset doch den Muth, mit ihren Kammerjungfern umzugehen. Ein Elend ist's, daß ich nicht das Herz habe, ihr einige der besten ausgearbeiteten astronomischen Anspielungen in das Gesicht zu sagen, z. B. vom Durchgang der Venus durch die Sonne, vom Hesperus, der die Venus ist u. a. m. Mir ist immerfort, als wenn das Schicksal von diesem Labewein, von dem ich eine Flasche nach der andern aufsiegele, zuletzt einige nehmen und einen scharfen Weinessig für mich ansetzen werde." So wurden die Reisen nach Baireuth für ihn sehr anziehend.

Sein nächstes Werk „Die biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin" erscheint nur in Bezug auf die Studien und Vorbereitungen zum Titan erklärlich. Es sollte nur ein Versuch sein, sich in einer ernsten, als auch einfachen Entwickelung psychologisch bedeutender Menschen zu üben. Dabei lag ihm immer sein großer Roman in der Seele. Zum Gegenstande wählte er die Liebe des Lords Horion zu seiner zarten und so bald verlornen Gattin. Der Graf Lismore, ein heftiger Mann, der, durch die unglückliche Wendung der französischen Revolution aus einem großen Wirkungskreise verscheucht, sich heftig auf zartes Wesen wirft, Adeline, und es frühzeitig auf-

reibt, ist der jüngere Lord Horion. Adeline ist eine neue Beate, die nach Schottland geführt wird und ein anderes poetisches Seitenbild zu Dahorn aufstellen soll. — Doch verlor Jean Paul bald an dieser Arbeit das Interesse. So wie er beim Firlein zu matt zu werden befürchtete, so ängstigte ihn hier, daß er jetzt schon seine „Manier" aufgeben sollte, in der er beim Mangel an reichem Stoffe noch seine Kraft fühlte. Darum brach er ab, und fügte nur noch einen „satyrischen Appendix" hinzu. Einige seiner Leserinnen hatten ihm den Vorwurf gemacht, daß er in seinen Satyren, in seinen ernsten Werken ausschweife, und er erklärte darauf, daß es ihm unmöglich sei, das zu unterlassen. „Addisson", sagt er, „erzähle von einem Menschen, der, wie Jupiter, eine Ziege zur Amme gehabt, und der deßhalb noch in seinen reiferen Jahren, wenn Niemand bei ihm in der Stube gewesen, immer einige Ziegensprünge gemacht. Auf ihn habe sich ein dergleichen Bockfuß statt eines Podagras vererbt, und er müsse sich nun immer mit einem oder dem andern Sprunge helfen." Er entschuldigt sich dann damit, „daß der schnelle Wechsel zwischen Ernst und Scherz nur ernster mache; und daß, wenn man das Buch eines Engländers, worin dieser Wechsel herrsche, beschließe, man denke, es sei das Leben." Wie er das Ernste nicht ohne Einmischung des Scherzes, so ver-

mochte er auch nichts Scherzhaftes ohne Einmischung des Ernstes zu schreiben; jener Appendix z. B. endigte mit einer rührenden und gemüthlichen Darstellung, mit einer „Grabrede für einen alten Bettler", in der er auf das ergreifendste das trostlose Leben eines solchen schildert. — Hierauf wandte sich Jean Paul zu sich selbst zurück und versuchte sich in seinen trübsten Verhältnissen zu schildern, wie er sich eine ihn nicht verstehende Geliebte gewählt, sich nach vielen Prüfungen mit Hülfe eines kühneren Freundes aus der Niedrigkeit erhebt und in großartigere und blühendere Lebenskreise, aus dem Alltagsleben in ein poetisches gelangt und allen Druck von sich abschüttelt. Mit der Satyre und der Laune bekämpft er dieses Alltagsleben. Mit blutendem Herzen reißt er sich von der Alltagsstadt und dem humoristischen Doppelgänger los, der selbst in den trübsten Augenblicken ihm tröstend zur Seite stand — und sinkt in der Sternennacht seiner Geliebten selig an die Brust. Um das prosaische Werkelleben einmal zu vergessen, und aus seiner Seele die störenden Bilder und Gedanken los zu werden, wollte er sie noch einmal gründlich durchfühlen, dann aber den Riß auszufüllen suchen mit dem Bewußtsein des Friedens, Alles mit Allem versöhnen zu können, zu gleicher Zeit in eine ganz andere ferne Welt sich retten, um sich vor den Zerrissenheiten zu retten, durch

eine Flucht „in ferne Zeit und Oertlichkeit, wo das Gemüth im Entschlagen seiner selbst und des entzweiten Daseins an fremde Naturen und Gesittungen sich anschließt, und in entlegene Verhältnisse, die der Reiz der Neuheit umschwebt, sich willig und freudig einspinnt". Noch einmal sollte die Satyre sich austoben; dann wollte er die geläuterte Seele aus den neblichten Thälern in die reine Alpenluft des Lebens und der Poesie hinaufschwingen. Der Siebenkäs wurde in dem Augenblicke gearbeitet, wo Jean Paul den festen Entschluß gefaßt hatte, sich aus den bisherigen Umgebungen um jeden Preis zu retten und in fernere bessere Länder zu ziehen, um für den Titan eine schönere Wiege zu suchen. Das ist die poetische und tiefe Bedeutung des Siebenkäs, in dem aber der Philosoph Solger nichts sah, als „ein recht geschickt und originell ausgeführtes Gemälde von zwei Eheleuten, die sich, weil sie nicht zusammenpassen, mit Grillen und Launen quälen!" Das Bedeutsamste im Siebenkäs liegt in dem Erscheinen und Verschwinden Leibgebers. Er ist die Seele des Ganzen, der personificirte Humor. Er gleicht in Gestalt und Gesichtszügen durchaus dem Siebenkäs; diesen aber hält er aufrecht, indem er ihn zu zerstreuen sucht, endlich ihn in ein thätiges Leben bringt. Siebenkäs, sobald er in jene besseren Verhältnisse versetzt ist, wirft sich der Liebe, der ernsten und empfindenden

Phantasie, in die Arme, ganz gegen den Willen Leibgebers. Dieser bringt Siebenkäs in poetische Umgebungen und zu Natalie nur darum, um ihn von dieser zu jener muthigeren, höheren und kühneren Stimmung anregen zu lassen. Man muß sich dabei an jene mehrmals erwähnte Ansicht des Dichters erinnern „daß er vor dem Untersinken unter die feindlichen Elemente der Außenwelt nur durch die Wendung seiner Phantasie nach dem Witz und der Satyre hin bewahrt worden sei, daß er dies für ein Glück zu halten habe, daß er beide aber jetzt wiederum los werden müsse und könne durch Abstreifung und die Flucht aus den Elementen, welche den Humor zum Schutz gegen die Ueberwältigung erzeugt.

In Bezug auf seinen Freund Herrmann befand sich Jean Paul in einer sonderbaren psychologischen Selbsttäuschung; auf der einen Seite betrachtete er ihn als eine ihm unerklärliche Natur, auf der andern Seite trug er sich immer mit ihm herum. In seinen Briefen finden sich darüber sonst mit seinen Werken unerklärlich scheinende Widersprüche. Viele Züge aus Herrmanns äußerem Leben liegen in den Arbeiten bis zum Siebenkäs verschiedenen Gestalten unter. Doch klagt Jean Paul gegen Otto wie es ihm immer noch nicht habe seine Zeit erlauben wollen, dem Freunde ein Denkmal in seinen Werken zu setzen und seinen Cha-

rakter der Welt zu schildern. Es ist klar, daß er sich selbst gern über sein Verhältniß zu Herrmann täuschen mochte, weil das unheimliche Schicksal Herrmanns etwas Grauenhaftes für ihn hatte, und weil, wie er selbst sagt „ein Humorist im Leben cynisch, unschön, unliebenswürdig erscheine, und seine Zerrissenheit einen trüben Eindruck mache. Dennoch hatte er sich zuerst viel mit Herrmanns nachgelassenen Papieren beschäftigt. Er schrieb darüber an Otto: „Eben komme ich vom Spaziergang, wo mir etwas Kühnes durch den Kopf gefahren ist, wozu ich Dein Ja bedarf, dessen Verweigerung mir der größte Tort wäre! Es betrifft den Herrmann. Du weißt, daß sein größter Gehalt nicht in den Paar von ihm abgesprungenen Goldglimmern seiner Schriften, sondern in der ganzen Textur und Crystallisation seines Wesens und Charakters besteht. Um ihn also darzustellen, muß man weder blos jenen geben, noch diesen blos beschreiben. Denn kein Charakter kann in todten vagen Zügen, sondern blos in Handlungen und Reden nachgebildet werden, kurz nur dramatisch. Das Kühne ist also, daß ich ihn mit seinem Namen in eine schon entworfene romantische, nicht kleinliche Geschichte einführe, wo er nicht weit von der Hauptperson, ohne viele Handlung, seinen ganzen Charakter ausbreitet. Freilich ist diese Geschichte nicht im Geringsten seiner wirklichen verwandt.

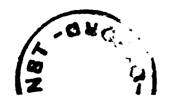
Er soll darin, in diesem Rauch vor einem Hohlspiegel lebendig werden und sich regen, so weit es meine arme Hand vermag. Ich werde mich um kein Urtheil in Hof bekümmern, wenn es Deines nicht ratificirt. Dann füge ich, trotz dem Schaden, den ich der Illusion thue, dem Buche einen Anhang bei, wo ich das Wahre seiner Geschichte und einige zusammengedrängte Aufsätze, indeß ich viele seiner Aufsätze in's Buch zerstreue, als eine Frage gebe: ob man mehr wolle? Ich mag Dir die Stiche nicht vorzählen, die mir bisher die Erscheinung seines Vaters oder der Gedanke an ihn durch die Seele gab! Schreib' mir noch heute, weil jetzt meine ganze aufgerüttelte Phantasie zuckt und brüten will. Schreibe mir auch noch einige Cautelen und schicke mir, aber auch bald, einige seiner Briefe, wenn Dein Urtheil sie nöthig findet. In der idealischen Geschichte aber bleibt er Doctor und Grafenhofmeister. Ich lechze jetzt ordentlich nach der ersten Zeile, wo sein Name vorkommt".

Nach der Vollendung des Siebenkäs wird nirgends mehr Herrmanns gedacht.

Es war die Absicht Jean Pauls, daß Leibgeber der vollkommenste Gegensatz von Emanuel sein solle; wie dieser in einen milden Wahnsinn gerieth, weil er in zu großer Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen sich verzehrt, so verfällt jener im Titan endlich in einen

tobenden, weil er sich durch seine Phantasie selbst so zersetzte, daß er sich vor einem zweiten Ich fürchten mußte. Dieses Extrem führte ihn, im Gegensatz von Emanuel, zum Atheismus. Die größere Kraft, mit der er den Seelenbruder aufrecht erhält, zerstört ihn selbst, weil die wärmere Phantasie des Siebenkäs ihn zum Schreiben von Satyren treibt, was ihn zerstreut. Siebenkäs ist der Pfarrersohn, der in einer idyllischen Kindheitsumgebung aufgewachsen ist, Leibgeber, der Sohn eines armen Handwerkers, der keine angenehme Erinnerung an seine Kindheit hat, und darum auch keine schönere Zukunft. Es giebt ein Zeugniß von dem großen Muthe, der Geisteskraft des Dichters, daß er es wagen konnte, diesen Doppelgänger neben sich hinzustellen und ihn dann vernichten zu wollen. — Der Siebenkäs ist eigentlich die Geschichte des Dichters von seiner Ankunft in Hof nach Vollendung der Universitätsjahre bis zu seinem Leben in Baireuth. Frühling und Baireuth werden daher beim Dichter als eins betrachtet. In diesem Romane ließ der Dichter auch die wirklichen Namen auftreten. Die erhaltenen funfzig Thaler benutzte er zur Wiederholung seines Besuches in Baireuth.

In den Pfingsttagen verweilte er dort, besuchte mit Natalien die Eremitage und das Dorf Johannis und schrieb getreu mehrere Szenen von dem Erlebten nie-



der, als er nach Hof zurückeilte. Er läßt die beiden Freunde, als Siebenkäs den Leibgeber noch ein Stück auf seiner Trennungsreise nach der Catastrophe begleitet, ihren Weg von Baireuth durch Hof nehmen, und schildert dann die ergreifende schmerzliche Szene des ewigen Abschieds von einander auf der Höhe jenes Tögen, an das sich für den Dichter alle Freundschaftserinnerungen knüpften. Siebenkäs schickt den Freund nach dem rauheren Norden hinauf; weil er aber die Stadt Hof nicht geradezu nennen wollte, und um eine passendere Lokalität für seine politischen Angriffe auf das deutsche Reichswesen zu gewinnen, so verlegte er den Reichsflecken Kuhschnappel nach Schwaben. Die Verwickelung des Planes geht immer nur aus der höheren Grundidee und den Hauptcharakteren hervor; so sind auch im Siebenkäs die beiden Freunde sich nicht körperlich ähnlich, sondern die Verwickelung geht hervor aus der Aehnlichkeit, welche zur Verabscheulichung der höheren Idee gegeben, und in der Seele des Dichters früher und zuerst vorhanden gewesen ist. Der Prozeß des Siebenkäs mit dem Heimlichen von Bläse dient nur zur größeren Hervorhebung dieser Aehnlichkeit. Der Prozeß ist auf das geschickteste dazu benutzt, die zweite Hauptidee, die Qual einer höheren Natur unter jämmerlichen Umgebungen zu veranschaulichen und

zugleich die Erbärmlichkeit der politischen Institutionen zu entwickeln.

Lorette, welche bürstet, wäscht und die Satyrenschreiberei Jean Pauls für eine nutzlose Zeitverschwendung hält, die aber den Schulrath Stiefel verehrt, ist Niemand anderes, als die verjüngte und in Siebenkäsens Frau verwandelte Mutter des Dichters, in allem Elend ihrer damaligen Haushaltung. Der Armenadvokat Siebenkäs ist Jean Paul selbst. Die Phantasiekrankheit des Siebenkäs ist nur eine treue Copie seines eigenen damaligen Zustandes. Die Darstellung der verschiedensten Lebenskreise, die so meisterhaft bis in's Kleinste ausgeführt und mit einem reichen Schatz psychologischer Aufschlüsse ausgerüstet ist, war in Deutschland so neu, daß man diesen Theil des Siebenkäs für den Haupttheil hielt, um so mehr da er in formeller und künstlerischer Beziehung den größten Werth hatte. Die Beschreibung des Vogelschießens in Kuhschnappel ist ein wahrhaft niederländisches Gemälde und die Literatur hat Nichts, was man mit ihr vergleichen könnte; daher sie von den Kritikern auch besonders hervorgehoben wurde. Nur wenn man in das Leben und Streben des Dichters näher eingeht, so empfindet man die eigentliche höhere Bedeutsamkeit. Einige Mißgriffe und Ungehörigkeiten sind indessen auch zu erwähnen. So war es ein Mißgriff des Dichters, dem

Werke einen ungehörigen Schluß beizufügen. So erfolgt die Ehe des Siebenkäs mit der Natalie zu schnell; Siebenkäs hat zu lange in einer kleinstädtischen und niedrigen Welt sich befunden, als daß er nicht neben einer so hohen und kräftigen Natur, wie die Nathaliens, zu kränklich erscheinen mußte. Siebenkäs ist nicht jung mehr; auch hat sich das Bild von Herrmann mit dem Leibgeber zum Nachtheil des Siebenkäs vermischt. Herrmann hatte trotz seiner Scheu vor Liebesäußerungen und trotz seines Cynismus Glück bei den Frauen. Der Dichter nimmt Leibgeber die anmuthige Gestalt Herrmanns und muß doch einzelne Züge von ihm durchscheinen lassen, daß man nicht ganz ohne Wohlgefallen auf seinem Bilde verweilt. Wenn er auch einige Cynismen sagt, wie z. B. „daß er eher seinen Steiß, als sein Herz entblößen würde", so erröthet er doch, wenn Siebenkäs ihn zwingen will, das Wort Liebe auszusprechen. Dagegen sind die „mageren Arme", mit denen Siebenkäs die Lorette umschlingt, viel unangenehmer in Bezug auf Natalie; doch gewinnt die Vertraulichkeit Leibgebers mit seinem Hunde unser Herz. Ohne Zweifel ging Jean Paul in Bezug auf die Vereinigung des Siebenkäs mit Natalien später weiter, als es in seinem ursprünglichen Plane gelegen haben mag, und der Grund davon war wohl der, daß ihm selbst höhere weibliche Wesen gegen

den Schluß der Arbeit näher traten, die ihm mehr, als ein literarisches, ein herzliches Interesse zeigten. In den ersten Tagen des März erhielt er einen Brief aus Weimar von einer Dame, der so lautet: „In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt. Sie erregten Aufmerksamkeit, und Vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung und die schönsten Stunden der Vergangenheit verdanke ich dieser Lektüre, bei der ich gern verweilte; und in diesem Gedankentraume schwanden die Bildungen ihrer Phantasie, gleich lieblichen Phantomen aus dem Geisterreiche, meiner Seele vorüber. Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer Ideen so innig beglückt! Dankbar ergriff ich die Feder. Aber wie unbedeutend wäre dieses Zeichen von einer Unbekannten gewesen! Also untersagte ich mir, an Sie zu schreiben, bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie längst kennen und verehren. Dann ward der Vorsatz von Neuem in mir rege. Jetzt ist es nicht mehr die einsame Blume der Bewunderung, die ich Ihnen übersende, sondern der unverwelkliche Kranz, welchen Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen ward. Wieland hat Vieles im Hesperus und Quintus ausnehmend gefallen; er nennt Sie unsern Yorick, unsern Rabelais. Das reinste Gemüth, den

höchsten Schwung der Phantasie, die reichste Laune, die oft in den überraschendsten, anmuthigsten Wendungen sich ergießt: dies Alles erkennt er mit inniger Freude in Ihren Schriften. Vor einigen Tagen lasen wir in Gesellschaft das Programm vom Rektor Freudel (Freudels Klaglibell). Sonst wirken Satyren, auf mich wenigstens, beschränkend. Mit kaltem Sinn schwingen die Meisten ihre Geißel willkührlich, oder der gereizte Affekt bewaffnet ein Vorurtheil gegen das Andere. — Ihrem Blicke hingegen hat sich ein weiter Horizont eröffnet; Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantasie. Es ist eine helle Fackel, mit der Sie die Thorheiten und Unarten beleuchten, und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen stets diesem Lichte Ihres Geistes. Sie finden hier noch mehrere Freunde, deren Namen ich Ihnen auch nennen muß. Herr von Knebel, der Uebersetzer der Elegien des Properz in den Horen, Herr von Einsiedel und von Kalb. Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslektüre, die noch lange ihr Lesepult zieren. Ja, wir hoffen, daß bei dieser Empfänglichkeit für Welt- und Menschenkenntniß und diesem Talent, feine Individualitäten zu zeichnen, Sie uns noch viele Werke Ihrer Feder schenken werden. — Leben Sie wohl, beglückt durch die Freuden der Natur, erhöht durch die Genüsse der Kunst, und machen Sie uns

mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leser veredeln werden!" Darunter stand der Name einer adeligen Dame. Jean Paul vollendete nach Empfang des Briefes den zweiten und dritten Band bis zum Schluß; dann eilte er im Mai nach Baireuth, wo er in der mit Natalie bezeichneten Dame die ältere Schwester der Briefstellerin von Weimar fand, eine Generalin Kalb, eine junge, liebenswürdige und geistreiche Dame. Der weibliche Enthusiasmus für ihn war indessen durch den Hesperus erzeugt, während die Dame aus Weimar in einem Briefe sich mit dem Siebenkäs unzufrieden zeigte. Auch bei der Charakteristik Leibgebers war Jean Paul nicht so glücklich gewesen, wie in Beziehung auf Emanuel. Es ist ein psychologischer Widerspruch, daß Leibgeber, ohne Glauben an Gott und eine Zukunft vor seinem Ich sich fürchtet und dem Wahnsinn entgegengeht und doch noch soviel schöpferische Phantasie und Empfindung behält. Der erste Theil jener genialen Hochzeitrede, die er Adam an Eva vor der Erzeugung des Menschengeschlechtes halten läßt, mit jener Weltanschauung im Einklang, ebenso die Rede über die Nichtigkeit des Ruhmes. Anders ist es mit dem zweiten Theile der Rede, in der er das Menschengeschlecht in seiner Größe sieht, es als zum Dasein berechtigt bezeichnet, weil — das Gute und Große, das Kleine und Er-

bärmliche überwiege und schliesst, daß er die Eva zur Erzeugung würde beredet haben, selbst wenn er ihr nur in der Ferne so vieler Generationen seinen Freund Siebenkäs in einer Brut-Zelle hätte zeigen können. Leibgeber und der Dichter waren ganz ineinander geschmolzen.

Jean Paul war in den Pfingsttagen 1796 in Baireuth, wo er Tage verlebte, die er mit Recht „sein Hesperuspfingsten" nennen konnte „sich badend in der ganzen warmen Quelle des Frühlings." „Ich könnte hier", schreibt er an Otto, „wenn ich Zeit hätte, herumgezeigt und herumgeführt werden wie ein Haifisch oder sonstiges Unthier. Sie haben mich Alle gelesen, und wollen also den Kupferstich des Verfassers auch haben. Hier ist's anders, als in Hof. Dort ging's mir, wie jenem Pariser Gelehrten, der diebisch in den Buchläden herumschlich, nicht, in die Tasche zu spielen, sondern, um seine Werke heftweis daraus zu ziehen und sie so, wenn es Niemand sah, unter andern Novitäten gratis einzuschwärzen. Die alte Plotho läßt sich vor ihren Krankenvorhängen meinen Hesperus vorlesen, und will mich vor ihrem Ende noch sehen. Es thut mir sanft, daß ich noch in den tiefen Schatten des Lebens, der schon um sie liegen muß, einen langen Strahl ziehe, von dem sie denken kann, er komme vom Morgen ihres Lebens durch eine Fenster-

ladenritze." „Heute ist sie in Culmbach", schreibt er von der Generalin, „und also meine goldene Fensterkette zerfeilt. Aber morgen laufe ich wieder mit dem nachschleifenden Stück zu ihr. Bei ihr sind alle Meublen neuer und schöner, als ich sie je gesehen — sogar ihre zwei Nachtigallen thun, wenn sie selber singt, Schläge darein, die einem das Herz aus der Brust ziehen wollen. O wie blühet Alles um mich her! —"

Als er nach Hof zurück kam, fand er ein drittes Schreiben der Dame aus Weimar:

„Zwei Dritttheile des Frühlings sind vorüber, wie ich eben im Kalender sehe, die Bäume stehen noch unbelaubt im schönen Park, die Nachtigall hat noch nicht gesungen und — Sie waren noch nicht hier. Alle Zeichen des Frühlings bleiben aus! Welches erwartet die andern? Er könnte kommen mit allem Reiz, der Bäume Pracht, der Blüthen Duft, der Vögel Liebgesang, der Lüfte linden Fächeln — für Ihre Freunde war er nicht gewesen, wenn Sie uns nicht erscheinen! O lassen Sie mich Ihnen von Ihren Freunden sagen oder von Ihnen! Sie sind der Geist unserer Verbindung. Reich sind wir alle durch die Achtung, Bewunderung und Hoffnung, die Ihre Schriften erregen — an ähnlicher Anerkennung Ihres Werthes erkennen wir, die unsere Freunde sind oder werden können. Keines, als ich, weiß, daß wir Sie hier erwarten

dürfen; doch ist es fast das Zeichen unseres Grußes: „Ist Richter noch nicht hier?“ Iffland ist fort, und Wieland reist in einigen Tagen nach der Schweiz, im September will er wieder hier sein. Herder, Knebel, Einsiedel sind hier, drei Wesen, die einer unbefangenen hohen Freude über die Vollkommenheit eines Andern fähig sind. Sie sind ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in dieser Zeit, die Ihrer bedarf. Krieg und Kampf ist überall, oder ödes, kaltes Nichts, schale Form, kein Inhalt: in Ihnen erscheint uns aber ein Geist — Herz und Seele — der Tausende, die schlafen, aus ihrem Todesschlummer retten könnte. Unsere Erwartungen sind nicht zu kühn — und doch vergess' ich leider immer über dem schönen Genius, der Sie begleitet, den mächtigen, durch den Sie herrschen.“ Jetzt war er nicht mehr länger zu halten. „Ich komme,“ schrieb er ihr, „nicht als ein bescheidener, sondern als ein demüthiger Mann“ — dann schrieb er binnen drei Wochen den Siebenkäs zu Ende, besonders jene Szene, wo Viktor am Geburtstage des Dichters Menschenliebe selbst gegen den Böswilligen predigt und das Herz selbst im Gehaßten aufsucht und vorzeigt, und wo das Geburtsfest des Frühlings von allen Charakteren aus dem Hesperus begangen wird. Am 9. Juni 1796 ging Jean Paul mit einem Boten auf dem Wege

über Jena nach Weimar zu, wo er seine Träume verwirklicht zu sehen hoffte.

Elftes Kapitel.

Weimar. — Die Titanide. — Letzter Aufenthalt in Hof. — Zweite Auflage des Fixlein. — Erste Versuche zum Titan. — Jubelsenior. — Campanerthal. —

Obgleich Jean Paul mit großen Hoffnungen Weimar zugeeilt war, so übertraf doch die Aufnahme seine kühnsten Träume. In einer Reihe von Jubelbriefen an Christian Otto, schildert er diese schönsten Tage seines Lebens. Um diese Zeit herrschte unter den in Weimar anwesenden großen Dichtern nicht die beste Harmonie, besonders seit der Begründung der „Horen", da Schiller und Goethe im Gefühl ihrer Ueberlegenheit durch Schöpfung von Musterwerken und kritischen Abhandlungen polemisch auftraten. Sie hatten sich zu gleicher Zeit der Jena'schen Literaturzeitung bemächtigt und Wieland führte seinen „Deutschen Merkur" ebenfalls fort. Diese Spaltungen brachten

in die Privatverhältnisse in Weimar einen gereizteren Ton; aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ersieht man, daß beide Männer mit einer Art von Verachtung selbst auf die gebildete Welt in Weimar herabsahen; besonders animos aber schienen sie gegen Wieland gewesen zu sein. Herder, durch amtliche Rücksichten gefesselt, konnte seinem Genius nicht freien Lauf lassen; er liebte ebensowenig Goethe, wie er an Wieland's, wenn auch gutmüthiger, doch materiellen und schalkhaften Frivolität Freude hatte. Herder indessen und Wieland hatten die ersten Romane Jean Pauls mit Freude gelesen. Wieland zogen besonders die glühenden Naturschilderungen und der Sterne'sche Scherz an, Herder das reine hohe Streben, die Wahrhaftigkeit der Empfindung, die Reinheit des Herzens und die tiefe Naturreligion des Dichters, andererseits der edle Zorn, der hinter der Satyre und Ironie das Kampfschwerdt hervorstreckte und der Männerstolz und Freiheitsinn; beide störten die Regellosigkeit der Form nicht. Anders aber verhielt es sich mit Goethe und Schiller. Der Letztere gestand seine Antipathie gegen Jean Paul offen, Goethe aber war in seinem Urtheile sehr zurückhaltend. Goethe sah, daß Knebel, wie Wieland und Herder für Jean Paul sehr eingenommen waren, ebenso sah er die Frauen um sich her von einem Entzückungstaumel hingerissen. So wie er den

Bund mit Schiller weniger aus Herzensneigung, als aus egoistischer Politik, um mit ihm die Volksgunst zu theilen, geschlossen; so stellte er sich in Bezug auf Jean Paul wenigstens so, um den Ruhm universeller Auffassungsgabe nie compromittiren zu dürfen. Danach muß man die Stellen über Jean Paul in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe beurtheilen. Goethe nahm von der unsichtbaren Loge keine Kenntniß und den Hesperus schickte er an Schiller mit den Worten: „Hier ein Tragelaph (Bockhirsch) erster Sorte!" Schiller war damals gerade mit den Entwürfen zum Wallenstein und mit der Lektüre von Goethe's Wilhelm Meister beschäftigt; und er hätte durchaus aus dieser Arbeit sich herausreißen müssen, wenn er eine so durchaus ihm fremde Welt, wie die Jean Pauls, hätte auffassen wollen. Er antwortete daher nur an Goethe „das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus, den Sie mir neulich schickten. Er gehört ganz zum Tragelaphengeschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lektüre für die langen Nächte ist." Goethe lenkte darum ein, meinte, es sei ihm sehr angenehm, daß ihm der neue Tragelaph nicht ganz zuwider wäre; es sei wirklich Schade um ihn, daß er so isolirt zu leben scheine und deshalb „bei manchen guten Par-

thien seiner Individualität nicht zur Reinigung seines Geschmacks kommen könne." Darin hatte er Recht, daß Jean Paul „leider selbst die beste Gesellschaft zu sein scheine, mit der er umgehe." Im Dezember 1795 meldete Goethe: daß die „Hundsposttage" jetzt das Werk seien, worauf das feinere Publikum seinen Beifall ergieße, und er wünsche, daß „der gute Mann in Hof" bei diesen traurigen Wintertagen etwas Angenehmes davon empfände — worauf ihm Schiller mit Erstaunen erwiederte „es sei ihm ordentlich psychologisch merkwürdig, daß in Weimar jetzt die Hundsposttage grassirten; man solle sich nicht träumen lassen, daß derselbe Geschmack so ganz heterogene Massen vertragen könne, als „Diese Produktion" — und Clara de Plassis von Lafontaine sei; es wäre ihm nicht leicht ein solches Beispiel von Charakterlosigkeit „bei einer ganzen Sozietät" vorgekommen.

Goethe wußte Schiller aus Egoismus in seinen Kreis zu bannen, nur um von ihm „zu profitiren"; während Schiller ihm viele Motive angab, so ging Goethe über Schillers Arbeiten kaum lobend oder aufmunternd hinweg. Schiller befand sich damals in einer philosophischen Passivität; so nahm er z. B. an den Revolutionskriegen keinen andern Antheil, als daß er Goethe aufmerksam zuhörte, wenn dieser ihm die Truppenaufstellungen zeigte. Obgleich nun unverkenn-

bar Wilhelm Meister aus denselben Zeiteinflüssen hervorgegangen war, wie die unsichtbare Loge; sie waren beide pädagogische Romane, als deren Vorgänger man Rousseau's Emil und Pestalozzi's Leonhard und Gertrud betrachten kann. Die unsichtbare Loge erschien fünf Jahre früher als Goethe's Meister. Eine andere Aehnlichkeit beider Dichter besteht auch darin, daß Goethe sich um dieselbe Zeit mit dem Faust beschäftigte, während Richter sich mit dem Entwurf zum Titan trug. Und doch sahen Goethe und Schiller nicht in ihm, sondern in Schlegel u. dgl. die anbrechende neue Generation, obgleich Jean-Paul bei allen Classen den höchsten Beifall erndtete. Diese mächtige Erschütterung wurde durch den revolutionären Umsturz aller bestehenden conventionellen Schranken herbeigeführt. Die deutsche Nation krankte damals an denselben Uebeln, wie Jean Paul: an einer überfüllten Seele, die mit den gewaltig zum Ausbruch drängenden Ideen geistiger und geselliger Emanzipation geschwängert war, die aber durch die fürstliche Reaktion noch gewaltsam zurückgedrängt wurde. Es war nur ein geringer Theil der Nation, der den Philosophen folgte. Diese aber wurden von den Regierungen überall verfolgt und an ihrer Wirksamkeit gehemmt — man erinnere sich Fichte's! Die Folge davon war ein äußerst unbehaglicher, an Allem heimlich nagender Skepticismus des Gefühls.

Jean Pauls Wort mußte unter diesen Umständen wie das eines rettenden Propheten erschallen, weil er mit der frischesten und reinsten Naturempfindung heraustrat und mit kräftiger Faust die morschen Jämmerlichkeiten und Alltäglichkeiten geißelte, und die politischen Gebrechen dem Spott und dem Gelächter preisgab. Das offene Hervortreten seines Ich, eines einzelnen Menschen, der mit solcher Kraft aus der Masse des Volkes hervorzutreten wagte und einen großen politischen, philosophischen und poetischen Wirkungskreis sich eroberte, gab Jedem im Volke auch das Bewußtsein seiner Persönlichkeit, sein Ich, wieder. Die glühendste Gefühlsschwärmerei mit dem kühnsten Spott fanden sich verbunden in seinen Werken. In dieser Stimmung war man in Weimar, als Jean Paul zum ersten Male „der heiligen Stadt Gottes" zueilte, „nach welcher er von Jugend auf wie nach einer Keblah seine Augen gerichtet."

Aus den Briefen Jean Pauls an Otto aus Weimar theilen wir hier Einiges mit: Weimar, 12. Juni 1796, Sonntags 7 Uhr Morgens. „Gott sah gestern doch einen überglücklichen Sterblichen auf der Erde, und der war ich — ach! ich war es so sehr, daß ich wieder an die Nemesis denken mußte, und daß mich Herder mit dem deus avernacus tröstete. — Gestern ging ich um eilf Uhr (weil ihr Einladungsbillet mich

zweimal verfehlte) zur Kalb (es ist die Schwester der Baireutherin, und ich glaube fest, meine auch). Ich hatte mir im Billet eine einsame Minute ausbedungen, ein tête à tête. Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht — ich will sie Dir schon schildern. Drei Viertheile Zeit brachte sie mit Lachen hin (dessen Hälfte aber nur Schwäche ist), und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlieder himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen. — Um 3 Uhr kam ich wieder und Knebel auch. Er ist ein Hofman im Aeußern, aber so viel Wärme und Kenntnisse, so einfach! Alle meine männlichen Bekanntschaften hier fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an. Du findest hier nichts vom jämmerlichen Gezierten in Hof, von der jämmerlichen Sorge um Mode. Ich wollte, ich hätte den grünen Talar behalten, oder blos den blauen Stutzrock noch einmal wenden lassen. Er wollte mich zu Herder, und heute Mittags zum Essen zu Goethe führen; aber ich blieb bei dem Vorsatz des coeur-à-coeur; wenn ich nämlich Jemand zum ersten Male sehe — heute Mittags allein bei der Kalb. Gegen 5 Uhr gingen wir Drei in Knebels Garten;

unterwegs fuhr uns Einsiedel entgegen, der mich geradezu bei dem Kopfe nahm und der nur drei Worte sagen konnte, weil er die Herzogin in die Comödie begleiten mußte, nachher aber sogleich wieder kam. Nach einigen Minuten sagte Knebel: Wie sich das Alles himmlisch fügt! Dort kommt Herder mit seiner Frau und den zwei Kindern. Und wir gingen ihm entgegen, und unter dem freien Himmel lag ich endlich an seinem Munde und an seiner Brust, ich konnte vor erstickender Freude kaum sprechen — nur weinen. Herder konnte mich nicht satt umarmen. Als ich mich umsah, waren die Augen Knebels auch naß. — Mit Herder bin ich jetzt so bekannt, wie mit Dir. Er wollte schon längst an mich schreiben, und als er mit seiner Frau, die mich herzlich liebt (sie ist eine, nur anders malificirte Kalb), durch Hof reisete, wollten sie mich besuchen. — Ich wollt', es wäre möglich, so unverschämt zu sein, Dir Alles sagen zu können. Er lobte fast Alles an meinen Werken — sogar die Grönländischen Prozesse. Er sieht so edel, aber doch anders aus, als ich mir ihn dachte; spricht aber so, wie er schreibt. Er sagte: so oft er den Hesperus gelesen, wäre er zwei Tage zu Geschäften untauglich gewesen. An der Abhandlung über die Phantasie gefällt ihm Alles. Er drückte mir immerfort die Hand, und ich sagte immer, da wir Alle mit einander saßen: Wenn

nur mein Otto da wäre und es hörte! Knebel und Herder wollen mir die berühmtesten Bücher und Blätter zum Lesen (z. B. den Moniteur) mit merkantilischer Gelegenheit schicken. Herder liebt die Satyre unendlich und hat sie, zumal die Ironie, mehr im Munde, als den Ernst. Er fragt mich bei den meisten Stellen meiner Bücher um die Veranlassung dazu; er gab mir ein erdrückendes Lob. Das Sprechen von Deinem Paul mag etwa, obwohl in Intervallen, fünf Stunden den ganzen Abend gedauert haben. Ich bekäme Sünderbezahlung, sagten Alle, da der Meister und die Horen zu 5 Ld'or der Bogen abgehen. Ich würde jetzt in Deutschland am meisten gelesen; in Leipzig hätten alle Buchhändler Commissionen auf mich. — Wieland hat mich dreimal gelesen; sie bedauerten Alle, daß er aus dem Cirkel fehle. Herder erzählt, daß Gleim den ganzen Tag und die ganze Nacht fortgelesen. Er will mich heute Briefe von Hamann lesen lassen. Er spricht von Kant's System im höchsten Grade mißbilligend. Von seinen eigenen Werken sprach Herder mit einer solchen Geringschätzung, die Einem das Herz durchschnitt, daß man kaum das Herz hat, sie zu loben; er will nicht einmal die Ideen fortsetzen. Das Beste ist, was ich ausstreiche — sagt er, weil er nämlich nicht frei schreiben darf. —

„Du hast hoffentlich einen Brief aus Jena und

einen vom Sonnabend. Das späte Datum des dritten sage Dir mein freudetrunkenes Leben an; mich schnellet gleichsam ein Blüthengipfel in den andern hinein. Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt — meine Menschenkenntniß ist, wie ein Pilz, manneshoch in die Höhe geschossen. Ich werde Dir von Meerwundern, von ganz unbegreiflichen, unerhörten Dingen (keinen unangenehmen) zu erzählen haben — aber nur Dir allein. Ich sehe keine Möglichkeit, Dir nur eine Duodezerzählung von meiner Universalhistorie zu schenken. Ich brauche fast so viele Tage, als sonst Seiten, um Dir, nicht diesen Weg, sondern diese Flur meines Lebens zu malen. — Ich bin ganz glücklich, Otto, ganz! nicht blos über alle Erwartung, auch über alle Beschreibung, und Nichts fehlet mir mehr in der weiten Welt, als Du, aber auch nur Du! —

„Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute; hier weiß Jeder, daß sie wie die Erde sind, die von Weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris besteht und einigem Grün, ohne Juwelennimbus. Ein Urtheil, das ein Herder, ein Wieland, ein Goethe fällt, wird so bestritten, wie jedes andere; das noch abgerechnet: daß die drei Thurmspitzen unserer Literatur einander —

meiden. Auch werd' ich mich vor keinem großen Mann mehr ängstlich bücken, blos vor dem tugendhaftesten — gleichwohl kam ich mit Scheu zu Goethe. Die Kalb und Jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die K. sagte: er bewundert Nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes; blos Kunstsachen wärmen noch seine Herznerven an; daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrifiziren und zu incrustiren, damit ich mich ihm etwa im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könnte. Die K. räth mir überall Kälte und Selbstbewußtsein an. — Ich ging ohne Wärme, blos aus Neugierde. Sein Haus frappirt; es ist das einzige Weimars im italienischen Geschmack, mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: die Franzosen ziehen in Rom ein — Hm! sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. — Aber endlich schüret ihn nicht blos der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst, Publikum sofort an, und — man war bei Goethe. Er spricht nicht so blühend und strömend, wie Herder, aber scharfbestimmt und ruhig. Zuletzt

las er uns — d. h. spielte er uns (sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel; es giebt nichts Aehnliches) ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Paul (mein Gesicht war es; aber meine Zunge nicht; wie ich denn nur von Weitem auf einzelne Werke anspielte, mehr der Unterredung und des Beleges wegen) die Hand drückte. Beim Abschiede that er es wieder und hieß mich wiederkommen. Er hält seine dichterische Laufbahn für beschlossen. — Beim Himmel! Wir wollen uns doch lieben! Die Kalb sagt: er giebt nie ein Zeichen der Liebe. Hunderttausend Sachen hab' ich Dir von ihm zu sagen."

Jena, den 26. Juni.

„Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen. Er erwartete mich aber, nach einem Briefe von Goethe. Seine Gestalt ist verworren, hart-kräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich, als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig, und setzte mich durch seinen Antrag auf der Stelle zu einen Collaborator der Horen um, und wollte mir eine Naturalisationsakte in Jena einbereden —"

So war die Trennung zwischen Goethe und Schiller und Jean Paul festgestellt, während er sich zu Herder immer mehr angezogen fühlte. Doch wäre es Goethe nicht unangenehm gewesen, wenn er Jean Paul hätte zu dem Kreise heranziehen können, den er um Schiller und sich zu bilden suchte. „Fast hätte ich vergessen, zu sagen, daß Richter hier ist; er wird Sie mit Knebel besuchen, und gewiß recht wohl gefallen“. Als Schiller ein entschiedenes Urtheil über Richter hören wollte, antwortete Goethe nur unbestimmt „Richter sei ein so complicirtes Wesen, daß er sich die Zeit nicht nehmen könne, ihm seine Meinung über denselben zu sagen. Schiller müsse und werde ihn sehen, und Beide würden sich dann gern über ihn unterhalten. In Weimar schien es ihm übrigens wie seinen Schriften zu gehen, man schätzte ihn bald zu hoch, bald zu tief, und Niemand wisse das wunderliche Wesen recht anzufassen“. Schiller äußerte sich nach der Zusammenkunft mit Jean Paul folgendermaßen über diesen: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich erwartete: fremd, wie Einer, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens, und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal, und kann also wenig von ihm sagen“. Jean Paul kam aber nicht wieder zu Schiller, sondern be-

freundete sich so entschieden mit Herder, daß Goethe darauf verzichtete, ihn für sich zu gewinnen und er schrieb zum Schluß über ihn an Schiller: „Es ist mir doch lieb, daß Sie Richter gesehen haben. Seine Wahrheitliebe und sein Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der gesellige Mensch ist eine Art von theoretischem Menschen; und wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theorethischen viele Anmuthung zu uns zu haben scheint". Jean Paul unterdrückte aber nicht lange seine feindliche Gesinnung gegen Goethe und äußerte sich in einem Briefe an Knebel über ihn: „daß man in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus, als eines Properz bedürfe". Bei der allgemeinen Theilnahme, die unser Dichter in Weimar hatte, wurde der Brief bald bekannt, und kam auch Goethe zu Ohren, dessen Empfindlichkeit dadurch außerordentlich verletzt wurde, sodaß er Schiller eine Xenie über die „arrogante Aeußerung des Herrn Richter" überschickte, mit der ausdrücklichen Bemerkung „wie er Nichts dagegen habe, daß sein Name darunter stehe". Die Xenien hießen:

Jean Paul Richter.

Hieltest Du Deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener

Deine Armuth: Du wärst auch der Bewunderung werth!

An einen Lobredner. (Recensent des Hesperus in der Allg. Lit. Zeit.)

Meinst Du, er werde größer, wenn Du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein, wie zuvor, Du hast den Höcker davon.

Schiller war von da an für Jean Paul völlig unzugänglich; Goethe suchte ihn von dem Interesse für das Volksleben ganz abzuziehen und flößte ihm Geringschätzung und Verachtung der Nation ein, indem er ihn zu bestimmen suchte „nur für einen auserwählten Kreis zu dichten". Der Angriff auf Jean Paul hatte indessen vollständigen Erfolg. Die Goethe'sche Schule, die Schlegel fielen jetzt über Jean Paul her, indem sie ihn immer zur Vergleichung Goethe gegenüberstellten. Die Folge davon war, daß dem Publikum ein klares und richtiges Verständniß des Dichters unmöglich gemacht wurde. Es ist zu bedauern, daß die Trennung zwischen diesen Männern so bald eintrat, besonders wegen der gestörten Wirksamkeit von Jean Pauls Poesie auf die Nation, ehe sie eigentlich noch feste Wurzel in derselben geschlagen hatte. Jean Paul hätte durch den Verkehr mit ihnen lernen können „das

Organ mehr auszubilden, womit der Dichter die Dinge außer sich in sich aufzunehmen vermag". Die Schuld lag indessen auf beiden Seiten. Goethe und Schiller glaubte Jean Paul Anfangs kalt und vornehm behandeln zu müssen, und ebenso geht aus der Schilderung an Otto hervor, daß Jean Paul, von der enthusiastischen Aufnahme in Weimar gehoben, ihnen mit einem zu großen Selbstgefühl entgegentrat. Weil ihm aber die verhältnißmäßig geringe Ausbeute an Menschen und Erlebnissen doch ihm im Vergleich zu dem früheren kärglichen Stoffe, eine Ewigkeit lang für seine poetischen Bedürfnisse auszureichen schien, so eilte er nach Hof zurück, um diesen Stoff zu verarbeiten. In der Charlotte von Kalb glaubte er die Titanide, das hohe und kräftige weibliche Wesen, das er für seinen Titan gesucht, gefunden zu haben. Wir theilen zur Charakteristik dieser Frau einiges aus dem zwischen Beiden gewechselten Briefwechsel mit.

Charlotte von Kalb an Jean Paul.

Weimar, den 16. Junius 1796.

„Sie haben doch wohl geschlafen? Die Freundschaft hat Ihnen ja diese Wohnstätte bereitet! Mir ist's wirklich lieb, daß ich Sie nicht mehr im Gasthofe weiß. Ach! sind wir nicht immer in Gast- und Feilschhäusern, wo Alles nur aus Interesse gethan wird?

Das mordet das Herz! Sie haben mir auch gesagt, daß Sie gar nicht leben könnten, wo man nicht als Wesen an Ihnen Antheil nehme. Ich verstehe es. Unter Guten wird man gut — unter Liebenden — glücklich. Kommen Sie heute ja bald zu mir! Sagen, schreiben Sie mir aber den Augenblick, damit ich nicht warte. Alles Warten zerstört mich. Ich habe lieber Schmerz des Körpers und der Seele, als Warten. Ich habe Ihnen sehr viel zu erzählen, und von der Herzogin zweitens, daß ich den Brief an Otto, den neuesten, den Sie schreiben, lesen muß; drittens, daß ich eine Schrift von Hamann haben will; viertens, daß ich eifersüchtig bin. — Ich glaube, man wird Sie hier nicht fortlassen. Ich lasse Sie fort — bei mir muß Alles so nothwendig sein, wie die Gesetze der Natur — Leben und Tod — Leben und Ihre

Charlotte."

Jean Paul an Charlotte von Kalb.

(Nach seinem Besuche bei ihr.)

Weimar, den 16. Junius 1796.

„Die Nacht zog durch Alleen höher und riesenhafter empor, und lag wie eine zusammengerollte Ewigkeitschlange in der Kluft. Die Sehnsucht regte sich, wie ein lebendes Kind in meiner Brust. Ich höre Ihre Gedanken und Ihr lautes Herz. Wenn es schön

ist, im drückenden Zimmer jede Empfindung aus dem fremden Auge zu treiben, und dann gefüllt an das Angesicht zu sinken, das in der Liebe glänzt: so ist es viel schöner, mitten im donnernden Zauberkreise der Natur zwischen Bergen und Strömen an's geliebte Herz zu fallen und leise zu sagen: Du bist das Universum um mich, und ich gebe Deinem nahen Herzen Alles, was der große Geist um uns in meinem erschafft! Die Sehnsucht ist die feine, das Herz auseinanderlegende aqua toffana. Der Mensch bezahlt jede Freude mit einem doppelten Schmerz, dem der Sehnsucht und der Sättigung; nur mitten innen zwischen der Stunde, wo man das Sehnen fühlt, und der zweiten, wo man es befriedigt hat, liegt das Paradies, nemlich die dritte: wo man es befriedigt".

Charlotte an Jean Paul.

Weimar, den 17. Junius.

„Diesen Morgen erwachte ich — es dämmerte noch; aber ich konnte die Farben um mich her unterscheiden — aber um Gotteswillen, zeige Dich keinem Andern, als mir! Alle, die Dich fassen, werden für Dich sterben wollen! Nein, um Gotteswillen nicht. Wie in einem Spiegelzimmer stehst Du da, und wirfst über Alle Deine Gestalt, blickst aus ihr mit Deinem Geist — Gemüth. Aber wir, wir sind keine Spiegel, so

glatt und kalt! Nein! nein! nein! Eine idealische Schilderung liebt die Seele; einen idealischen Menschen liebt das Herz, und will ihn —"

Jena, den 19. Junius.

„Ich ging zu Schiller. In einem Monat erwartet seine Frau ihre Entbindung; sie leidet durch Krämpfe, er auch. Wohl sind sie Beide nicht. Man fragte mich nach Weimar — ich sagte: Richter sei da. — Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt, und sie kann es nicht — das wußt' ich schon, im Ton merkt' ich's wieder. — Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Tone: er ist sehr, sehr interessant! Ja, sagte Schiller, ich verlange auch, ihn kennen zu lernen. Ueberdies mündlich. So bald müssen Sie ihn nicht besuchen — er muß Sie erwarten, und der Eindruck, den Sie auf die Menge machen, muß ihn von dem Geist und beglückten Sinn Ihres Wesens überzeugen —"

Otto, der die Briefe las, wurde mehr durch sie erschreckt und er wurde um den Freund besorgt. „Deine K., schrieb er Jean Paul, steht durch die Zeddel, die Du mir von ihr geschickt hast, ganz vor mir da, und doch könnte ich sie mir, ihrer Person nach, nicht vorstellen. Sie kommt mir jetzt ganz anders, als nach ihrem ersten oder zweiten Briefe vor: eigener, stärker,

kräftiget, fester, als ein sinnliches und geistiges harmonisches Ganzes, als etwas großes Weibliches — und ich möchte zittern und mich fürchten, wenn diese überschwengliche Kraft sich ausschließend auf die eine oder die andere, auf die irdische oder himmlische Seite, auf die sinnliche oder geistige, auch nur auf Augenblicke, hinlenkt. Es ist eine entscheidende Neigung in ihr, ihre Stärke, wo sie sie auch hinwendet, durch Grundsätze geltend und rechtmäßig zu machen. Sie ist, wie Du sagst, Woldemarisch; aber Gnade Gott ihrem Manne, wenn er kein Woldemar ist! nicht um seines Glückes, sondern um der Fortdauer ihrer Achtung willen!"

Jean Paul schrieb ihr dann, daß der Titan „seine Raupenhülse zerrissen habe", und begleitete diese Meldung mit folgendem Schreiben:

Hof, 9. Juli 1796.

„Ueber die acht Tage kroch die Zeit mit kalten nassen Flügeldecken ohne Schwungfedern. Ich kann meine Freundin nicht vergessen, das heißt: entbehren. Ich kann es nicht ertragen, ein Herz, das ich gern an meines fassen möchte, ohne körperliche Form in die ganz transparente Masse des Publikums zerflossen zu wissen. Ich kann keine anonyme Liebe ertragen. Die Ferne heiliget die Seele und erwärmt das Herz. Wenn

mein Auge wieder in Deines sinken, wenn ich wieder aus dem meinigen die Thräne über Dein Gesicht ergießen darf, die aus dem Deinigen nicht rinnt — ruhen Herz und Seele in Klarheit. Ich werde an Deinem Geburtstage vor Sonnenuntergang auf einen Berg treten und nach der Sonne, die gerade in Deinen Gefilden niedersinkt, mit vollen Augen blicken und an Dein Leben denken. Schaue der fallenden glühenden Welt dann auch nach, und wisse fest, daß ich an Dich denke, daß ich die Wolken der beschatteten Tage werde zählen und vorüberfliegen lassen, und daß ich alle Deine heißen Schmerzen von Neuem beweine! O ich werde denken, wenn ich Dein wundgeschältes Herz in der Vergangenheit von einem Felsen auf den andern geworfen erblicke: O gutes Geschick! gieb dieser lieben Seele nur jetzt einmal eine lichte grüne Seite! Greife nur jetzt nicht mehr hart zwischen dieses nur lose wieder zusammengeknüpfte Zellgewebe! Beschere ihr Ruhe in ihrer Brust, einen sanften Lebensweg, der die schimmernden Gletscher der zweiten Welt magisch bekränzen, und lauter Menschen, die sie lieben — und Ruhe! und Ruhe! Ich würde beredt sein (am Geburtstag), und meine Zunge würde strömen wie mein Auge und von Wünschen überfließen — und wenn ich verstummend und beklommen auf die geliebte Hand hinsänke: so würde doch durch alles dies Ergießen meine Brust nur

voller geworden sein, nicht leichter.“ Die K. lebte nämlich in einer trüben Ehe mit einem Präsidenten, der aber ein flacher Mann war.

Es ist nicht zu bestimmen, wie weit Jean Paul im Juli mit dem Titan gekommen. Er mußte sich mit der Ausarbeitung der zweiten Ausgabe des Quintus Fixlein beschäftigen; im August 1796 schrieb er die Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage dieses Werkes. Er benutzte diese Vorrede zur Darlegung der Tendenz seiner poetischen Arbeiten, tadelte die damals geltend gemachten Anforderungen griechischer Formenrundung und nahm die schon entworfene Mythe „Die Mondfinsterniß“ hier auf. Bald darauf erfolgte der völlige Bruch mit Goethe. Im Herbste erschienen die Xenien, während die ideelle Schule Jean Pauls mehr in das Unermeßliche hinausstrebte und jede Fessel von sich warf, um für alle Gedanken und Empfindungen einen Ausdruck zu finden, drang die Goethe-Schiller'sche Schule auf die strenge Beibehaltung jener alten Formen, in denen sich die Griechenwelt ausdehnen konnte. Während Goethe und seine Anhänger sich an den Bildern der Versteinerungen und Riesenwerken des Mittelalters ergötzten, wurden Herder und Jean Paul von dem von ihren Spitzen herabtönenden Glockentone auf das Mächtigste ergriffen. In Jean Pauls Nachlasse ist nur ein Brief erhalten, in welchem Caroline

von Herder von der Art seiner Arbeiten spricht: „Es geht uns eben wunderbar damit. Das ganze Gebäude ist mit lauter kleinen einzelnen Heiligenbildern erfüllt. Das Gemüth und der Geist verweilen dabei gerührt, gestärkt, belustigt, erhoben, wir möchten das Ganze erfassen, und sind unwillig, daß wir unter den tausend Empfindungen nicht weiter kommen. Wenn Sie das Münster in Straßburg gesehen hätten, so würden Sie mich verstehen, und mir dieses Gleichniß nicht mißdeuten. — Vielleicht ist der Geist jenes Baumeisters in Ihnen wiedergekommen, und weil wir der steinernen Bilder nicht so nöthig haben, als der geistigen, so baut er nun aus Materialien der jetzigen Zeit, was sie bedarf im Geschmack der vorigen.“ Hatte nicht der Humor des Mittelalters dieselbe Quelle, wie in der Brust unseres Dichters: den Schmerz über den Widerspruch der Bestimmung mit den vorhandenen Mitteln, und das Streben, die Sehnsucht durch Spiel mit dem Großen zu übertäuben? —

Der aufstrebende Volksgeist war Goethe zu gewaltig; darum kämpfte er dagegen an, und zwar mit denselben Mitteln, wie heute noch die Aristokratie das demokratische Prinzip bekämpft, theils mit feindlichen Mitteln, theils durch Bemächtigung des Gegners selbst. Von der Zeit des Erscheinens dieser beiden besprochenen Arten von literarischen Erzeugnissen theilte sich

der gebildete Theil der Nation. Die Einen waren Jean Paul, die Andern Goethe geneigt. Tieck, der eigentlich zu der Seite Jean Pauls gehörte, stellte sich doch auf die Seite Goethe's. Den Titan hatte er sogleich aufgegeben; auch sah er sich in Hinsicht der gehofften Wirkung auf Charlotte getäuscht; obwohl diese Täuschung erst einige Monate später durch ihre ausdrückliche Erklärung bestätigt wurde. Sie empörte sich dagegen, daß gesetzwidrige Liebe ein Verbrechen, eine Befleckung weiblicher Tugend sei. „Das Ködern mit dem Verführen!" rief sie ihm zu, „Ach, ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger, und ängstigen Sie ihr Herz und ihr Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteinigt. Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Ich verstehe diese Tugend nicht, und kann um ihretwillen Keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes, als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen; aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich! Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse, und selten der Klugheit.

Liebe bedürfe keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; vielleicht nur, damit wir, wie Einige meinen, Euer Geschlecht fortpflanzen! Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt — sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Goethe, und mehr als Goethe: Unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt." Jean Paul muß damals noch nicht den Plan gehabt haben, das kräftigste, reinste weibliche Wesen an der Ueberkraft seiner Genialität unterliegen zu lassen. Zudem suchte damals die Frau von Krüdener ihn in seinem einsamen Orte auf. Obgleich sie nur eine Stunde zusammen waren, war der gegenseitige Eindruck doch ein mächtiger. Während die Krüdener, in dem Selbstgefühle, daß sie den Berg erklommen habe, den kleinere Geister nicht die Kraft hätten, zu ersteigen, und wo sogar der Schall ihrer Stimme ihrem Ohre nicht mehr Disharmonie sei, Jean Paul „eine trunkene Freude und Rührung gab, wie er noch bei keiner Frau gehabt, weil sie sei, wie keine;" schien er ihr „unvergeßlich mehr noch aus dem, was sie sah, aus dem, was sie fühlte, da sie ihn sah, als aus dem, was sie las, wenn sie in seinen Werken so oft mit tiefer Rührung ihn bewundert; — unvergeßlich ihr die Stunde, wo seine Augen, der Ton seiner Stimme,

das unbeschreibliche Ganze seiner Empfindungen, in Ausdauer und Accent übertragen, ihr die schönste der Harmonien darstellt: Gefühl mit der Erkenntniß verbunden." Wenige Tage nachher forderte die Krüdener den Dichter von Leipzig aus auf, dahin zu kommen, „um ihm ihr Herz aufzuschließen, ohne Stolz und Furcht die Tugenden wie die Fehler ihm desselben zu zeigen, hoffend, durch seine Freundschaft glücklicher und besser zu werden, und daß auch ihm, dessen Beobachtungen einer edlen Seele der Menschheit Segen brächten, sie nicht gleichgültig sein könne." Er bat sie darauf, zu ihm nach Hof zurückzukehren, „um die glückliche Insel, welche sie in den Strom seines kleinen Lebens geworfen, nicht fortschwimmen zu lassen und sie wenigstens einen Abend anzuhalten, um, wie Milton der Welt, ihm außer dem verlorenen Paradiese noch das wiedererworbene zu geben." Doch erst nach Jahren sahen sie sich in Berlin wieder.

Für den Augenblick gab er die Bearbeitung des Titan gänzlich auf und wählte dafür eine Idylle. Im Herbst 1796 begann er den Jubelsenior und vollendete ihn während des Winters — nach Weimar kehrte er wegen der dort ausgebrochenen Parteileidenschaft nicht zurück. Als er von Weimar zurückkehrte, fand er ein Paquet von 50 preußischen Thalern, für welche er dem ihm unbekannten „Septimus Fixlein" am Schluß

des dritten Bandes vom Siebenkäs so rührend dankt. Darauf erhielt er von der Fürstin von Hohenlohe die Aufforderung, die Erziehung ihrer beiden Kinder zu übernehmen. Er schrieb ihr zurück, „daß er nach der Manumission des Schicksals nunmehr in seiner inneren Reichsunmittelbarkeit leben und sterben wolle. Er habe soviel zu schreiben, daß er, wenn auch der Tod am Schreibtisch im 80. Jahre erst ihn ereilte, er über eine solche Verkürzung seiner Schreibstunden noch erbittert sein werde.“ Als Vorbereitungen zum Titan können außer dem Jubelsenior auch noch das Kampanerthal, die Erklärung der Holzschnitte, die Palingenesien und der Briefwechsel Jean Pauls betrachtet werden. Sie unterscheiden sich von den früheren Arbeiten dadurch, daß sie durchaus weder vollkommene Charaktergemälde sein, noch eine höhere poetische, psychologische oder philosophische Idee veranschaulichen sollten, sondern daß sie mit so wenig Aufwand wie möglich nur einzelne Gedanken und Ideen des Dichters entwickeln sollten. Auch beabsichtigte er damit, fortwährend in die literarischen und politischen Vorgänge der Gegenwart einzugreifen. Von den späteren Arbeiten nach dem Titan unterscheiden sie sich durch ihre Romanform. Er brauchte zu diesem Zwecke nicht nur die einfachsten Pläne, sondern er vollendete nur seine früheren Romane, die in vieler Beziehung un-

vollendet geblieben waren. Charakteristisch ist, was er bei Uebersendung des letzten Bandes des Siebenkäs an Charlotte von Kalb schrieb: „daß seine Truppe im Titan erst wieder auf dem Montblanc des vornehmen Lebens spiele“. Den Jubelsenior nannte er nicht einmal „Biographie“, sondern „Appendix.“ Die vollkommene Aehnlichkeit der die Handlung verwickelnden Erfindung im Jubelsenior mit der Salatkirchweich von Obersäß führte ihn auf diesen Titel. Das Ganze, gewissermaßen nur eine dichterische Umhüllung der philosophischen und satyrischen Aufsätze, welche in das Werk selbst verwebt sind, ist ein einfaches Gemälde der Liebe in vorher noch nicht gezeichneten verschiedenen Lebenskreisen. Es erinnert an die Stelle: „Großer Genius der Liebe! ich achte Dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebendigen Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer schweren, es auch spreche; und ich will Dich nie verkennen, Du magst wohnen im engen Alpenthal oder in der Schottenhütte oder mitten im Glanze der Welt, und Du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Ingenuin und Alithea lieben sich wie zwei rührend blöde und unbeholfene junge Leute; der strenge Senior Schwers und seine Gattin Theodosia feiern die Erinnerungen an ihre Kinderzeit,

während sie schon am Grabe stehen — in der Amanda von Sackenbach zeigte er dem Mitleid der Menschen eine um die Freuden ihres Lebens betrogene alte Jungfrau. Meisterhaft schildert er eine in Folge der verfehlten Bestimmung mit allen lächerlichen Eigenschaften begabte Natur. Er fand für diese Schilderungen schon Vorbilder in Hof. Individuelle Charakteristik war bei dieser allgemeinen menschlichen Tendenz nicht nöthig; der Erzähler brauchte nur seine eigenen Empfindungen mitzutheilen und das Genrebild nur breiten und bis in's Einzelne mitzutheilen. Wir verweisen in dieser Beziehung nur auf die Szene, wo der falsche Esenbeck während des langen Kirchenliedes bei Alithean im Pfarrhause ist und die Zeit nach den in's geöffnete Fenster herübertönenden einzelnen Versen berechnet. Die individuellen Züge, welche er den einzelnen Personen gab, leiteten sich von den Bewegungen der Zeit her, während welcher der Jubelsenior geschrieben wurde. Die Philosophie Kant's begann damals einen revolutionären Einfluß auf die Theologie auszuüben. Der Senior Schwers erinnert in der Einfalt seines Wesens oft an Herder und er fügt sich in die anerzogene Kirchentaktik, wie ein Soldat in das Ceremonialgesetz. Sein Sohn dagegen giebt eine Kritik der kirchlichen Liturgie nach den Principien Kant's heraus, in der er sich kühn gegen — die Perücke, das Chorhemd und

das Communikantenbüchlein erklärt. Die Cirkel- oder Hirtenbriefe greifen noch mehr in den philosophisch-kritischen Streit der Zeit ein. Er hielt es für nothwendig, in einer Art von ästhetischem Lehrbuch die seinen Arbeiten zu Grunde liegenden Gesetze darzulegen, und auf diese Weise dem Publikum sich verständlich zu machen. Er verspricht dort kritische Briefe über den Humor, den Witz, den Roman und die Satyre. Wir finden dort die richtige Aeußerung: „daß man, um den Autor zu fassen, den Menschen begreifen müsse, und daß, um einen Menschen vollkommen zu verstehen, man seine Doublette, ihn selbst und noch dazu sein Leben gelobt haben müsse; daß man sogar sich selber, nämlich sein eigenes Buch, wenn nur eine Reihe unähnlicher Zustände umgearbeitet habe, blos durch das Erinnern an das fasse, worin man es gemacht." Noch mehr ästhetisch-kritisch ist der zweite Cirkelbrief: „Gravamina der deutschen Schauspielergesellschaften, die mörderischen Nachstellungen der deutschen Tragiker betreffend." Jean Paul spricht sich hier zum ersten Male über dramatische Poesie aus. Er beschließt die Vorrede zum Jubelsenior mit den Worten: „Das Schicksal schenke dem Leser, wie der russische Kaiser dem Kosciuszko und den 14052 verwiesenen Polen F r e i h e i t, f e r n e r F r e i h e i t, e n d l i c h F r e i h e i t!"

Diese Arbeit war in den ersten Tagen des Februar 1797 schon vollendet, und Jean Paul arbeitete daher noch einen anderen Aufsatz über, der seit mehreren Jahren schon in seinen Papieren lag, und dessen Herausgabe ihm ebenfalls die nähere Bekanntschaft mit der vornehmen Welt an's Herz gelegt hatte. Es war der „Beweis für die Unsterblichkeit der Seele", den er im Sommer 1792 in Schwarzenbach für seine Freundin Helena gearbeitet. Bei gebildeten Frauen hatte er oft die Erfahrung gemacht, daß sie von Zweifeln über diesen großen Trost der Menschheit gepeinigt wurden. Die bis dahin bekannten philosophischen Beweise schienen ihm unverständlich abgefaßt. Auch bei seiner Freundin hatte er diese Art von Zweifeln kennen gelernt und er sah es als die schönste Aufgabe der Poesie an, im Gegensatz zu den Philosophen, welche die Seele, losgerissen von der Körperwelt, zu diesem Zwecke zergliederten. Die Beweise für die Fortdauer derselben gerade in ihrem Zusammenhange mit der sinnlichen Welt aufzusuchen, und diese Fortdauer nicht nur als einen Trost für Unglückliche, sondern als eine auch im höchsten Erdenglück unabweisbar sich darstellende Nothwendigkeit vorzuführen. Die Abhängigkeit der Seele von den äußeren Eindrücken des Körpers in Stimmung, Gedanken und Entschluß ward als ein Beweis angeführt, daß die

Seele an den Körper gebunden sei. — Jean Paul zeigte, wie der innere Mensch nicht nur durch sein Wollen die Einwirkungen des Körpers besiege, und die vom Körper gestörte Thätigkeit des Geistes wieder herstellen könne. Dann bewies er, daß gerade das Dasein geistig freier und ausgebildeter Wesen die Vorstellung von einer Vernichtung viel unsinniger und widerlicher mache, als der Anblick leidender und beschränkter Wesen, wegen welcher man am meisten sonst Gerechtigkeit des leitenden Wesens für die Fortdauer in Anspruch nähme; denn ohne eine solche wäre für geistige Anlagen gar kein Zweck gegeben, da diese zur Erhaltung und zum Genuß durchaus überflüssig wären, im Gegentheil dann erst die Sehnsucht nach einem höheren Leben rege würde, wenn die thierischen Bedürfnisse befriedigt seien, daher denn auch in den höchsten Ständen der Uebersättigung der Sinne ein Ekel am Leben folge. Seine bedeutenden physiologischen Kenntnisse, wie die Spaltung der höheren und irdischen Natur kamen ihm dabei außerordentlich zu statten. Er konnte daher das Irdische um so schöner und feuriger ausmalen, als er an sich erfahren hatte, daß dasselbe, statt dem Uebersinnlichen Eintrag zu thun, so oft als der Tropär desselben erscheint. Diese Idee wird dadurch veranschaulicht, daß der Dichter, indem er die falsche Nachricht von dem Tode einer

körperlich schönen und edlen Jungfrau vorausschickt, nachher aber dieselbe auf die Bühne führt, es dem Leser gerade um so gräßlicher erscheinen läßt, sich eine solche Gestalt vernichtet zu denken; er führt dann die auftretenden Personen durch ein reizendes Thal, und läßt am Abend die Heldin eine Mongolfiere besteigen, um den Sternen näher zu kommen.

Dann nahm er die Polemik wieder auf. Die Kant'sche kritische Philosophie, die Wahrheiten nur in Wortsbegriffen, statt in Gefühlen dem Menschen zu übertragen suchte, die ihm wegen Uebertreibung in den Forderungen, wie wegen der großen Dunkelheit zuwider war, erschien ihm deßhalb verderblich. Er nahm einen Kantianer als feindlichen Gegensatz in die Handlung mit auf, und stellte, um das Verderbliche dieser Philosophie an's Licht zu ziehen, diesen Kant'schen Vertheidiger der Unsterblichkeit der Seele unter die Zweifelnden selbst, ließ dessen Begriffsbestimmungen von diesem widerlegen und führte die Handlung so durch, als ob er die bessere Darlegung mit Erbitterung anhöre. Das war ein Hieb auf das Treiben der Kantianer und auf die stillschweigende Billigung desselben von Seiten ihres Meisters. Wir meinen hier das Kampanerthal, eine der vollendetsten Arbeiten des Dichters, welche indessen in Begleitung einer der sonderbarsten Produktionen desselben erschien, der saty-

rischen Erklärung der Holzschnitte aus dem Anspacher und Baireuther Katechismus. Jean Paul schien damals der irrigen Ansicht zu sein, daß, je größer die Lyrik des Ernstes, desto ausschweifender auch die des ihm zur Seite stehenden Scherzes sein müsse. Er scheint sich hier des Strebens nach einer forcirten Originalität schuldig gemacht zu haben. Wahrscheinlich hatte die kurz vorher erschienene Erklärung der Hogarth'schen Kupfer durch Lichtenberg ihn auf diesen Gedanken gebracht und er betrachtete es als eine willkommene Gelegenheit, werthlosen Zeichnungen durch eine willkürliche Erklärung nicht nur Stoff zu satyrischen Betrachtungen, sondern sogar eine zusammenhängende Erzählung abzugewinnen. Der religiöse Stoff, den er im Kampanerthale bearbeitet, bot ihm eine erwünschte Gelegenheit, das Unsinnige des Volksreligionsunterrichtes scharf zu geißeln, der vor den zehn Geboten die Verbrechen abmalen ließ, gegen welche seine eben gerichtet waren, wodurch aber die Gemüther der Kinder vergiftet wurden. Auch bediente er sich dieser Bilder als einer Waffe, um sich durch die Verspottung seiner gegnerischen Kunst- und Bilderdiener ebenso an ihnen polemisch auszulassen, wie es in der Vorrede zum Fixlein, theilweise auch im Jubelsenior geschehen war. Die Bilder waren aber zu arm und ebenso die Idee. Die Folge von der Herausgabe dieser Produkte war, daß später den ab-

geschmacktesten Produktionen Jean Pauls Name vorgesetzt wurde. Doch finden sich unter den eingestreuten Satyren auch köstliche Juwelen.

Nachdem Jean Paul die Arbeit vollendet, verbrachte er einen glücklichen Frühling in Baireuth und revidirte da den Hesperus. Inzwischen hatte dieser eine außerordentliche Wirkung ausgeübt. So kam der Conrektor Fischer mit seiner Familie nur zu dem Zweck, um Jean Paul zu sehen. Von Königsberg in Preußen verlangten zwei Gatten, welche ihr Kind durch den Tod verloren hatten, von dem Dichter ein Wort des Trostes. Zwei Monate verbrachte der Dichter mit der Verbesserung des Hesperus; doch wurde man niemals auf den Unterschied der späteren Auflagen von den früheren aufmerksam, ein Beweis, wie oberflächlich fast alle seine Werke gelesen wurden. Jean Paul besserte nicht nur am Ausdruck, sondern änderte auch an den Charakteren und fügte ganze Szenen hinzu. Doch machte keiner seiner Freunde darauf aufmerksam, und seine eigene Unkunde des Geschäftsverhältnisses verhinderte das Erscheinen öfterer Auflagen. Obgleich das Publikum in Masse seine Werke kaufte, so bestimmte er doch nie dem Buchhändler die Zahl der zu druckenden Exemplare.

Im Sommer 1797 endlich begann Jean Paul die Ausarbeitung des ersten Bandes vom Titan; nach einer

kurzen Einleitung, welche den Helden schon erwachsen vorführt, begann er wiederum die Jugendgeschichte desselben auszuarbeiten; da riß ihn zum dritten Male eine glänzende weibliche Erscheinung aus seiner stillen Arbeitsamkeit heraus. Sie hieß Emilie von Berlepsch, eine junge, schöne und geistreiche Wittwe, die aus der Schweiz nach Hof kam. Jean Paul wurde durch diese glühende Seele heftig entzündet. Sie traf in den ersten Tagen des Juli ein, als Jean Pauls Mutter dem Tode entgegen kränkelte. Doch gewann sie einen solchen Einfluß über ihn, daß er die kranke Mutter auf mehrere Tage zu verlassen und der neuen Freundin nach Eger in's Franzensbad zu folgen wagte. An der Seite dieser schönen Frau schwelgte er im Rausche poetischer Gefühle, der ihm um so reizender erschien, als er sich mit ihr an einem Badeorte unter der glänzendsten und vornehmsten Welt befand — da riß ihn aus dem Taumel die Nachricht von dem unterdeß erfolgten Tode der Mutter. Mit blutendem Herzen eilte er nach Hof zurück und begrub die Todte. Tiefen Schmerz empfand er, als er in dem Nachlaß der Mutter ein Büchlein fand, in dem sie aufgezeichnet hatte, was sie sich in ihren Nächten durch Spinnen verdient hatte. Er bewahrte es wie das kostbarste Heiligthum auf, und schrieb in dem ersten Briefe an Otto um die Mitte des August: „Wenn ich alle Briefe der

Erde wegwerfe, so lese ich doch, gute Mutter, Deines fort, worin alle Qualen deiner Nächte stehen, und worin ich Dich in der Mitternacht mit der keuchenden stechenden Brust den Faden Deines kargen Lebens ziehen sehe!" Nichts fesselte ihn jetzt mehr an Hof — bald trieb es ihn hinaus in die Welt, um für den Titan reichere und glänzendere Gestalten zu suchen, bald hielt es ihn in der Heimath fest. So schwankte er stets in seinen Entschlüssen; doch wurde ihm der Aufenthalt in Hof bald verleidet. Die Menschen haßten ihn, weil er klüger sein wolle, als sie, und durch den allgemeinen Beifall, den er fand, hochmüthig geworden sei. Otto ebenfalls fühlte sich in seiner Eifersucht zurückgesetzt, da Jean Paul ihm aus dem Reichthum von Erlebnissen nicht mehr Alles so ausführlich mittheilte, wie früher. Die noch vorhandenen Anfänge des Titan aus dieser Zeit zeigen ganz den Firlein'schen und Siebenkäs'schen Ton. Die Berlepsch besaß bei Altenburg ein Gut, und weil Jean Paul Weimar wegen der Collision der Berlepsch mit der Kalb vermeiden mußte, so versprach ihm Emilie nach Leipzig zu folgen, wohin er am 29. Oktober 1797 abreisete.

Zwölftes Kapitel.

Jean Pauls zweiter Aufenthalt in Leipzig. — Die Reise nach Dresden. — Emilie.

Als Jean Paul dieses Mal nach Leipzig zurückkehrte, eilte ihm Alles entgegen, man führte ihn wieder in die Petersstraße, in ein Logis mit hohen Zimmern, hohen Fenstern und prunkenden Oefen. Während er früher scheu zu der Traiteurfrau ging, liefen jetzt Buchhändler umher, um den besten Speisewirth zu suchen, der ihm die Gerichte in's Haus schicke. Früher ging er sehnsüchtig an den Garten-Concerten vorüber, jetzt wurde er feierlich in den Gewand-Haussaal des großen Abonnements-Concertes geführt, wo „über hundert Zuhörer — Pauken, ein pergamentner Donner — Orgel-Sängerin" — kurz! wo er „das erste Mal in seinem Leben Musik hörte!" „Wie dem Adam die Thiere, wurden dort ihm Leute präsentirt — aber bloß weil er einen Namen hatte." „Noch um 8 Uhr Abends" — fährt er in seiner Beschreibung an Otto fort. — kam zu mir ein Mensch ohne Hut, mit struppigem Haar, aphoristischer Stimme und Rede, frei und sonderbar: Thieriot, ein Violinist und Philolog, und schien ein Sonderling, weil er mich für einen

hielt. Sein zweites Wort war: er bitte mich, das Logis zu verlassen, weil er mit mir unter einem Dache wohnen und öfter wiederkommen wolle, und fragte: wie ich an einen Ort ziehen könne, der mich nächstens langweilen würde. — Gestern war ich mit Oertel in der Oper, die ich mit zehn Weimarer Bühnen erkaufte. Die Truppe tanzt Ballete, wie geflügelte Engel. Heut Morgen reichte die Bouteille im italiänischen Keller der Deinigen das Wasser."

Von den folgenden Briefen an Otto sind einige sehr interessant:

19. December 1797.

„Weiße, der zweimal bei mir war, liebt mich und meine Bücher über mein Erwarten. Es ist ein himmlischer Anblick, mit einer 72 jährigen Gestalt nur eine Dankadresse für das vorige Leben und ein Billet dann an die ganze Menschheit zu sehen. Ich habe einmal bei ihm soupiren müssen. Ein Leipziger Souper ist stets ein Gastmahl. Weißen seine Tochter ist sehr schön und sehr gebildet; sein Tisch, seine Bibliothek, im Sommer sein Landgut, Alles steht mir offen. — Ich war bei Platner, bin in einer Familie, wo eine vollendet gebildete Frau und zwei ungewöhnlich schöne Töchter sind, wo ich den Professor Herrmann, Mag. Clodius, Platners Tochter und viele ausgezeichnete junge Leute finde."

12. Januar 1798.

„Kotzebue hat mich besucht und zu seiner Frau und Essen eingeladen. Wider meine Erwartung ist seine Rede schlaff, geistlos ohne Umfassen, wie sein Auge; auf der andern Seite scheint er weniger boshaft zu sein, als fürchterlich schwach; das Gewissen findet in seinem Breiherzen keinen massiven Grund, um einzuhaken."

21. Februar.

„Es ist seit der Neujahrmesse, daß ich eine geräucherte Wurst kochen lassen (die nur in der Messe zu haben ist), um Abends, wenn ich einmal zu Hause soupirte, etwas zu haben. Noch liegt von der Wurst das volle Endchen und der Bindfaden auf dem Lager — nun schließe! Neulich bei einem Geburtstage, der für fünfzig Mann ein Trink- und Tanztag war, lernt' ich Kütner, einen feinen und gelehrten Mann — und England kennen. Wahrlich! ich hatte in Hof Recht: Nichts ist darin schlecht, als der Minister! Einen edlen Schotten, Macdonald, berühmt in der Geschichte und im Ossian, sah ich an fremden Eßtischen und an seinem, und fand an ihm den Zwillingsgeist von Blair u. s. w."

Doch er sollte bald die Erfahrung machen, daß Alles dies, was ihn als Jüngling glücklich gemacht haben würde, jetzt zu spät kam. Die still in der Ein-

samkeit schaffende Phantasie hatte ihn in Träume eingewiegt; in seiner Seele lebten zu viele ideale Gestalten und Verhältnisse für den Titan, zu große Pläne, als daß ihm nicht Alles leer und nichtig erschienen wäre. Bald auch bemerkte er an den Freunden, die er früher geliebt, Eigenschaften, die ihn abstießen, bei Platner eine unangenehme Eitelkeit; auch Weiße vermochte nicht in alle seine Ideen einzugehen. Der kaufmännische Kunstluxus war ihm unangenehm, der mäcenartige Kaufmannsstolz ihm empfindlich. Auch er machte schon damals die Erfahrung, daß dem republikanisch Gesinntesten die Anmaßung des bürgerlichen Geldstolzes im öffentlichen wie im gesellschaftlichen Leben viel unerträglicher ist, als die Anmaßung der Adelsaristokratie, die sich wegen ihrer Bildung weit eher vor einem Talente beugt und den Verkehr mit ihm als ein Vorrecht in Anspruch nimmt. Man hat immer die Erfahrung gemacht, daß der Adel sich vorzugsweise mit den Dichtern beschäftigt hat, während der Bürger selten das Talent ehrt. Der Dichter, ein geborner Aristokrat, bedarf der Pflege und Aufmunterung; er ist, wie ein Kanarienvogel, der nur mit weichen Händen anzufassen ist. Wie Jean Paul, ist kein deutscher Dichter vom Adel geehrt, keiner vom Bürgerthum so kalt behandelt worden, obgleich er für das letztere in poetischer wie politischer Beziehung fort-

während kämpfte. Entweder betrachteten sie ihn als Sonderling, oder erschraken vor seinem Freimuth, während der Adel und die Fürsten, obgleich er sie scharf angriff, ihn zart behandelten. Sie verziehen ihm alle seine Eigenthümlichkeiten, seine Freiheit im Anzug, im Benehmen, in der Rücksichtslosigkeit seiner Rede, sein Aufrechtstehenbleiben. Er hatte nemlich die Sitte, vor den Höchsten wie Niedrigsten, nur den Kopf zu verbeugen, mit einer grüßenden Bewegung der rechten Hand. Er hielt solche Auszeichnungen für herzliche Theilnahme an seiner Person, und befand sich vorzüglich wohl in diesen Kreisen. Er glaubte, daß er sie zu liberalen Gesinnungen bekehrt habe und deshalb sprach er gerne von seinen Verhältnissen zu diesen Kreisen. Das Volk indessen faßte sie schief auf, und so erkaltete bald die Theilnahme für ihn in Leipzig. Daher sehnte er sich nach Hof zurück, da ihn die vielen Besuche außerordentlich störten. Als Emilie von Berlepsch zurückkam, änderte sich auch das Verhältniß zu dieser leidenschaftlichen Frau. Jean Paul schreibt darüber an Otto:

Leipzig, den 24. Februar 1798.

„Ich komme jetzt auf meine wichtigste Epoche und Aera in Leipzig, die außer Oertel Niemand erfährt und weiß, wie Du. Harzokrates lege seinen, d. i.

Deinen Finger darüber auf Deinen Mund! Ich gebe Dir hier nur den Auszug aus einem künftig mündlichen dicken Protokoll. — — Von der Berlepsch ist die Rede, deren Seele die reinste, am wenigsten sinnliche, idealischste, festeste weibliche ist, die ich je kannte, die aber eine egoistische Kälte der Menschenliebe hat und nichts fordert und liebt, als — Vollendung. Sie erfüllt alle Pflichten der Menschenliebe ohne diese. Ich behandelte sie in Eger mit einer mir ungewöhnlichen Zurückhaltung und nahm — selten ihre Hand — nur den reichsten Antheil an ihrem harten Geschick. Sie schlug mir ein schönes, reiches, höchst moralisches Mädchen in Zürich, ihre Freundin, zur Frau vor, für welche kein Werber bisher rein und gut genug gewesen. In einem einsamen Abend las ich ihr das erste Capitel des Titan vor, und sie umarmte mich im Enthusiasmus; der meinige hat es nie gethan. In Hof darauf sagt' ich ihr, daß ich sie wohl in Leipzig oft in acht Tagen wegen meiner Dir zu bekannten Unart nicht sehen würde. Sie nahm das Schnupftuch vor die Augen voll Schmerz, und mir war es, als säh' ich ihre stechende, schneidende Vergangenheit gewaffnet wieder an ihrem Herzen vorüberziehen. Ich sah aber auch das Uebermaß ihrer Forderungen".

27. Februar.

„Ach! diese Geschichte braucht Aktenfascikel; auch

lässet sie das Schicksal so unvollendet, als ich hier. Einige Hauptzüge sind darin noch: Da sie von Weimar wiederkam, wollte sie ihr, der Züricherin und mein Vermögen zusammenwerfen zu einem Landhaus und ich sollte die Mittlern heirathen und sie wollte bei uns ewig bleiben. Dann fühlte sie die Widersprüche dieses seltenen Verhältnisses, die ich ihr zeigte. Ihre Seele hing an meiner, heißer, als ich an ihrer. Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände, ich erlebte Szenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal an einem Morgen (den 13. Jänner) unter dem Machen einer Satyre von Leibgeber, ging mein Inneres auseinander: ich kam Abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun, was ich will; will mir das Landgut kaufen, wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigtlande. So lieben und achten wird mich keine mehr, wie diese; und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von — mir. Ich habe Oertel Alles erzählt; er mußte mein ganzes Betragen billigen. Wenn ich aber von Nichtentscheidung rede, so glaube, daß ich aus Gründen und nach Factis handle. Insofern Größe und Reinheit der Seele und metallischer Reichthum beglücken können, so wär' ich's dann; aber rc.
— Otto wußte ihm nichts Anderes zu antworten, als: „Wiewohl er ihn bedauere, daß er das Glück einer

reinen Jünglingsliebe nicht selbst erleben solle, so sei dennoch die Ehe für ihn eigentlich Nichts, und diese für ihn die beste; und er dürfe ein geachtetes ihm lebendes Wesen um seinetwillen nicht vergehen lassen. Er sähe überall auf Richters Seite mehr Aufopferung, als Liebe, und er werde Manches leiden müssen durch ausschließende Ansprüche, und jede Frau, die sich selbst vergessend ganz hingäbe, verlange Erwiderung, wenn es ihr auch selbst in den Augenblicken der höchsten Erhebung vorkomme, als werde ihr an der erlangten und besitzenden Gewißheit genügen. Dennoch schicke sich eine solche Verbindung zu seinem literarischen und dichterischen Leben am besten, weil sie ohne großen Wechsel sein werde, weil er sogleich eine selbstständige wohlwollende Frau bekäme, die er aber nur nach und nach erhalten würde, wenn er ein Mädchen heirathe. Freilich nenne er dies eben einen Verlust, und es schmerze ihn, daß seinem Leben dieses Glück seiner Werke entgehen solle, das er nun zum Ersatz schöner und öfter dichten müsse und könne. Denn wie das Reale dem Idealischen (obwohl am wenigsten bei dem Freunde) etwas nähme, zumal bei der Ehe, die mit diesem anfinge und mit jenem endige, und oft beide widersprechend finde, so ersetze der blos idealische den idealisch-realen Maskopeibruder, wo man dessen nicht habhaft werden könne“.

„Obwohl dieses bei Dir am wenigsten ist und Dein idealisches Leben auf seinem Himmelsweg allein fort geht, so stiehlt sich doch aus dem wirklichen manches in's dichterische Leben über, wie umgekehrt die unbefriedigte Liebe prosaische Menschen dichterisch macht — und darum wird Dir Deine Verbindung ein dichterisches Jünglingsthum, Deine Tutti-Liebe, Deine Sehnsucht nach einem unerlangten, unbefriedigten Ehestande, ganz rein bleiben." Als der Frühling herannahte, hatte er die leidenschaftlich Fordernde nicht nur zur Resignation vermocht, sondern sie auch durch Vernunftgründe bewogen, an seiner Seite ein freundschaftliches Verhältniß fortzuführen. Ebenso war er in einem ununterbrochnen freundschaftlichen Verhältnisse mit seinen übrigen Bekanntinnen geblieben. In Bezug auf die Berlepsch schreibt er an Otto:

Leipzig, den 13. März 1798.

„Das, was Du über die Berlepsch sagst, ist aus den tiefsten Mysterien dieser Lage geholt. Aber schon als mein letzter Brief geschrieben war, hatt' ich entschieden, und ihr gesagt, daß ich keine Leidenschaft für sie hätte, und wir nicht zusammengehörten. Ich hatte zwei aus der glühendsten Hölle gehobne Tage, und nun schließet sich ihr zerschnittenes Herz sanft wieder zu und blutet weniger. Ich bin frei, frei, frei und

selig! geb' ihr aber, was ich kann. Meine Rechtfertigung setze voraus; in Hof hörst Du sie recht weitläufig. Doch käm' es, sogar nach meinen Confessions vor ihr, nur auf meinen Willen an, mit ihr ein bürgerliches ewiges Band zu knüpfen."

Er beschäftigte sich dann mit der Bearbeitung der „Palingenesien". Sein Verleger forderte ihn auf, eine zweite Auflage der Teufelspapiere zu veranstalten, und Jean Paul schrieb ein ganz neues Buch, in das er aus dem älteren nur zehn Satyren aufnahm. Diese Arbeit ist eine von denen, welche das Wesen Jean Pauls charakterisiren. Die Palingenesien haben, abgesehen von dem empfindungsvollen Anfang und Schluß, einen rein satyrischen Zweck, mit Einheit des Zieles und der Tendenz, mit Hauptfiguren, und dramatischer Lebendigkeit. Er geißelte die Kant'sche Philosophie, die Schlegel-Goethe'sche Aesthetik, das heilige deutsche Reich mit seinen baufälligen Institutionen. Eine Reise über Erlangen nach Nürnberg gab ihm zu diesen Ausfällen Gelegenheit. Die Szenen mit Hermine zeigen, welchen außerordentlichen Gewinn der Dichter aus dem Umgang mit den neuen Frauengestalten gezogen; mit wenigen Mitteln weiß Jean Paul ein neues Drama aufführen zu lassen, mit einem Reichthum von empfindungsvollen, psychologischen, satyrischen, philosophischen und politischen Gedanken und Schilderungen.

Er ging den Gegnern gerade und offen zu Leibe — er geißelt das Lotto, die unmoralische und nichtswürdige Habsucht der Fürsten, welche die Unterthanen absichtlich durch Betrügerei an den Bettelstab bringen und sich bereichern — er verspottet den Schlendrian des deutschen Reiches, spricht von den Kantianern, die Andere leichter verstehen und belehren, als sich selbst. Schwerlich möchte jetzt Jemand Fürsten und ihre Minister so zu verspotten wagen, wie Jean Paul im 2. Theile S. 43. 44. Die Kantianer vergleicht er mit Kellnern, welche den Menschen in eine dunkle Kammer hatten einsperren wollen.

Jean Paul empfand jetzt eine so heftige Sehnsucht nach seiner Heimath, daß er nach Beendigung der Palingenesien im April nach Hof zurückeilte, vierzehn Tage bei Otto zubrachte. Die Frau von Berlepsch führte ihn dann nach Dresden, um ihm die dortigen Kunstschätze zu zeigen. Indessen rechtfertigte Dresden die Erwartungen nicht, die er davon gehegt hatte, wenn auch die Reise nicht ganz ohne Folgen blieb. Weil er nie in schönen Gegenden gelebt, so hatte er sich dieselben in seiner Phantasie zu erschaffen gesucht, und die von seiner Einbildungskraft verklärten Höhen und Thäler seiner Heimath hatten sich in ihm ganz festgesetzt. Die Gewohnheit, jeden Tag am Schreibtische zu sitzen, die Sorge für seine Pläne und Ar-

beiten, erhielten ihn in beständiger Unruhe, die ihn über neue äußere Gegenstände mit den Augen hinweggleiten ließ, gleichsam als fürchte er sich, von neuen Gegenständen zu sehr in Anspruch genommen zu werden. Wurde er von einem Menschen in ein Gespräch gezogen, so vergaß er Alles um sich her; oft saß er im engen Stübchen unter interessanten Menschen den ganzen Tag im Gespräch, und wies jede Aufforderung, in die Natur hinauszutreten, von sich! Selbst wenn er in reizender Gegend sich befand, so ließ er sich von einem geistreichen Gespräch hinreißen; doch auch allein durchstrich er gern schöne Gegenden. Mußte er Gegenden in großer Gesellschaft besuchen, so hatte er davon keinen großen Genuß. So mußte er auch die Dresdener Kunstschätze besuchen: einmal nur durchstreifte er die Bildergallerie; die Masse mit den ineinander verschwimmenden Farben zog ihn nicht an. Mehr Sinn hatte er für die Statüenwelt der Abguß- und Antikensäle, und er schreibt darüber an Otto: „Du trittst in einen langen, lichten, hohen, gewölbten Saal, durch den zwei Alleen von Säulen laufen. Zwischen den Säulen ruhen die alten Götter, die ihre Grabeserde oder ihre Himmelswolken abgeworfen haben, und die uns eine heilige, selige, stille Welt in ihrer Gestalt und in unserer Brust aufdecken. Du findest da den Unterschied zwischen der Schönheit eines Menschen und

der Schönheit eines Gottes; jene bewegt, obwohl sanft noch, der Wunsch und die Scheu; aber diese ruhet fest und einfach, wie der blaue Aether vor der Welt und der Zeit, und die Ruhe der Vollendung, nicht der Ermüdung, blickt im Auge und öffnet die Lippen. So oft ich künftig über große oder schöne Gegenstände schreibe, werden diese Götter vor mich treten und mir die Gesetze der Schönheit geben. Jetzt kenne ich die Griechen, und vergesse sie nie mehr!“ Beim Anblick großer Bibliotheken befiel ihn ein Grauen, weil er die Unmöglichkeit fühlte, diese Schätze alle in sich aufzunehmen! Er leitete jene Beschreibung mit den Worten ein: „daß der Abgußsaal wie eine neue Welt in ihn gedrängt und die alte halb erdrückt habe“, und der Schluß „daß er leider in dieser Welt auch den Faun habe bemerken, selbst in dem Gemilderten die Aehnlichkeit mit der Wirklichkeit, gegen welche die affektlosen schönen Formen einnähmen, habe erkennen müssen.“ Das Größte und Schönste in der Kunst drohte ihn zu überwältigen, nachdem er viele Jahre dasselbe hat entbehren müssen.

Sein Bruder war inzwischen entwichen und hatte ihm 150 Thaler entwendet. Er wurde indessen bald über dessen Leben und Sicherheit beruhigt, und jetzt traten die Nachwirkungen der Dresdener Reise hervor, so daß das, was von diesen Eindrücken noch übrig ge-

blieben war, auf seine nächsten Arbeiten überging. Den Sommer verlebte er still, arbeitete in dem von der Berlepsch in Gohlis ihm bereitgehaltenen Stübchen. Dann machte er sich in der Mitte des Juli auf, um einen angenehmen Ort zu suchen. Er reiste über Halle und Giebichenstein nach Halberstadt zum alten Gleim. Obgleich ihn dieser herzlich empfing, und obgleich er sich von ihm mit Thränen losriß, so fühlte er doch, daß sie auf die Länge nicht zusammenpaßten. Endlich Juli ging er wieder nach Leipzig zurück, von da nach Gotha, wohin ihn Schlichtegroll seit einem Jahre lockte. Doch fühlte er, daß nur in Weimar, an Herders Seite ihm der Titan gelingen werde. Er ging über Jena und Weimar nach Gotha; als Herder, „dieser durchgötterte Mensch, der den Fuß auf dieser Welt, und Brust und Kopf in der andern hatte", in seiner trüben Einsamkeit ihn zu bleiben bat, als der alte Wieland ihm klagte, „daß ihm zum Unglück gerade seine schönsten Töchter gestorben seien, und daß die eine, die zu zart für's Leben gewesen wäre, er hätte nehmen müssen —, als die Herzogin Amalie ihn liebreich behandelte, sogar Goethe ihm freundlich entgegentrat, da entschloß er sich nach Weimar überzusiedeln. Fortwährend erfuhr er von der mächtigen Wirkung des Hesperus. Der Buchhändler Hartknoch, der Freund Herders und Klingers, sagte ihm: „daß der Hes-

perus ihn vor einer Transportation nach Sibirien gerettet". Der Graf Moltke meldete ihm, „daß das in diesem Roman scherzhaft von ihm mitgetheilte Blähungspulver im Holstein'schen sogar vom Volke gebraucht und Hesperuspulver genannt werde". Buchhändler specultirten auf seinen Namen und andere Schriftsteller ahmten ihn nach, Lafontaine z. B. in seiner „Julia", ein anderer Schriftsteller in einer „Reise durch Sonne, Mond und Sterne", ein Doktor Cölestinus in einer „Himmlischen Seelenapotheke". Ein Doktor Fischer setzte auf den Titel eines Taschenbuchs „Hermina" Jean Pauls Namen. Andere griffen ihn an, z. B. gab Bouterweck in einem Romane einem dummen Narren den Namen des Dichters. Friedrich Schlegel griff Jean Paul im Athenäum an, weil er mit der Frau Schlegels heftig die Theorien ihres Mannes bestritten hatte, und sagte von ihm, „er sei zwar ein Dichter, aber nur ein komischer". Die Stelle im Athenäum heißt: „Der große Haufe liebt Fr. Richters Romane vielleicht nur wegen der anscheinenden Abenteuerlichkeit. Während der gebildete Oeconom edle Thränen in Menge bei ihm weint, und der strenge Künstler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der vollendeten Unpoesie der Nation und des Zeitalters haßt, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes

ergötzen oder die Willkührlichkeit in ihm vergöttern. Wenn seine Werke auch nicht übermäßig viel Bildung enthalten, so sind sie doch gebildet; das Ganze ist wie das Einzelne und umgekehrt, kurz er ist fertig. Seine Frauen haben rothe Augen und sind Exempel, Gliederfrauen zu psychologisch-moralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder die Schwärmerei. Ueberhaupt läßt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen, genug, daß er sie sich denkt und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt. Sein Schmuck besteht in kleineren Arabesken im Nürnberger Styl. Hier ist die an Armuth gränzende Monotonie seiner Phantasie und seines Geistes am auffallendsten. Seine Madonna ist eine empfindsame Küsterfrau und Christus erscheint wie ein aufgeklärter Candidat. Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer, je näher dem Besseren; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher; denn seine Ansicht des Kleinstädtischen ist vorzüglich gottesstädtisch. Seine humoristische Poesie sondert sich immer mehr von seiner sentimentalen Prosa." Friedrich Schlegel hatte die Redaktion des poetischen und philologischen Faches der Jenaer Literaturzeitung übernommen; so hatte Jean Paul auch diese Stütze verloren. Die andern Kritiker trugen Nichts zu seinem Verständniß bei. Ja Wieland mußte seinem Gehülfen an der

Redaktion des Merkur, dem furchtsamen Böttiger, streng die Aufnahme einer kurzen Vertheidigung des Dichters gegen Schlegel von Friedr. von Oertel anbefehlen. Doch fürchtete Jean Paul noch nichts für die nächste Zukunft. „Wer will mir", rief er Otto zu, „jetzt mit seinem Saulsspieße nachkommen, da ich jetzt nach Wielands Glauben selber das größte Publikum habe". Vor seiner Abreise nach Weimar erhob ihn am meisten das Verhältniß zu Friedrich Heinrich Jacobi. Oft hatten ihn Freunde davon in Kenntniß gesetzt, daß Jacobi, dem er sich wegen dessen Verbindung der Philosophie mit der Poesie so nahe verwandt fühlte, begeistert von seinen Schriften gesprochen habe. Auffallend ist auch die Aehnlichkeit beider Schriftsteller in ihren philosphisch-poetischen didaktischen Werken. Im September wandte sich Richter zuerst an ihn. Er faßte den Plan, in Gemeinschaft mit Herder eine Zeitschrift unter dem Namen „Aurora" herauszugeben und schrieb zu dem Zwecke an ihn. Der Verein dieser drei verwandten Geister würde eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht haben; doch waren Herder und Jacobi zu alt.

Dreizehntes Kapitel.

Jean Paul in Weimar und Berlin. — Er arbeitet an den beiden ersten Werken des Titan. — Seine Heirath und Briefe. — Huldigungspredigt. — Charlotte Corday. — Clavis Fichtiana.

In den ersten Monaten in Weimar fühlte Jean Paul sich wohl am glücklichsten. Er genoß den geistreichsten Umgang, Ruhe und Einsamkeit, wenn er wollte. Bald war er bei der Herzogin Amalie, bald schwelgte er mit Herder in den erhabensten Gedanken. Er fühlte sich zu einem edlen Selbstgefühl erhoben und das ihm seit vielen Jahren zum Bedürfniß gewordene Arbeiten in festgesetzten Stunden erhielten ihn frisch und stark. Obgleich er gern mit dem Hofe in Berührung geblieben wäre, so verstieß er doch oft durch seinen Freimuth gegen die Etikette. Des Herzogs Carl August erwähnt er in seinen Briefen nicht mit einer Sylbe, doch schloß sich sein Verhältniß zu Herder immer fester. „In der letzten Hälfte der Neunziger Jahre", erzählt Caroline von Herder, „kam Jean Paul Richter nach Weimar, und mit warmem, vollem Herzen zu Herder. Herder gewann ihn sogleich lieb, und seine

Achtung für Richters großen und reifen Genius wuchs von Tage zu Tage. Das hohe sittliche Gemüth in seinen Geisteswerken, ein Arzt seiner Zeit zu sein, verband durch Sympathie beide Männer zur engsten Freundschaft. Er kam, wie von der gütigen Vorsehung gesandt, gerade zu der Zeit zu Herder, wo dieser von den Einen politischer und philosophischer Grundsätze wegen gänzlich verkannt, von Andern übermüthig verlassen und beinahe vergessen ward. Die glücklichen Abendstunden, wo Richter bei uns war („gewöhnlich komme ich Abends", schrieb Richter darüber an Otto, „vor 7 Uhr nach dem Arbeiten zur Frau; dann gehen wir oder ich hinauf zu ihm, und bis zum Essen glüht Auge und Mund u. s. f. bis halb 11 Uhr"), seine immer heitere jugendliche Seele, sein Feuer, sein Humor, die Lebhaftigkeit, womit er sich über Alles, was vorkam, mit Herder unterhielt, gab ihrem Zusammensein immer neues Leben. So sehr verschieden zuweilen ihre Ansichten über eine Sache waren, so waren sie doch in den Grundsätzen und in den Empfindungen immer eins (z. B. in Richters Urtheil über die Weiber, wo Herder glaubte, er mache sie zu wehmüthig, zu grübelnd über sich selbst, und dadurch zu wenig thätig u. s. w.). Reichhaltige Unterredungen entstanden hierüber, so über Richters damalige Manier, unbeschadet Herders Hochachtung für ihn. Vielmehr hielt er seinen Genius,

seinen reichen überströmenden Dichtergeist weit und hoch über die gemüthlosen, blos in und für die Formen dargestellten poetischen Produkte der damaligen Zeit, welche er Brunnen ohne Wasser nannte. Richter steht gegen diese — sagte Herder oft — auf einer hohen Stufe; ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz, seinen immer schaffenden Genius; er bringt wieder neues frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst. Ueber die in Richters Jugendschriften oft abspringende humoristische Manier sagte er einmal im Scherz zu ihm: Wenn ich auf einer menschenleeren Insel wäre und hätte blos Ihre Schriften, so wollte ich alle allzuschnell abspringenden, oft sich selbst zerstörenden Stellen in denselben aussondern und zwiefach schönere Werke herausbringen. — Innig verbunden lebten Herder und Richter froh und glücklich zusammen, wenn Letzterer hier war. Unser kleiner Abendtisch mit ihm, unsere Kinder, zuweilen Günther und Friedrich Mayer, war ein wahres Heiligthum; reine Seelen waren hier froh zusammen. O wie oft half der gute Richter, da und auf Spaziergängen oder Fahrten nach dem Ettersberg, durch seinen genialischen Humor Herder manche bittere Empfindungen vergessen machen! Herder theilte ihm die Metakritik in der Handschrift mit; er ehrte seine

Bemerkungen und Urtheile, und verbesserte Manches danach. Er sagte mir in seinem letzten Jahre: Ehe ich die Adrastea schließe, setze ich unserm Richter ein Denkmal, worüber er sich freuen wird. Ich will Deutschland zeigen, was wir an ihm haben." Jean Paul schrieb jetzt das Büchlein: Briefe und bevorstehender Lebenslauf, wovon er die zweite Hälfte, Conjekturalbiographie nannte. Sie gehört zu den Arbeiten, die er zur Ausfüllung und Zerstreuung schrieb, wie sie während des Titan und nach demselben in Journalen und Taschenbüchern erschienen. Sie haben dieselben Bestandtheile, die die vier kurz vorhergehenden Werke unter einander verknüpfte, in die Gegenwart eingreifende Satyren und Betrachtungen, und eine Idylle. Die Briefe geben psychologische Bemerkungen über die Weiber, die deutsche Philisterhaftigkeit im geselligen Leben, die Kant'sche Philosophie und die Schlegel'sche Aesthetik. Der deutsche Philister wird als Gesellschafter in seiner Steifheit und Langweiligkeit, als Revolutionär, der weiß der Himmel was ausgerichtet zu haben glaubt, wenn er ein Kleidungsstück anders anlegt, als es die Sitte mit sich bringt, auf eine beißende und geistreiche Weise persiflirt in der Beschreibung der Kuhschnappeler Gesellschaft und der Schicksale des Dichters in einer Verbrüderung, die sich verbunden, nicht mehr den Hut vor einander abzunehmen. Die Phi-

losophie Kants ist nirgends auf eine so klare Weise gewürdigt, als in dem schönen Briefe an seinen Sohn Hans Paul über die Philosophie, der mit einer erhebenden Apotheose Herders schließt. „Das Testament an seine Töchter" bietet eine überraschende Einsicht in das weibliche Herz, in dem Briefe über das Träumen in die tiefsten Geheimnisse der Seele und ihres Zusammenhanges mit dem Körper. Auch die „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" finden wir hier. In der Conjekturalbiographie prophezeite er, daß sein Leben in einer Idylle enden werde, wie es in einer solchen angefangen hatte. Er wollte sich damit von dem Einflusse einer excentrischen Natur, wie die Berlepsch losreißen und malte sich sein Glück an der Seite einer bescheidenen weiblichen Luna aus. Doch das Schicksal wollte es anders, als er gedacht hatte. Er schreibt an Otto:

Weimar, den 28. Dezember 1798.

„Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften! Jene Frau — künftig heiße sie die Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue — die von Weimar nach Hof zuerst an mich schrieb, die ich Dir bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte, mit der ich, wie Du weißt, einmal eine Szene hatte, wo ich wie in Leipzig im Pulvermagazin Taback rauchte.

Diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heirathen. Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war, er achtet sie tief, und höher als die Berlepsch, und küßte sie sagar im Feuer neben seiner Frau; und als der Wiederschein dieser Altagsflamme auf mich fiel, sagte sie mir es geradezu. Im Lenz! Im Lenz! Mit drei Worten — o, ich sagte der hohen weisen Seele einige Tage darauf: Nein! Und da ich eine Größe, Glut, Beredtsamkeit hörte, wie nie, so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle. Denn sie glaubt, ihre Schwester und deren Mann, der Präsident, und ihre Verwandte würden Alles thun. Ach, im März wäre Alles vorbei, nemlich die Hochzeit! Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann — aber es passet nicht zu meinen Träumen! — Wild bin ich ordentlich. Sieh! gerade um diese Zeit 97, gerade da ich Herminen malte, und jetzt, da ich in den gedruckten Briefen an Dich im Jänner mein künftiges Leben und Lieben wieder malen will: da kehrt dieser Sturm zurück! Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein! Ich machte in Leipzig einige Briefe an Dich voraus fertig, wo mein Landgütlein Mittel-

spitz oder Spitz vorkam — sieh! und meine Heirath! Noch sonderbarer werd' ich zu höheren Zwecken erzogen, die länger stehen sollen, als mein Glück und mein Grab — — ich meine, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher ernsten Berechnung auf meinen Titan das Geschick mich durch alle diese Feuerproben in und außer mir durch Weimar und durch gewisse Weiber, führt. Jetzt kann ich ihn machen, indeß ich früher manchen Fehler leichter dargestellt und begangen, als gesehen hätte. Ach! ich suche im ausgeleerten Leben außer der liebenden allväterlichen, mein Jobitz palingenesirenden, Ruhe auch nichts weiter, als ein Instrument zu sein in der Hand des Verhängnisses, es werfe mich dann weg in die stille Höhle, wenn es mich gebraucht. Jene Berlepsch'schen Verhältnisse banden meine Augen und Hände zu, und ich versäumte vielleicht ein Herz, das mein gehörte. Soll ich immer so spielen und hoffen, und ausschlagen, und verfehlen? — Solche Weiber, wie Beide, verblenden gegen jede stillere weibliche Luna".

Weimar, den 6. Januar 1799.

„Zweitens hab' ich jetzt mit der Titanide ein Elisеum! Alles ist leicht und recht und gelöset. Nur etwas! denn das Ganze bleibt dem Lenz. Ich schickte ihr den Tag nach der letzten Stunde einen Brief. Ich sah sie darauf in ziemlichen Zwischenräumen immer

nur vor Zeugen. Nein! es giebt nichts Heiligeres und Erhabeneres, als ihre Liebe! Sie ist weniger sinnlich, als irgend ein Mädchen; man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letzteren. Tausendmal leichter, als mit der Berlepsch, geh' ich mit ihr durch alle Saiten der Seele; sie soll immer froher durch mich werden: denn ich mauere, hoff' ich, einige aus dem Altar ihrer Liebe zu ihrer Familie gefallene Steine wieder ein. Sie hat drei große Güter, und wird, wenn die Prozesse geendet sind, wie sie sagt, reicher, als eine Herzogin. Im Frühling begleit' ich sie auf das schönste, und habe Alles!"

Weimar, den 2. Februar 1799.

„Die Titanide hat an ihren Schwager geschrieben wegen der Scheidung. Sie sprach mit einer Gräfin B. ohne den Mann zu nennen, über eine hiesige reiche Engländerin, Gorn, die sie dem Geschiedenen zudenkt. Er und sie werden es annehmen. Hier sind Sitten im Spiel, die ich Dir nur mündlich malen kann. Ich beharre fest auf meinem Stand. Auch ist ihr die Trennung ohne alles Weitere schon erwünscht, zumal da er mit einem neuen Riß die copula carnalis ganz zerrissen. Sie nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der Berlepsch giebt, ihre Resignation

schon oft und heftig zurück. Die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Entsagen ohne Orkane wiederholen konnte. Müßt' ich ihr freilich auf einmal den Namen einer Geliebten ansagen, leider weiß ich keinen! — so thäte sich ein Fegfeuer auf." Doch paßte Jean Paul nicht an die Seite eines excentrischen weiblichen Wesens — daher löste sich die Episode noch in ein ähnliches freundschaftliches Verhältniß auf, wie bei der Berlepsch. Er vollendete dann das Hauptsächlichste des ersten Titan-Bandes Anfang April. Doch traten die Schattenseiten Weimar's bald stärker hervor; er hatte zu eifrig für Herder Partei genommen, der indessen fast allein einer starken Partei gegenüberstand. Das Verhältniß Jean Pauls zu Goethe und Schillers war noch mehr erkältet. Goethe war zu wenig einen freimüthigen Widerspruch gewohnt, wie er bei Jean Paul oft hervortrat, der gern Unterredungen führte, weil er in allen bedeutenderen Menschen ein rücksichtsloses Forschen nach Wahrheit voraussetzte. Wie Schiller und Goethe in dieser Beziehung über ihn dachten, darüber äußert sich Schiller, von der Zudringlichkeit der Frau von Stahl belästiget: „man sollte sich gegen sie benehmen, wie Jean Paul gegen die Leute, um ihrer los zu werden." Jean Paul dagegen äußerte sich über die ersten Vorstellungen des

Lagers und der Piccolomini, „daß sie“ ihrer sittlichen und ästhetischen Fehler halber Herder krank und Jean Paul verdrießlich und unzufrieden gemacht; Letzterer aber war nicht der Mann, seine Aeußerungen zu verschweigen, und Weimar nicht die Stadt, in der so etwas nicht dem Betheiligten zu Ohren gelangen sollte. Noch schlimmer wurde aber dies Alles, als die Herder'sche Metakritik gegen die Kant'sche Schule erschien. Man wußte, daß das Manuscript in Händen Jean Pauls gewesen war — darüber waren Goethe und Schiller sehr aufgebracht. Auch die Sittenfreiheit empörte Jean Paul. Er schrieb darüber an Otto: „Hier ist Alles revolutionär kühn, und Gattinnen gelten Nichts. Wieland nimmt im Frühling seine frühere Geliebte, die La Roche, in's Haus, um aufzuleben, und die Kalb stellte seiner Frau den Nutzen vor.“ Wir finden oft bezeichnende Stellen über diese Verhältnisse in seinen Briefen. So schreibt er an Otto: „Kannst Du denken, daß ich, der ich Gesundheit der Kunst aufopferte, diese einer kahlen Eitelkeit preisgebe. Ja! ich bin oft eitel, aber frank und frei und spielend, weil ich immer etwas in mir habe, was sich um keinen Beifall schiert. In meinem zehnten Jahre erhob ich mich ohne Muster und Nachahmer schon über Stand und Kleider, und war ein Republikaner im achtzehnten, und finde noch jetzt einen

Muth und eine Denkart gegen Fürsten in mir, die ich bei den großen Männern hier eben nicht so finde. Ueberhaupt steige ich ja in die Nester der höheren Stände nur eben der Frauen wegen hinauf, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind, als die Männchen.“ So verstieß er oft gegen die Etikette am Hofe in Weimar, und er fühlte sich viel wohler an den Höfen in Gotha und Hildburghausen. Auch aus diesen Verhältnissen theilt er manche interessanten Charakteristiken mit. Der Herzog stellte ihm das Diplom eines Hildburghausen'schen Legationsrathes zu — dann verliebte er sich in eine Hofdame, eine Caroline von F. Die adeligen Verwandten widersetzten sich einige Zeit dem Bündniß; doch wurde nachher ihre Einwilligung bewirkt. Zwischen Gotha und Erfurt lebte er eine schöne, doch unruhige Zeit, und konnte am Titan nicht fortarbeiten. Er beschloß dann, die vier Bände des Titan einzeln erscheinen zu lassen. Er richtete die Dedikation an die vier Töchter des Herzogs von Mecklenburg, nannte sie aber nur „die vier Schwestern auf dem Thron.“ In diesem Sommer schrieb er außer dem satyrischen Anhange zum Titan eine Dichtung, in der er Charlotte Corday verherrlichte. Er war von Genz aufgefordert worden, einen Beitrag zu dessen „historischem Taschenbuche“ zu liefern. Dieser Aufsatz athmet die heiligste

Liebe zur Freiheit; doch stimmte Jean Paul in das allgemeine Verdammungsurtheil der Bergpartei mit ein, ohne zu erkennen, daß der Terrorismus dem französischen Volke durch die Angriffe der Alliirten, nicht aber durch seine eigene Verdorbenheit aufgedrungen war. Während sich Alles von der Revolution mit Abscheu wegwandte, pries er noch im Jahre 1800 feurig eine Republik und eine Freiheit, wie sie die Girondisten zur Zeit von Marats Tode herstellen wollten. Er bezeichnete Frankreich nach dem Augenblicke, wo die Verbündeten schon gegen „die Königsmörder" aufgebrochen waren, als „eine geistige oder doppelte Schweiz, die hohen Alpen von Aether, Idyllenleben und Heimweh von Freiheit in den Himmel stellt, ergriffen und erhitzt vom Frühlingsmonat der großen zurückkehrenden Freiheit und Weltwärme, wo die alten Ideale des Herzens lebendig und rüstig aufstehen und dem Leben die Fahnen hoch vortragen." Und zwar schrieb er so in einer Zeit, wo Fichte sich wegen seiner Schrift „Beitrag zur Berichtigung des Urtheils über die französische Rovolution" vertheidigen mußte. Ja er vertheidigte die That der Corday principiell als eine nachahmungswürdige Heldenthat. Zwanzig Jahre nachher erhielt diese politische Aeußerung des Dichters eine merkwürdige Bedeutung; de Wette berief sich auf dieselbe in einer Vertheidigungsschrift für

Karl Sand im Jahre 1819 — und Jean Paul meinte nur, daß Sand einen Mann wegen unerwiesener Thatsachen getödtet habe.

Der Dichter hatte im November den ersten Band des Titan mit dem Anhange vollendet, und fing den zweiten an. Diesen unterbrach er durch die berühmte Schrift gegen Fichte, die er Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana nannte. Damals legte man der spekulativen Philosophie und der Metaphysik eine Wichtigkeit bei, wie nie zuvor; von einem Systeme erwartete man entweder alles Heil der Welt oder die Verderbniß des Menschengeschlechts. Die critische Philosophie war in alle Stände und Verhältnisse gedrungen — und der Dichter, wie der Theolog und Erzieher, der Politiker wie der Philosoph arbeiteten gegen diese Sündfluth. Doch war es ein Fehler, Fichte entgegen zu wirken, da dieser das Gebiet der reinsten Abstraktion wieder betrat, und seine Philosophie darum dem großen Haufen wieder entzog; er wirkte nur für das Edelste und Erhabenste und außerordentlich für die Erweckung Deutschlands im Jahre 1813. Die ganze Schule Kants, mit Einschluß der Aesthetiker, wie Schlegel, hing sich an ihn und damals war nur seine Wissenschaftslehre erschienen, die noch den Formalismus an die Spitze stellte. Bekannt ist, daß F. H. Jacobi durch diese Fichte'sche Philosophie sich unglücklich fühlte und Jean

Paul wurde aber durch sein Verhältniß zu Jacobi zu dieser Antheilnahme veranlaßt; die Widmung der Clavis Fichtiana zeigte ihn als den begeisterten Anhänger Jacobi's. Jean Paul brachte durch seinen Angriff Fichte einen empfindlichen Stoß bei. Später ließ Fichte das Buch „über die Bestimmung des Menschen" erscheinen, entwickelte in Berlin eine segensreiche Thätigkeit, und die Schlegel, Tieck, Bernhardi wandten sich wieder von ihm ab zu seinem Gegner Solger. Da bereute Jean Paul seinen früheren Angriff, und sprach in der Levana seine Verehrung für ihn aus. Doch vermehrte der Angriff die Zahl seiner Gegner; sein inniges Verhältniß mit Herder und Jacobi entfremdete ihn nur noch mehr der literaischen Welt. Herder lobte ihn am Schluß der Adrastea und Jacobi durch ein kurzes Citat in seiner Schrift: „Ueber die Offenbarung der göttlichen Dinge". Herder starb bald darauf, und Jacobi wurde durch fortdauernde Kränklichkeit von aller literaischen Thätigkeit abgehalten. Die Gegner Jean Pauls wagten weniger mehr offene Angriffe. Damals wurde ein ununterbrochener Briefwechsel unter den bedeutenden Personen in Deutschland unterhalten. Es wurde ebenso viel brieflich, als in Druckschriften gewirkt; man hat indessen diese Eigenthümlichkeit der Epoche noch nicht genügend charakterisirt. Göthe und Schiller z. B., obgleich sie nur

wenige Häuser von einander entfernt wohnten, correspondirten dennoch fortwährend mit einander; die damalige literarische Welt war eine unsichtbare Gelehrtenrepublik. Darum sind auch die erschienenen Briefwechsel von so bedeutendem literar-historischem Werthe. So führte auch Jean Paul einen Briefwechsel, dessen Fülle bei der Menge seiner gedruckten Arbeiten fast unbegreiflich erscheint; doch correspondirte er meist mit Frauen.

So lebte Jean Paul bis zum Frühjahr 1800 in Weimar; Anfangs des Monates Mai vertrieb ihn ein neuer Bruch mit seiner Geliebten von Weimar; Eigensinn und Hartherzigkeit werden als die Gründe der Auflösung des Verhältnisses angegeben. Herder und seine Frau, die diese Frau hoch verehrten, wurden über den Bruch so unwillig, daß sie von Jean Paul sogar in einer seinen Stolz beleidigenden Weise die Knüpfung des Heirathsbündnisses verlangten. Jean Paul reisete dann nach Berlin, um sich zu zerstreuen. Er schrieb darüber an Otto.

Berlin 13. Juni 1800.

„Endlich komme ich zu Dir, voll wie der Wolkenhimmel, aber wie er unfähig, meine Wassermasse von mir zu geben. Diese alte Klage ist diesmal die wahrste. Berlin warf mir ein oder ein Paar Universa an den Kopf. Seit zwei eindrittel Woche sitz' ich hier und

muß noch die folgende bleiben, weil Iffland meinetwegen den Wallenstein geben will. Noch in keiner Stadt wurde ich mit dieser Idolostrie aufgenommen und von einem solchen Heer, und ich kann nun nach dieser Erhebung künftig nur auf der Stufe des Throns, nicht auf der Spitze desselben sitzen. Bei Watzdorf logirte ich köstlich; seidene Stühle, Wachslichter, Erforscher jedes Wunsches, vier Zimmer zum Gebrauch. Bloße Gelehrte meide ich; darum finde ich hier keinen Neid, sondern nur einen zu warmen Enthusiasmus für mich, der mich nicht stolz macht auf mich, sondern auf die Menschheit, die ihn zu haben vermag. Wie erquickt es das Herz, zu sehen, daß derselbe Seufzer nach dem Ueberirdischen, der meines hebt, in tausend Herzen aufsteigt, und daß wir Alle einen gemeinschaftlichen Himmel in uns tragen! Ich wurde angebetet von einem Mädchen, die ich früher angebetet hätte — Himmel, welche Einfachheit, Bildung und Schönheit! Der gelehrte Zöllner und achtzig Menschen in der Yorksloge zusammen meinetwegen, Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises. Viel Haare erbeutete ich — ein Uhrband von dreier Schwestern Haar — und viele gab mein eigener Scheitel her, so daß ich ebensowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte was auf meiner Hirnschaale wächst, als was unter ihr. Fleck, ein höherer

Tragiker, als Iffland und die Unzelmann, spielten vor mir göttlich. Schrieb nicht mehr dort, als zwei Briefe, Billets und Stammbuchblätter, mehr nicht, weil ich des Tages nur ein und eine halbe Stunde frei hatte. In der Hamburger und Berliner Zeitung steht, das ich in Berlin bin. Die herrliche Königin lud mich brieflich nach Sanssouci ein, ich aß bei ihr, sie zeigte mir Alles um dasselbe. Ich war öfters bei dem höchst gebildeten Minister von Alvensleben — endlich überall. Der Ton an der Hoftafel war leicht und gut, und bei Alvensleben sprach man so frei, wie auf diesem Blatte. Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz, bei Gott!"

Das Zusammentreffen mit seiner nachherigen Gattin hatte etwas Romantisches. In einer großen Gesellschaft im Splittgerber'schen Garten hatte man mehrere Stunden vergebens auf den Minister von Alvensleben gewartet, als er endlich doch eintrat. Nur an dem unterſten Ende des Tisches, an der Seite Carolinens, der zweiten Tochter des geheimen Tribunalrathes Meyer, war noch ein Platz leer. Meyer gehörte zu den geachtetsten Beamten des preußischen Staates und die Kinder hatten eine eigenthümliche Erziehung genossen. Meyer war durch den geheimen Rath von Germershausen in den preußischen Staatsdienst empfohlen und angestellt und hatte aus Dankbarkeit bi-

jüngste Tochter Germershausens geheirathet. Diese Frau, die in ländlicher Einsamkeit, in strenger Frömmigkeit erzogen war, und mit leidenschaftlicher Liebe an dem älterlichen Hause hing, wurde für Meyer bald drückend, der eine glänzende Bildung besaß und in den ästhetischen Zirkeln Berlins als einer der interessantesten Männer gern gesehen wurde. Die Mutter, welche die Familie Germershausen haßte, bestärkte ihren Sohn darin. Durch gerichtliche Scheidung wurden die Gatten nach siebenjähriger Ehe getrennt. Drei Töchter waren aus dieser Ehe entsprossen. Die Kinder erhoben ein Jammergeschrei, die älteste Tochter verfiel in eine heftige Krankheit — daher wurde in dem Scheidungsvertrage die Bestimmung aufgenommen, daß jedes von den Kindern acht Tage abwechselnd bei der Mutter zubringen dürfe. Der Vater gab den Töchtern die feinste Bildung, so daß sie bald zu den gebildetsten und geistreichsten Wesen Berlins gehörten; der Professor Kiesewetter ertheilte ihnen den philosophischen Unterricht. Doch wohnten sie abwechselnd bei ihrer verstoßenen Mutter; doch die beständige Abwechselung zwischen idyllischem und glänzendem Weltleben, zwischen Herrnhuth'scher Religiosität und Freigeisterei, zwischen klösterlicher Stille und dem Geräusch vornehmer Zirkel übte einen wunderbaren Einfluß auf das Gemüth und die Phantasie. Aus dem Mißver-

hältniß der Aeltern ging bei den Kindern eine Fülle älterlicher und Geschwisterliebe hervor, eine ungewöhnliche Selbstständigkeit und Festigkeit des Charakters. Die älteste Tochter war damals schon seit drei Jahren an Carl Spazier verheirathet, den sie aber bald durch den Tod verlor; die Jüngste, Ernestine, die Frau von August Mahlmann, starb wenige Wochen nach Spazier.

Caroline Meyer, die an dem bezeichneten Abende neben Jean Paul saß, offenbarte ihm ihr innerstes Wesen im Gespräch. Er erkannte in ihr, was er bis jetzt so sehnlich gesucht: Bildung, Reinheit der Gesinnung, hohe Liebe zu Aeltern und Geschwistern, Wohlwollen für alle Menschen, Verehrung des Schönen und bescheidene Ansprüche an das äußere Leben, Gefühl und einen durch Prüfungen geschärften Lebensverstand, vornehme Erziehung, Gesundheit und Jugendfrische. Jean Paul wußte, daß er bei jedem weiblichen Wesen nur zu w o l l e n brauche, um es für sich zu gewinnen; er fesselte alle Frauen durch den Zauber seines Lächelns, die Gewalt und magnetische Kraft seines Auges, durch den Ton seiner Stimme. Caroline war einem Vetter, Namens Felisch halb und halb verlobt. Jean Paul reisete Ende Juni ohne eine Erklärung nach Weimar zurück, und im Winter wollte er es zu einer Entscheidung bringen. Herder empfing

ihn nicht so freundlich, weil sein Ehrgeiz verletzt war. „Darum ekelte ihn nun auch Weimar an, wiewohl er dennoch oft über Herder's üble Laune obsiegte und er später Nichts Trennendes zwischen ihren Herzen zu haben glaubte, „als ihre Westen". Er eilte bald wieder nach Berlin, erhielt von Carolinen das Geständniß ihrer Liebe und hielt bei dem Vater in einem Schreiben um sie an. Seine Braut hing mit grenzenloser Liebe an ihm. Jean Paul, um seine Zukunft besorgt, ließ sich in Unkenntniß der Verhältnisse bewegen, beim Könige ein Gesuch um die Verleihung einer Präbende einzureichen. „Der Verlust meines Vaters", sagt er darin, „wurde nicht mir, sondern durch mich ersetzt, meiner Familie. Ich war schon Schriftsteller in den Jahren, wo man sonst erst Leser ist. Durch ein langes Verarmen und Arbeiten gewann ich das höhere Publikum, und erst später ein größeres. Da mir mein Ziel, den gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu erheben, und die in dieser egoistischen revolutionären Zeit erkaltete Menschenliebe zu erwärmen, da mir dieses Ziel lieber sein muß, als jeder andere Lohn und Zweck, so opferte ich dem höheren Ziel jedes andere, Zeit und Gesundheit auf, und zog gern die längere Anstrengung dem reicheren Gewinnste vor. Jetzt indeß, da ich in die Ehe trete, wo die eigene

Aufopferung nicht bis zur fremden gehen darf, glaub' ich bei meinem Gewissen entschuldigt zu sein, wenn ich vor den Thron, der so Viel zu beglücken und zu erhören hat, meine unterthänige Bitte niederlege." Der König schrieb zurück: „Es freue ihn, daß er unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen durch seltene Talente und angestrengten Fleiß bis zur Höhe eines allgemein geschätzten Schriftstellers sich emporgeschwungen; er selbst sei nicht gleichgiltig gegen literarische Verdienste, sähe es daher nicht ungern, wenn er sich in seinen Staaten niederlassen wolle, sichere ihm besondererweise seine Huld zu, und werde, wenn eine Präbende offen werde, an ihn denken." In dem letzten Jahre hatte Jean Paul außer dem zweiten Bande des Titan und dem „Tagebuche des Luftschiffers Gianoppe" noch drei kleinere humoristische Arbeiten gemacht, darunter „Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer;" die Tendenz geht direkt gegen die eheliche Sittenlosigkeit. Die beiden andern Aufsätze heißen „Huldigungspredigt vor und unter dem Regierungsantritt der Sonne am Neujahr 1800" und „Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht 1801."

Vierzehntes Capitel.

Jean Paul in Meiningen. Der Titan. Coburg. Rückkehr in's Fichtelgebirge. Baireuth. Die Flegeljahre. Vorschule der Aesthetik. Freiheitsbüchlein.

Jean Paul hatte seine Lebensanschauungen zu mühsam errungen und sie waren zu fest mit seiner poetischen Schöpfungskraft verwachsen, als daß ihn nicht fremdartige Erscheinungen hätten stören sollen. Auch hatte er noch zu viel Vorarbeiten und Pläne für den übrigen Theil seines Lebens. Mit diesen Plänen und den Materialien eilte er an einen idyllischen Ort. Eigentlich sehnte er sich nach Baireuth zurück, weil er fühlte, daß er anderswo dauernde Ruhe nicht mehr finden werde; doch beschloß er, noch einige Jahre in der Fremde seinen „Portativparnassus" herumzutragen. Er reiste nach Weimar, wo der alte Herder das neuvermählte Paar mit Entzücken empfing. Jean Paul ließ sich dann in Meiningen nieder, wo er ein glückliches Familienstillleben führte, glücklich, endlich alle seine Wünsche erreicht zu haben. In den ersten Jahren machte er indessen oft kleine Reisen nach Lieben-

stein, nach Gotha zu dem Erbprinzen August — dann nach Weimar zum alten Herder, im Herbst mit der Gattin nach Baireuth zu Otto. An den Letzteren schreibt er über diese Verhältnisse:

Meiningen, 1. Februar 1802.

„Ich glaubte nie, daß ein Fürst mein Freund werden würde und das ist beinahe der Herzog; ob ich gleich, so oft ich will, seine häufigen Abendeinladungen verneine, fast sechs in jeder Woche. Er kommt oft zu uns. Neulich aß er sogar bei uns. Freilich ließ er, weil's schnell ging, sein Essen auch bald herholen. Er will mir ein „Haus bauen, was der Himmel verhüte! weil ich hier kein ewiges suche".

Den 27. März.

„Meine Reise nach dem Oberlande mit dem Herzog und Mehreren, aber im einsitzigen Schlitten — weshalb ich sie ihm nicht zum zweiten Male abschlug, solltest Du von mir beschrieben lesen! Auch im herrlichen an Bergrücken gelehnten Sonnenberg war ich, wo der Herzog der Stadt einen Ball gab. In Neuhaus gab uns ein Liebhaber-Theater von vier Bauern eine kurze Komödie. Den Tag vorher wurde das Stück dreimal gegeben, weil man wegen des zu kleinen Dach- und Theaterbodens immer die alten Bau-

ern hinaus- und frische hineinlassen mußte. Von Zeit zu Zeit wurde dem Herzoge, dem Prinzen von Hessen-Philippsthal und dem fürstlichen vorn mitsitzenden Gefolge ein Krug gutes Bier gebracht, das unter uns hinauf- und hinablief". In einem andern Briefe theilt er Otto die Nachricht von der Niederkunft seiner Frau mit. Zugleich mit seinem ersten Kinde erscheinen auch die letzten Kapitel des Titan. Titan ist die vollkommen bis an's Ziel verfolgte Ausführung der Idee, aus der die unsichtbare Loge entsprang — die Geschichte von frühster Kindheit auf bis zum Eintritt in einen den höchsten Kräften der Menschheit entsprechenden Wirkungskreis eines durch Anlage, Erziehung und Leben harmonisch vollendeten Wesens, das alle höchsten Freuden und Schmerzen des Lebens durchgeht. Der Titan zeichnet sich durch eine außerordentliche Fülle eines alle Stände, Alter und Geschlechter aufnehmenden Stromes aus und die Idee wird durch die Schilderung eines harmonisch vollendeten Lebens veranschaulicht. Dieselbe Idee war schon früher von F. H. Jacobi in Woldemar und im Allwil, auch schon von Hippel, Klinger, Schiller, Müller u. A. behandelt worden; sie ist ganz deutsch und im Mährchen von Faust am schönsten veranschaulicht. Jean Paul schreibt darüber an Jacobi: „Die Stelle im Allwil, wo Du von poetischer Auflösung in lauter unmoralische Atonie,

Gesetzesfeindschaft, durch lauter Reflexion sprichst, gab mir die erste Idee des Titan. Du konntest nicht nur einen Roquairol dichten, sondern hast es schon gethan. Die ersten Studienbücher zum Titan hatten daher die Ueberschrift: „Das Genie.“ Die zurückgelegten Entwürfe sollten daher allein das verirrte feindliche Genie darstellen, das als „Ex-Ottomar“ bezeichnet wurde, als der nicht mehr tugendhafte gegen das Mißverhältniß seiner Bestimmung und seiner Mittel Ankämpfende, sondern bereits Erlegene, und sich und andere als Schwächling durch absichtliche Phantasieschwelgerei moralisch und physisch Uebertäubende und Zerstörende — als Roquairol. Er mußte zu diesem Zwecke so viel launige, komische und humoristische Elemente wie möglich hineintragen; das Ganze wurde zu einem tragikomischen Romane in humoristischer Darstellung bestimmt. In der Idee dieses Entwurfes ist viel Aehnlichkeit mit der des Mephistopheles — Faust von Goethe. Der Name Titan beweist die Verwandtschaft der beiden Schöpfungen noch deutlicher; denn er bezeichnet nicht den Albano, sondern den ursprünglichen Ex-Ottomar als einen Himmelsstürmer, der unter den Bergen begraben wird, die er aufthürmen will — und Jean Paul schreibt selbst an Jacobi „daß der Roman in seiner spätern Gestalt eigentlich Anti-Titan heißen sollte.“ Noch während er am Hesperus arbeitete, entschloß er

sich, einen vollendeten Menschen neben den gefallenen hinzustellen. In den Entwurfsbüchern von 1793 bis 1795 ist, was die beiden männlichen Hauptcharaktere, Roquairol und Albano, betrifft, das Skelet des Titan an Szenen und Charakterzügen meistens ausgeführt; doch machten ihm die weiblichen Gestalten die größten Schwierigkeiten. Da seine äußeren Verhältnisse auch nicht die Wendung nahmen, die er gehofft hatte, so nahm Jean Paul seine Zuflucht zu der Anlegung von Studienbüchern, die nur auf den Titan Bezug hatten; in diese trug er alle Szenen, alle Charakterzüge ein, und stellte sie neben einander. Mehrere von diesen allgemeinen Studien zum Titan sind abgedruckt. Er wollte den ersten Band des Titan komischer halten, und er hatte die Arbeit an dem ersten Theile begonnen, in der Absicht, nach Weimar behufs der Ausarbeitung der folgenden edleren Theile zurückzukehren. Er fühlte einen heftigen Drang, in dieser Arbeit vorzurücken, und damit beging er den Fehler, sich immer tiefer in den in Hof empfangenen Detailentwürfen einzurütteln. Im Juli 1796 begann Jean Paul die Ausarbeitung des Kapitels am ersten Cykel. Er wollte damals Albano einen Brief von Isolabella an seinen Pflegevater zur Eröffnung des Werkes schreiben lassen, ihn und Schoppe darin charakterisiren und mit der Jugendgeschichte Albano's beginnen. Dieser Brief und

der Anfang des zweiten Kapitels sind uns erhalten. — Im Juni 1797 erschien der ausführliche Entwurf der ersten Jobelperiode und Emilie v. Berlepsch. Sie lieferte ihm viele Züge zu Liane und im Juli las er schon Emilien im Bad zu Eger. Er war auf eine höchst eigenthümliche Einkleidung verfallen. Um sich zu einer plastischen Darstellung Albano's zu zwingen, benutzte er den bekannten Dichter und Maler Müller, der ebenfalls aus Hof und dem Fichtelgebirg stammte. Diesem war offenbar wohl eine ähnliche Rolle im Titan bestimmt, wie sie später der Baumeister Dian erhielt und es ist noch ein Bruchstück erhalten, in welchem dieser als Maler Modelle und Zeichnungen von Albano dem Dichter mitgetheilt haben soll. Er sollte den Albano in Rom gesehen, beschrieben und ihm die Einzelheiten darüber zugeschickt haben. Dann wurde die Jugendgeschichte Albano's mit den Zeichnungen von Roquairol und Liane als Kinder zum größten Theil in Hof noch bis zum Oktober entworfen. Mit diesen Arbeiten kam Jean Paul nach Leipzig in die Pause, während welcher die Palingenesien geschrieben wurden. Jean Paul hatte sich noch nicht entschlossen, das Störend-Satyrische in die Anhänge zu verweisen — auch quälten ihn die Ungewißheiten der weiblichen Hauptfiguren, Liane und Linda, iu Bezug auf seinen Helden. Nach der Dresdner Reise im Mai 1798 ging

er zum dritten Male an die große Arbeit. Er arbeitete die erste Jobelperiode um; er gab hier ohne Zweifel schon die Einkleidung mit dem Maler Reinhard auf. Aus den Briefen an Otto ersehen wir, daß er bereits die Anordnung mit den komischen Anhängen getroffen hatte. In den Sommermonaten, wo er in dem ihm von der Berlepsch bereit gehaltenen Zimmer arbeitete, wurden die besten Szenen in Lianens Hause gearbeitet. Im Februar 1799 endlich wurde er durch die sich einander folgenden Erlebnisse in Stand gesetzt, seinen großen Plan auszuführen. Charlotte v. Kalb trat plötzlich mit ihrem Entschluß hervor, den Dichter zu heirathen. Ihr Charakter, ihre von Zeit zu Zeit eintretende Blindheit, die Verhandlungen zwischen ihm und Otto über ihre ästhetische Philosophie, über die Unschuld der Sinnlichkeit gaben ihm genug Stoff zu Copien. Die Herzogin Amalie von Weimar gab ihm durch ihre geistreichen Schilderungen und Mittheilungen den Stoff zu den treuen, glühenden und poetischen Schilderungen der italienischen Szenen, besonders der im 4. Bande von Rom, Neapel und Ischia. Die erste Jobelperiode auf Isola Bella wurde noch einmal revidirt; im Februar war der Plan vollständig vor der Seele des Dichters. In einem Briefe an Otto forderte er diesen auf, Friedrich v. Oertel, der sich zum beständigen Vertheidiger des Dichters aufgeworfen, die

Frage vorzulegen „ob es ihm recht wäre, wenn er ihm die ganze durch so viele Bände des Titans laufende Geschichte schriebe, damit, wenn er etwa vor der Beendigung sterbe, seine Rechtfertigung da wäre." Der Zwiespalt, in welchem er hin- und hergeworfen wurde, machte es ihm schwer, den rechten Ton zu treffen. Einerseits wollte er sich aus der Manier, die ihm der Kampf zwischen Ernst und Satyre aufgedrungen, herausarbeiten, und er brach zuweilen in zürnenden Schmerz über die Leere der drückenden Vergangenheit aus, wenn er erhoben von den edlen und großartigen Eindrücken seiner neuen Umgebung der Schwierigkeiten dieser Aufgabe sich bewußt wurde. So schrieb er an Otto am 1. März 1799: „Zuweilen ergrimm' ich über meine von allen meinen Verhältnissen ermordete Vergangenheit, über die bewölkte Jugendwelt, die mir die Spitzbuben um mich verdorben, und die mir kein Gott wiedergeben kann." Andrerseits fürchtete er sich davor, daß der hohe Albano, ordentlich wie eine Rührung, ihm eine zu ernste Manier aufdringe — gerade wie es bei den biographischen Belustigungen der Fall gewesen war — und sehnte sich in jedem Augenblicke wieder in die alten Verhältnisse, als die einzigen für ihn erfreulichen, zurück! Im Monat Februar und März arbeitete Jean Paul an der sechsten Jobelperiode bis zur achten, übersandte Otto das Manu-

beständigkeit in der Neigung vor; in seinen Geliebten machte er viele Mißgriffe. Er suchte sich erst dann wirklich eine Frau mit richtigem Takt und Gefühl heraus, als er alle weiblichen Charaktere, die für den Titan nothwendig waren, durchgeliebt hatte. Einige Eigenschaften traten in dieser Beziehung bei ihm hervor, die einerseits dem wahrhaften Gefühl seiner Darstellungen förderlich, andrerseits für seine Ausbildung als Künstler nachtheilig waren. Seine größte Lust war es, von Zeit zu Zeit seine älteren Werke durchzulesen — ebenso unterhielt er beständig eine Art von Liebesbriefwechsel, nachdem er die Verhältnisse mit ihnen längst aufgelöst hatte, so z. B. mit den Höfer Freundinnen, mit der Berlepsch, der Kalb und mit Caroline v. F. Diese früheren Charaktermodelle hatten daher einen großen Antheil an der sonderbaren Familienähnlichkeit seiner poetischen Charaktere. Weil er sich durch ein langes einsames Arbeiten an Bequemlichkeit gewöhnt hatte und es ihm bei der Masse von nöthigen mechanischen Hülfsmitteln an Excerpten schwer war, sich schnell in Bewegung zu setzen, so gewann er die alten Bekanntschaften so lieb, wie einen alten bequemen Rock. Eben so nachtheilig war ihm jener religiöse Liebesernst, in dem er sogleich zu seinen Charaktermodellen gerieth. Oft täuschte er sich in seinen Hoffnungen, über die er sich selbst nicht enttäuschen

wollte, und so entstand jedesmal ein langer Kampf zwischen den eigentlichen Wünschen seiner Seele und seinem Pflichtgefühl. Mit den meisten war er vorher schon durch Briefe bekannt gewesen; tief wurde er immer in solche Verhältnisse verwickelt, die poetische Ausbeute war für ihn daher groß. Die Stürme vernichteten seine Ruhe. Er hatte nicht den dichterischen Leichtsinn der Jugend, um die Sorge zu vergessen.

Im Titan nun sind Fabel und Tendenz die Ideen der unsichtbaren Loge und des Hesperus. Die beiden Fürstenthümer, welche um die Nachfolge kämpfen, sind Hohenflies und Haarhaar. Haarhaar hat als Beauftragten den deutschen Herrn von Bouverot, einen Spieler, Wollüstling und — Kunstkenner, der den angeblichen einzigen Sohn des Hohenflieser Fürsten, Luigi, nach Italien begleitet und durch Wollust entnervt. Der Ritter Don Gaspard de Cäsara hat sich zum Retter des Hohenflies'schen Hauses aufgedrungen, aus Rache, weil ihm die Hand einer Haarhaar'schen Prinzessin verweigert worden war. Er hilft dem Ersteren den heimlich gebornen zweiten Prinzen verbergen, und läßt, weil er seine Tochter Linda mit dem verborgenen Prinzen vermählen will, den älteren Bruder Luigi durch die Haarhaar'schen Giftintriguen langsam morden, damit seine Tochter mit seinem Schützlinge den Thron von Hohenflies besteige. Mit Einwilligung der

Eltern macht er sich vor der Welt und vor dem Schützlinge selbst zum Vater Albano's, des verborgenen Fürstensohnes, zum angeblichen Vormund seiner eigenen Tochter Linda, die darum den Namen einer Gräfin von Romairo annehmen muß, wie Albano den Namen de Cäsara. Der Ritter will Albano tüchtig erziehen lassen, andrerseits ihm und seiner Tochter gegenseitige Liebe einflößen. Die Mutter Albano's stirbt bald und Albano wird von seiner Zwillingsschwester getrennt. Linda de Romairo in Valencia, zu einer Eroberin erzogen, erhält nur genialische Tugendeigenschaften: Kühnheit, Stolz, Freiheitsgefühl, statt Religion Philosophie, Herrschsucht statt Demuth; angeborene Eigenschaften sind spanische Glut und spanische Phantasie, ein unendlicher Seelenadel, der nach dem Höchsten strebt. Albano soll dagegen als Fürst erzogen werden, der der Stammhalter einer untergrabenen Dynastie werden soll, als Mann, der alle Zweige des menschlichen Strebens und Seins übersieht, andererseits als ein romantisch sich sehnender Jüngling, der von einem so poetischen und heroischen Wesen, wie Linda, ergriffen werden muß. Er bekommt daher einen zweiten angeblichen Pflegevater, den Landschaftsdirektor von Wahrfritz, der ihn bis zu seinem achtzehnten Jahre auf dem Lande erziehen lassen muß. Hier wächst er als reiner, unschuldiger, kenntnißreicher und liebevoller Jüngling auf;

sein angeblicher Vater, der Ritter, wird ihm beständig fern gehalten und die Erscheinung desselben ihm erst im Jünglingsalter in fernen Gegenden versprochen; täglich wird ihm verboten, die nahe Stadt Pestitz, die Hauptstadt von Hohenflies, zu betreten, in welcher der Ritter und andere ihm oft geschilderte Personen leben. Der Ritter ist ein Mann, der mit außerordentlicher Menschenkenntniß und der tiefsten psychologischen Berechnung die extremsten Gegensätze in der Menschennatur als passende Werkzeuge für denselben Zweck zu benutzen weiß; er erzieht seinen Zögling mit den einfachsten Mitteln. Ein Schullehrer lies't mit ihm den Plutarch, ein Tanzlehrer bildet den Körper, und der Baumeister Dian den plastischen Schönheitssinn. Leibgeber wird ihm als Hofmeister an die Seite gegeben, und der Lektor von Augusti soll den Jüngling mit Anstand in den Sälen der Fürsten und Minister gehen lehren. Der Ritter erreicht seinen Zweck vollkommen; schwerer war die Aufgabe der freien Vereinigung mit Linda. Das Werkzeug dazu findet er in seinem Bruder, der, wie er, eben so viel Freude an heimlichen Intriguen und Täuschungen findet. Er wird dazu verwendet, die Phantasien Albano's und Linda's durch Nachäffung geisterhafter Einwirkungen beständig mit einander zu beschäftigen. Albano überwältigt durch seine hohe, kräftige und reine Natur Linda's Stolz

und Unabhängigkeitsliebe. Der Ritter will eben die Früchte seiner Anstrengungen durch eine Heirath zwischen beiden erndten, als das von ihm über die Grenzen weiblicher Bestimmung hinaus gespannte Werkzeug zerbricht. Neben Linda und Albano erscheint plötzlich ein Wesen, welches die Menschen als Zahlen und Faktoren zu dem von ihm angelegten großen Rechenexempel betrachtet, welches sowohl nach den edelsten Genüssen sucht, um sich in Freude, als nach den schlechtesten, um sich in dem Schmerz der Reue und der Zerknirschung zu berauschen und den Lebensekel dadurch zu ertödten, das mit den höchsten Anlagen geboren, sie in Folge fehlerhafter Erziehung nur zur Erlangung der höchsten irdischen physischen und geistigen Genüsse anwendet, das diese Momente auch nachher noch durch poetische Darstellung derselben wieder durchzugenießen versucht. Dieser Mensch, der jeden Augenblick bereit ist, an den Genuß einer Minute sein Leben zu setzen, erblickt von frühester Jugend auf den Genuß der ihn stolz von sich abweisenden Linda als das höchste Ziel. Er hat alle irdische Genüsse erschöpft, wie Faust alles menschliche Wissen. Roquairol begnügt sich, so lange ihm die Möglichkeit ihres einstmaligen Besitzes nicht durchaus genommen ist, in der ihm neuen Freundschaft Albano's zu schwelgen, und in der Liebe zu dessen Pflegeschwester Rabette, einer naiven ländlichen Schönen.

Da erscheint Linda als Geliebte Albano's und die Wuth des Ritters ist grenzenlos. Er muß Albano tödten, um sie zu gewinnen. Linda's Stolz sträubt sich eine Zeit lang gegen jedes Eheband, und Albano, erbittert durch ihr Widerstreben, trennt sich daher mehrere Tage von ihr. Da tritt Roquairol in der Dämmerung mit Albano's Stimme vor sie hin und umfaßt sie mit aller Glut des Wahnsinnes. Nachdem er in einem Trauerspiel die ganze Szene noch einmal durchgespielt hat, erschießt er sich. Der Ritter stürzt mit Linda und seinen Plänen in den von jenem als Schwächling verachteten Roquairol gegrabenen Abgrund. Ehe Linda auftritt, hat Albano die Freuden und Schmerzen der ersten Liebe mit Liane, der Schwester Roquairols, durchgefühlt, die hier in höchster Blüthe und vollendeter Ausbildung erscheint. Roquairol und Liane sind die Opfer der in den höheren bürgerlichen Ständen eingerissenen Unnatur der Erziehung. Roquairols Seele ist von Kindheit auf durch den genossenen Ueberreiz verdorben, bei Liane der Körper. Sie ist gleichsam die höchste Blüthe der Weiblichkeit, und hat alle zarten und feinen Eigenschaften ihres Geschlechts. Sie hat nur die Freude eines einzigen Frühlings erlebt und wird im Sommer von den ersten hereinbrechenden Stürmen zerknickt. Dies sind die Hauptfiguren; um sie

reiht sich die vornehme bürgerliche Welt, die der Dichter stets so scharf geißelte. Der Vater Lianens, der Minister Froulay, der Commerzienrath Röger, der Minister Schlauers-Bouverot und andere vornehme Hallunken, der tolerante Lektor Augusti und die Mutter Lianens als eine fromme, aber dennoch kalte vornehme Frau, die ihren Grillen das Glück ihrer Tochter opfert. Albano greift in der Wahl seiner Geliebten nach zwei Seiten hin fehl, und nachdem er an dem Todbette Lianens und Linda's gestanden, findet er die Prinzessin Idoine, die Liane gleicht an Geist und Gestalt, von gesundem und klarem Geiste, hohen körperlichen und geistigen Schönheiten. Albano besteigt an ihrer Seite, nachdem er durch eigene Leiden zu mannichfaltiger Menschenkenntniß geläutert ist, als ein Fürst den Thron, der Männerstolz und Freiheitsgefühl achtet, die Leiden, Empfindungen und Freuden aller Stände kennt.

Das ganze Werk zerfällt demnach eigentlich in vier Theile; zuerst die Jugendwelt Albano's, worin er kräftig erzogen wird; einerseits ihm gegenüber die vornehme bürgerliche Welt, in der Roquairol und Liane verdorben werden, andrerseits die über das Leben sich emporhebenden Titanen: Gaspard, Linda und Schoppe, die durch die vornehmen Schwächlinge vernichtet werden, die sie doch verachten. Dazu tritt die

große politische Idee von der nothwendigen körperlichen und geistigen Regeneration der bis in das Mark faul gewordenen Fürstendynastie; diese Weltbilder umfassen jedes große, schöne und erhabene Gut, jeden Irrthum, jeden Schmerz des Menschengeschlechtes von der Wiege bis zum Grabe — die Liebe in allen Gestalten, Abstufungen und Verirrungen, deutsche Freundessehnsucht und Liebe, die Erhabenheit so wie den Schmerz und die Gefahren des Humors; die Kunst in ihrer Schöne, wie ihren Verzerrungen, die Natur in der Idylle, in der künstlichen Zusammenstellung von Parks und Anlagen, in der Erhabenheit des italienischen Clima's. Jeder Charakter hat seinen Gegensatz — so parodirt die Eisenkälte des Ritters mit seinen großartigen Plänen, der Minister Froulay mit seinen kleinlichen Hofintriguen, der Oheim, der bauchredet, den lügenden Roquairol, die Fürstin in ihrer Frechheit, die Keckheit der Linda, der niedrig komische Spher Schoppe's Humor, Bouverot den Dian.

Wenn man Goethe's Wilhelm Meister mit dem Titan vergleicht, so ist der Vorzug unbezweifelt auf der Seite des Titan. Wilhelm Meister soll am Schlusse nach dem Willen des Dichters selbstständig sein. Albano hingegen hat am Ende alle die Vortheile von den Bemühungen des Ritters aus der Schule der Lebenserziehung, in welche ihn derselbe geschickt, wäh-

reiht sich die vornehme bürgerliche Welt, die der Dichter stets so scharf geißelte. Der Vater Lianens, der Minister Froulay, der Commerzienrath Röger, der Minister Schlauers-Bouverot und andere vornehme Hallunken, der tolerante Lektor Augusti und die Mutter Lianens als eine fromme, aber dennoch kalte vornehme Frau, die ihren Grillen das Glück ihrer Tochter opfert. Albano greift in der Wahl seiner Geliebten nach zwei Seiten hin fehl, und nachdem er an dem Todbette Lianens und Linda's gestanden, findet er die Prinzessin Idoine, die Liane gleicht an Geist und Gestalt, von gesundem und klarem Geiste, hohen körperlichen und geistigen Schönheiten. Albano besteigt an ihrer Seite, nachdem er durch eigene Leiden zu mannichfaltiger Menschenkenntniß geläutert ist, als ein Fürst den Thron, der Männerstolz und Freiheitsgefühl achtet, die Leiden, Empfindungen und Freuden aller Stände kennt.

Das ganze Werk zerfällt demnach eigentlich in vier Theile; zuerst die Jugendwelt Albano's, worin er kräftig erzogen wird; einerseits ihm gegenüber die vornehme bürgerliche Welt, in der Roquairol und Liane verdorben werden, andrerseits die über das Leben sich emporhebenden Titanen: Gaspard, Linda und Schoppe, die durch die vornehmen Schwächlinge vernichtet werden, die sie doch verachten. Dazu tritt die

große politische Idee von der nothwendigen körper- lichen und geistigen Regeneration der bis in das Mark faul gewordenen Fürstendynastie; diese Welt- bilder umfassen jedes große, schöne und erhabene Gut, jeden Irrthum, jeden Schmerz des Menschengeschlechtes von der Wiege bis zum Grabe — die Liebe in allen Gestalten, Abstufungen und Verirrungen, deutsche Freundessehnsucht und Liebe, die Erhabenheit so wie den Schmerz und die Gefahren des Humors; die Kunst in ihrer Schöne, wie ihren Verzerrungen, die Na- tur in der Idylle, in der künstlichen Zusammen- stellung von Parks und Anlagen, in der Erhabenheit des italienischen Clima's. Jeder Charakter hat seinen Gegensatz — so parodirt die Eisenkälte des Ritters mit seinen großartigen Plänen, der Minister Froulay mit seinen kleinlichen Hofintriguen, der Oheim, der bauchredet, den lügenden Roquairol, die Fürstin in ihrer Frechheit, die Keckheit der Linda, der niedrig komische Spher Schoppe's Humor, Bouverot den Dian.

Wenn man Goethe's Wilhelm Meister mit dem Titan vergleicht, so ist der Vorzug unbezweifelt auf der Seite des Titan. Wilhelm Meister soll am Schlusse nach dem Willen des Dichters selbstständig sein. Al- bano hingegen hat am Ende alle die Vortheile von den Bemühungen des Ritters aus der Schule der Lebenserziehung, in welche ihn derselbe geschickt, wäh-

22*

rend alle Werkzeuge, die an ihm ihren Zwecken nach haben herummeiseln wollen, zerbrochen zu seinen Füßen liegen, er selbst aber mit seiner Braut als einziger Herr dasteht. Albano hat keine der Mängel, wie wir sie z. B. bei Viktor finden; er ist ein Mensch der That, eine wirklicher Charakter. So ist es auch bei den übrigen Charakteren — sie sind völlig geschieden, jeder Charakter beharrt in der ihm angewiesenen Sphäre von Anfang bis zu Ende. Die Charaktere sind alle objektiv gehalten. Einer der schönsten Züge ist, daß die an ihrer Erziehung, wie an ihrem Unglück unschuldige Linda im Augenblick des höchsten Schmerzes mit dem Vorwande in die Welt hinausgestoßen wird, daß Albano ihr Bruder sei. Schoppe als der frühere Leibgeber, Don Gaspard und Roquairol, Liane und Linda sind meisterhaft gezeichnet. Albano ist gewissermaßen Alles, wonach ein so reiches Gemüth, wie das Jean Pauls, sich zu sein und zu leben gesehnt. Es fehlt ihm das eigentliche Ritterliche, die Lust an Waffenglanz und Waffenthat. Wohl erscheint die Kraft zum Handeln in ihm, doch ist sie nirgends auf ein bestimmtes Ziel gerichtet. Z. B. will er in den Krieg ziehen, thut es aber nicht.

In der Gruppirung, Dramatisirung und dem Verhältnisse der einzelnen Theile unter einander, in der eigentlich künstlerischen Ausführung im Einzelnen ist

der Titan indessen am schwächsten. Hier treten große Mängel hervor. Obgleich Jean Paul in einem Briefe an Jacobi während des Arbeitens am 2. Bande des Titan bemerkte, solche französische Abstraktionen geben nie das vinculum substantiale eines Charakters, die Individualität, welche drei Reden oder eine Handlung darstellen. Das dramatische Geheimniß der Charakteristik beruht auf jenem vinculum — so verstößt der Dichter doch häufig gegen die ihm so wohlbekannte Regel. Er zeichnet zwar im Titan alle Charaktere redend und handelnd, doch beschreibt er dem Leser oft ganze Seiten lang die individuellen Charaktere, wie Gaspard, Roquairol ꝛc. Er kann den großen Gang der Handlung durch Einwebung und Verknüpfung von Nebenereignissen nicht lebendiger machen; die Zwischenzeit von einem eingreifenderen Ereigniß zu dem andern muß er durch Schilderungen ausfüllen. Wie bei allen Romanen Jean Pauls, so tritt auch bei diesem eine ängstliche Besorgniß hervor, daß der Leser seine Absichten mißverstehen und seine Charaktere nicht recht auffassen könne. Jedesmal beginnt er mit einer malerischen und lebendigen Einleitung, fällt dann aber plötzlich wieder zurück, theilt seine Studien mit, macht den Leser gewissermaßen selbst besorgt und zweifelhaft, ob er auch richtig verstanden habe. Daher die Folge, daß kein Dichter mehr in seinen Absichten mißverstan-

Weise. Als er indessen den zweiten Theil des Titan schon gearbeitet hatte, wußte er die Fülle seiner Ideen und des Stoffes in der angegebenen Weise nicht zu beherrschen — das zeigt die Anordnung, welche er mit dem Inhalt des zweiten Anhanges zum Titan traf.

Bei der Bearbeitung des Titan müssen wir das Zerwürfniß Jean Pauls mit Goethe und besonders mit Schiller schmerzlich bedauern. Schiller, der selbst Goethe für den Wilhelm Meister so bedeutende Winke gab, hätte ihm gleicher Weise für den Titan bedeutende Winke geben können. Otto's Kritik erscheint in dieser Beziehung ganz werthlos; meistens war er der Meinung des Dichters und schwankte dann wieder, wenn ein Mann, wie Jacobi, tadelte. Doch berührte das Kritisiren den Dichter jetzt so unangenehm, daß er demselben bei späteren Bänden die Durchsicht des Manuscriptes entzog, weil er seine Meinung je nach seiner Stimmung immer wechselte. Der Titan würde unter diesen Umständen beim Publikum den schädlichsten Mißverständnissen ausgesetzt gewesen sein. — Doch war es am schlimmsten, daß die vier Bände von Ostern 1800 bis 1803 immer nach dem Zwischenraum eines Jahres dem Publikum gebracht wurden. Die Spannung auf das Erscheinen des Romans war außerordentlich gestiegen; doch wurde sie bei dem Erscheinen des ersten Bandes mit seinem Erziehungssystem,

mit der Spyer'schen niedrigen Komik, mit der umschreibenden Charakteristik unangenehm getäuscht. Jean Pauls Kunstgegner frohlockten, seine früheren enthusiastischen Freunde wurden an ihm irre; Jacobi und Baggesen schrieben dem Dichter, daß sie ihn für immer aufgäben und etwas Dauerndes nicht mehr von ihm erwarteten. Im Gegensatz dazu fand er beim Publikum, und besonders bei den Frauen ungemessenen Beifall. Ein Jahr später erschien der zweite Band. Die Schlegelianer und Kunstritter ergrimmten, weil eine alle gesunde Weiblichkeit verläugnende hysterische Dame die Heldin sei. Tieck sprach sich gegen Solger dahin aus „daß der Titan ein verdickter Cramer sei.“ Auch die andern Bände wurden vom Publikum kälter aufgenommen; als der vierte Band mit der Opferungsszene der poetisch ausgestatteten Linda erschien, entrüsteten sich Jacobi und Andere über die schreckliche moralische Vernichtung eines Wesens, an dem sie ein so inniges Interesse genommen. Dem Volke fehlte jeder Führer, der es hätte zurechtweisen mögen.

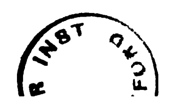
Mit der Vollendung des Titan schließt in Jean Pauls Leben, wie schriftstellerischem Wirken eine bestimmte Epoche ab. Am Anfang dieser Epoche stand er in der vollsten Reife seiner gestaltenden Kräfte, mit der vollständigsten Kenntniß ihrer Verhältnisse, mit einem reichen Schatze von Arbeitserfahrungen — andrer=

seits aber lag alles Streben in Poesie, wie Leben, schon hinter ihm. Die höchste Aufgabe seines Lebens galt ihm für abgethan, er hatte keine Ideale mehr. Als Gatte und Vater fand er eine glückliche, ihn an das Haus und die Scholle fesselnde Befriedigung und suchte in dem Leben mit seiner Frau, in der Erziehung seiner Kinder, in dem Umgange mit Freunden die Ergebnisse seiner psychologischen Erfahrungen an seiner Familie selbst anzuwenden; er suchte dem poetischen Gebiete praktische Früchte für die Welt abzugewinnen, theils das bisher Gegebene zu erklären, theils seine Pflichten als Bürger zu erfüllen. Obgleich er die Erfahrungen und die Ausbeute seines Lebens nutzlos anzuwenden suchte, so verfolgte er doch alle Bewegungen der politischen und literarischen Welt mit der größten Antheilnahme; er suchte zwar die Welt nicht mehr auf, sondern wurde von ihr aufgesucht und blieb in fortwährendem freundlichen Wechselverkehr mit dem aufkeimenden Geschlechte. Sein äußeres Leben bot ihm ruhige Befriedigung und Behaglichkeit; sogar in seinem Körper und seinem äußerlichen Auftreten zeigte sich, daß die Poesie auch hier nur der Wiederschein des Lebens war. Früher war er hager und bleich, bewegte sich unstät von einem Flecke zum andern, hielt selbst im Gespräche nicht aus — seit der Vollendung des Titan erhielt er ein äußerst kräftiges Ansehen, so daß

man ihn dick nennen konnte. Unverändert blieben nur die feine Nase, der zarte Mund, die reine, geistvolle Stirn, das blitzende Auge.

Die poetische und literarische Thätigkeit des Dichters läßt sich am besten mit seiner Geburtsstätte, dem Fichtelgebirge, vergleichen; wie dieses die Wasser aus der Tiefe und aus den Wolken saugt, und sie dann in vier verschiedenen Strömen nach den vier Weltgegenden entläßt, so war es während einer zwölfjährigen Epoche seit der unsichtbaren Loge sein Streben gewesen, die verschiedenen Strahlen seiner Phantasie in einen großen Brennpunkt zu sammeln, um sie dann wieder auseinander gehen zu lassen. Der Dichter entließ seine ferneren Arbeiten in vier verschiedene einzelne Strömungen, in sentimentalernsten kleinen Dichtungen, in rein komischen Aufsätzen und Erzählungen, in philosophisch critischen Werken, endlich in politischen.

Es kann nun keinem Zweifel unterworfen sein, daß den „Flegeljahren" hinsichtlich seiner Originalität und der Intention, der Anlage und der Durchführung in der Literatur aller Völker kein ähnliches an die Seite zu setzen ist. Es bildet den Uebergang aus der einen Epoche in die andere. Die Persönlichkeit des Dichters, sein Leben, seine Erfahrungen, seine Gedanken, Träume und Bestrebungen treten in dem Werke besonders hervor, und es wird im eigentlichsten Sinne das, was



Göthe später „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben“ nannte. Es ist auf den ersten Blick zu erkennen, daß Jean Paul in den beiden Charakteren des Vult und des Walt sich selbst dargestellt habe; er verkörperte in ihnen die beiden in ihm sich bekämpfenden und hier mit Bewußtsein getrennt gehaltenen Naturen. Im Walt ist die ernste, schöpferische, in der Welt ein Paradies ahnende, in Jünglingsunschuld das Gemeine nicht kennende, aus jeder Blüthe Freude ziehende Natur — in dem Flötisten Vult die Natur, welche die Welt in ihren Dreck auflöset, jede Empfindung zersetzt, ungläubig die Welt verachtet, nur in Spott und Scherz sich berauscht. Beide sind Zwillingsbrüder — zweien Magneten zu vergleichen, die beständig aus der Entfernung sich mit Gewalt einander anziehen, wenn sie zusammentreffen aber sich wieder abstoßen, wie positive und negative Elektrizität. Beide Naturen suchen über einander die Herrschaft zu gewinnen, die eine durch die überwiegende Kraft seiner Liebe, die andere durch die imponirende Ueberlegenheit des Verstandes, des Wissens und der Erfahrung. Unzweideutig betrachtet der Dichter als den Haupttheil seines Wesens die sentimentale, ernste, positiv gestaltende Dichternatur; die Flegeljahre sind nicht nur eigentlich für den Walt die versuchte Bildungsschule, während Vult von vorn herein als unverbesserlich aufgegeben

wird; sondern der Dichter hat das Accessorische symbolisch sogleich bei dem Akt der Geburt angedeutet, indem er den Letzteren später, ganz wider Erwarten der Aeltern geboren werden, ihn dann durch dieselben sogleich von der Geburt an als Soldaten dem Fürsten preisgeben läßt. Das Werk erhielt dadurch der äußeren Anlage nach jenen Charakter, nach welchem die Darlegung der beiden getrennten Doppelnaturen als etwas Beiläufiges, die Heranbildung Walts als eines harmonischen und selbstständig vollendeten Dichters und Menschen als der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Handlung erscheint. Der Entwurf zu den Flegeljahren beschäftigte den Dichter schon vor seiner Verheirathung und vor dem Beginn der Arbeit am dritten Titanbande. Wir haben schon oft den hervortretenden Widerspruch in den Neigungen und Ansichten des Dichters besprochen; bald war er vollständig muthlos, bald von hoffnungsreichem Selbstvertrauen beseelt. Die düstere Stimmung über das Mißlungensein der ersten Titanbände gab die ersten, die Freude über die folgenden die zweite Idee der Flegeljahre. Jean Paul führte die Darlegung der beiden Naturen bis zur Entlassung der humoristischen in die weite Welt, und er ward hierbei einen ähnlichen Weg geführt, wie im Siebenkäs; die Flegeljahre haben nur außer der plastisch schönern Form der Darstellung der natürlichen Hand-

lung und Erfindung noch den großen Vorzug vor jenem Romane, daß der Schöpfung kein Schluß aufgedrungen wurde, der ihr nicht gebührt hätte. Jean Paul selbst sprach von Zeit zu Zeit von einer Fortsetzung der Flegeljahre, bald im Scherz, bald im Ernst. In dem, wenige Wochen vor seinem Tode geschriebenen Vorworte zu den sämmtlichen Werken führt er nur die unsichtbare Loge und die biographischen Belustigungen als seine unvollendeten Schöpfungen auf. Es nehmen also in den Flegeljahren drei verschiedene Elemente die Aufmerksamkeit in Anspruch: das psychologische Verhältniß zwischen Walt und Vult, die Darlegung der Dichternatur Walts und die Mittel zu dessen Heranbildung insbesondere, endlich die in das Sein und Leben des — Letzteren verschmolzenen Schilderungen, Winke und Notizen aus des Dichters eigenem Leben. Im Anfang des Romans finden wir Walt allein, und erfahren nur, daß der wilde Taugenichts Vult seit den Knabenjahren davongelaufen ist. Das Leben Walts erscheint seit dem Verschwinden Jenes, dunkel, verfehlt und seinen Anlagen und Neigungen zuwider, weil der Bruder verschwunden und ihm vom Vater dessen Stelle als zukünftiger Jurist einzunehmen geboten worden ist. Im Anfang des Romans wird ihm durch einen Fremden ein Ziel und ein Bildungsweg dazu vermittelst einer zu erreichenden

Erbschaft aufgedrungen. Walt ist eigentlich zum Dichter geboren, aber er ist schon Notar geworden, ohne in Folge seines bisherigen kümmerlichen Lebens etwas Anderes gedichtet zu haben, als einzelne Gedanken und Gleichnisse in ungebundener Rede, die er Streckverse nennt. Vult, der aus der Fremde kommt, hört zufällig einige jener Streckverse; auch er konnte, in der Welt umhergetrieben, seine satyrischen und humoristischen Einfälle nirgends gestalten. Er giebt sich dem Bruder zu erkennen, und bringt ihn auf den Gedanken, einen Roman zu arbeiten, den sie gemeinschaftlich, Jener den ernst poetischen, Dieser den satyrischen Theil ausarbeiten wollen. Erst jetzt, nach der Wiedervereinigung mit dem Bruder sieht Walt ein seinen Anlagen und seiner Bestimmung gemäßes Ziel vor Augen, und erhält durch den Beistand Vults die Mittel dazu, Hand an das Werk zu legen. Vult findet in Walt zuerst den Gegenstand herzlicher Neigung und Liebe zum Leben; er will dem Bruder mit seiner Weltkenntniß zur Seite stehn und hofft von ihrer bleibenden Vereinigung auch für sich Glück und Zufriedenheit. Er verliebt sich sogar in ein weibliches Wesen. In einem Conzert erblickt Jener die Geliebte; weltmännisch gewandt verschafft er die Veranstaltung jener Morgenszene, in welcher Wina ihre Liebe zu Walt verräth, und entreißt ihr auf der Redoute ihr

Geständniß. Doch tritt zwischen beiden Brüdern bald Entzweiung ein. Vult will über den blöden und ernsten Zwillingsbruder mit seinem Verstande herrschen, dieser strebt mit seiner überwiegenden Phantasie nach einem höheren und glänzenderen Freunde. Durch die Eifersucht Vults entsteht die erste Disharmonie in dem Verhältniß. Walt will dem Predigen Vults von Mißtrauen in die Menschen kein Gehör schenken, lieber sogar Gefahren und Opfern sich aussetzen, weist jede Leitung in dieser Beziehung hartnäckig von sich und kränkt dadurch Vults Eigenliebe. Vult macht hierauf noch den letzten stürmischen Versuch zur Vereinigung Beider, indem er sich in die eigene Stube Walts einquartiert; doch können sie nicht zusammen bleiben. Ohne daß sie es wissen, lieben sie dasselbe Wesen; der unbehülfliche Walt gewinnt es durch die Gewalt seines Ernstes und seiner dichterischen Phantasie; der humoristische und kluge Bruder muß mit der Flöte wieder in die weite Welt ziehen. Ein reicher kinderloser Mann hat sowohl Walts Dichtertalent, als seine Hülflosigkeit durch eine Dichtung desselben kennen gelernt und hat den Plan gefaßt, ihn mit den verschiedenartigsten Menschen in Verkehr zu bringen. Er setzt ihn in einem Testamente zum Universalerben seines großen Vermögens ein, jedoch unter der Bedingung, daß er um dieses Vermögen mit den

zahlreichen, habsüchtigen und listigen Verwandten kämpfen muß. Es muß das ganze Vermögen bis zur Erfüllung der letzten Bedingung in den Händen dieser Verwandten, dem Dichter aber nur als ein Bildungscapital gedient haben, ohne ihm etwas mehr, als den nothdürftigen Lebensunterhalt gewährt zu haben. Diese Bedingungen sind hauptsächlich die zeitweise Verwaltung der verschiedensten Funktionen, welche den Dichter in die verschiedenartigsten Lebenskreise bringen sollen; den Erben wird zugleich für jeden Fehler, in den sie den Walt verlocken, ein gewisser Theil der Erbschaft zugesprochen — so daß der Jüngling beständig der Mittelpunkt von Intriguen ist. Dieses eröffnet eine unerschöpfliche Quelle von den mannichfaltigsten Erfindungen, Terrains-, Szenen- und Personenwechseln, von Gruppirungen und Charakteren. Dieser Stoff und diese Erfindung war für des Dichters tiefen Zweck überreich: Die Unschuld, die Unerfahrenheit, die Träume, die Seligkeit, die Weltanschauung einer jugendlichen aus der Einsamkeit des Dorfes und der Armuth plötzlich in das Treiben der Welt mit ihren Luftschlössern hineintretenden Dichterseele zu schildern. Walt mußte daher das vollständige psychologische Selbstportrait Jean Pauls als Jüngling werden; der Dichter gab ihm sein ganzes und vollständiges äußeres Sein in seiner Kindheit, seinen Jünglingsjahren, bis

um die Zeit der Schöpfung der unsichtbaren Loge. Das Terrain ist ebenfalls ein fingirtes; doch aus den Copien und Bruchstücken verschiedener wirklicher Jugendgegenden und Aufenthaltsorte Jean Pauls zusammengesetzt; Haslau ist offenbar eine Mischung von Baireuth. Der ausführlich beschriebene Ritt des Dichters nach Beendigung seiner Schuljahre findet sich in den Anfang der bezeichneten Flegeljahrepoche verlegt, mit allen den dabei gehabten Empfindungen und Genüssen. Einerseits stand der Dichter im Beginn seiner ersten Mannesjahre eben so kindlich vor der Welt, wie am Schluß seiner Knabenjahre; die Helle des Blickes, die Reife des Verstandes, der Reichthum des Wissens blieben dieselben. Walt ist seinem Alter, seinen Verhältnissen und seinem als vielgereister Weltmann auftretenden Zwillingsbruder zur Seite nicht mehr ein Jüngling, sondern ein angehender Mann, aber mit den Gesinnungen, Empfindungen, Hoffnungen, Träumen und Illusionen eines Menschen in den ersten Jahren des Ueberganges des Knaben zum Jüngling. Dadurch wird die Dichtung so tief rührend und ergreifend. Weil der Dichter selbst so gewesen war, so konnte er auch die Seele in ihren Keimen und Blüthen vor Augen legen. Die Jodizer Kinderzeit ist hier treu und ausführlich copirt. Das Kapitel, in welchem die beiden Brüder in den Dämmerungsstunden die ver-

schiedenen Szenen aus ihrer Kinderzeit heraufbeschwören, kann man an die eigentliche Selbstbiographie des Dichters anreihen und dieser verweist z. B. auf die gegebene Schilderung der Weihnachtszeit. Auch einige Züge aus der Leipziger Zeit sind treu copirt. Vult erscheint als jenes Accessorische, zwar als etwas mit ihm unauflöslich Verbundenes, aber doch als etwas in der Persönlichkeit außer ihm Befindliches. Zwar hat er nicht das Leben, nicht die Empfindung des Dichters, er hat seine ihm vom Leben und vom Verstande aufgedrungenen Gedanken; er hat viel von seinem Gehirn aber Nichts von seinem Herzen; er hat das, was wir früher als die Kopfstimme seiner Phantasie bezeichneten. Er ist ein störender Geist, der ihn immer begleitet. Vult lernt das symbolisch auf Reisen, was der Dichter, der zu sehr auf die Bücher angewiesen war, erfahren und erlernt, ohne die lebenden Zustände und Persönlichkeiten anzuschauen. Er weiß daher nichts von dem Inneren Vults zu erzählen, er weiß ihn nicht in der Einsamkeit zu belauschen; er kennt nur seine Einfälle und aus seinem Reiseleben nur einige Anecdoten. Er schreibt ihm kleine Unredlichkeiten zu und protestirt in der Rolle Walts als etwas seinem innersten Wesen Widerstehendes. Walt hat zwar die Kinderjahre mit ihm verlebt, aber in der Gestalt, mit den Zügen und mit dem Cha-

rakter von Jean Pauls wirklichem Bruder. Was Vult in jenen Erinnerungsgesprächen mittheilt, sind fast buchstäblich wahre biographische Züge Jean Pauls.

Im letzten Theile tritt ein sonderbarer Kampf und ein gegenseitiges Widerstreben hervor. Die Unähnlichkeiten zwischen Vult und Walt sollen absichtlich immer stärker herausgehoben werden, und doch fällt Vult immer mehr mit Walt zusammen. Als getrennte Personen können beide nicht länger neben einander bestehen, und auf der andern Seite keiner ohne den andern. Vults Humor entfesselt sich nur in den Lebenskreisen, zu denen der bescheidene Walt sich den Zutritt verschafft, in den beschränkt bürgerlichen, die der Dichter selbst durchlebt. Wina trägt sich nach und nach ein geliebtes Bild aus Beiden zusammen. Sie nimmt die poetischen Streckverse für Vults Erzeugnisse an, und denkt sie sich daher immer in Verbindung mit der dem Vult zugelegten schönen und gewandten Gestalt. — Vult nimmt davon nachher Manches in seine Phantasie auf. Sie geht auf der Maskerade willig in die Täuschung ein, und nachdem sie mit dem eckigen, blöden Tänzer verkehrt hat, hält sie ihn mit dem kräftigen und stürmenden, der ihr in einigen Minuten das Geständniß ihrer Liebe zu entreißen vermag, für eine und dieselbe Person. In den Flegeljahren finden wir wegen dieser Verwechselung und Vermischung zweier in

einer vollkommenen Verschmelzung zu einem edlen, schönen und kräftigen Jugendwesen sich gestaltender, entgegengesetzter und sich ergänzender Naturen die Liebe Wina's zu Walt durchaus natürlich. Der Dichter hätte aus dieser Anlage die romantische Wina leicht bis zum endlichen Heirathband bringen können — aber dann hätte die Trennung der beiden Brüder erfolgen müssen. Walt empfindet ein demüthiges Gefühl ungenossener feinerer Erziehung in der Unbekanntschaft mit den gesellschaftlichen und ritterlichen Geschicklichkeiten. Er darf von Wina wohl träumen, sich nach ihr sehnen, aber nicht sie besitzen.

Jean Paul hatte lange den Gedanken, die Flegeljahre fortzusetzen; er betrachtete überhaupt das Werk als unvollendet. Die Flegeljahre, als der treueste Abdruck seines Seins, fallen mit seinem ganzen Leben, mit den Hoffnungen, der Sehnsucht, der Trauer desselben zusammen, und nach den verschiedenen Ansichten und Stimmungen über den Werth seines Lebens und seiner Poesie mußten auch die Hoffnungen und Wünsche von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit wechseln, daß er seinen Walt zu einem poetisch wahren Ziele werde führen können. So wäre indessen der Roman auf eine äußerst interessante Weise leicht zu beendigen gewesen. Jedermann erkennt indessen klar die große Aehnlichkeit der angegebenen Grundidee der Flegeljahre

mit der von uns entwickelten des Siebenkäs. Einen Unterschied macht unter ihnen nur die Verschiedenheit der Epochen, in welchen sie beide geschrieben wurden. Als er den Siebenkäs schrieb, lag der höchste Gipfel noch vor dem Auge des Dichters, er glaubte, sich von seiner Krankheitsmaterie nur durch die Darstellung dieser Epoche selbst befreien zu können. Nach dem Titan indessen war er sich bewußt geworden, daß diese Entzweiung schon in den ersten Blüthenkeimen seines Lebens sich zu entwickeln begonnen habe. Er holte in der Darstellung seiner selbst von den frühesten Zeiten aus; er konnte daher, die beiden Parallellinien seines Lebens verfolgend, nicht zu einer Vereinigung derselben und zu einem harmonischen Schlusse gelangen. In Walt suchte der Dichter den letzten ernststrebenden Jünglingscharakter darzustellen; Vult war der letzte Versuch, einen aktiven Humoristen im eigentlichen Sinne des Wortes zu schildern. Jean Paul glaubte am Schluß der Flegeljahre selbst nicht, daß sie die letzten Versuche der Art gewesen wären. Er dachte immer noch an eine Fortsetzung der Flegeljahre. Wir sprachen schon über die Meisterhaftigkeit und Plastik der Darstellung, sowohl in dem Verhältniß der Abwechselung der Szenen, als des durchaus harmonisch gehaltenen Tones, über die abgerundete, fließende und bei allem Bilderreichthum natürlichen Sprache. Der

Dichter folgte meist der Wirklichkeit seines vergangenen Lebens, und stand herrschend über allem Darzustellenden an Ereignissen, Szenerie und Figuren. Daher ist er des Stoffes völlig Herr und behält Seelenruhe genug, um sogar den Worten eine Art von poetischem Rhythmus zu geben. Die Flegeljahre griffen so tief in das wirkliche vergangene Leben des Dichters ein, daß er auch nach und nach mit seiner Gegenwart sich in dieselben hineinlebte, während er bei den früheren subjektiven Romanen außer dem Titan das Datum der Vorgänge einige Jahre vor dem Augenblick, in welchem er sie beschrieb, zurückverlegte; aus den Flegeljahren erfährt der Leser die Geschichte der Gegenwart des Dichters. Um die Mitte des dritten Bandes meldet er angeblich dem Stadtmagistrat von Haslau seinen Umzug von Meiningen nach Coburg, und die Ursache seines schnellen abermaligen Wechsels seines Wohnortes waren besonders die Flegeljahre. Plötzlich erwachte in ihm die Sehnsucht nach seinem Heimathlande. Er schrieb den 21. November 1801 an Otto: er habe „eine antiquarische Reise“ vor durch alle Wiegenbretter seiner Vorzeit, nach Jodiz, Hof, Schwarzenbach, Resau, Wonsiedel, Sparneck, Neustadt und Baireuth. Auf Neustadt und Wonsiedel freue sich lechzend sein Herz. Er reiste auch nach Baireuth — doch wurde ihm die Einsamkeit in Meiningen immer drückender,

und er wanderte nach Coburg, obgleich ihm der Herzog eine freie Wohnung, und alle ihm nöthigen Bücher anbot. Doch hatten ihm die Verhältnisse zum Herzoge Gelegenheit geboten, der Wohlthäter einiger vom Schicksale vernachlässigter Talente zu werden. So erhielt Ernst Wagner durch ihn Aufmunterung und wurde durch ihn in die literarische Welt eingeführt; auf seine Verwendung wurde er Cabinetssekretär des Herzogs von Meiningen, wo er seine „Wilibalds Ansichten des Lebens", „Die Reise aus der Fremde in die Heimath" in Liebenstein arbeiten konnte. Auch bevorwortete er Wagners Idee in Betreff der Bildung einer deutschen Künstlerschule, besonders in seiner „Vorschule zur Aesthetik." Auch den bekannten Kanne unterstützte er mit Rath und Geld, bevorwortete dessen „Erste Urkunden der Geschichte." Wagner wurde der Kunst und Menschheit zu früh entrissen — und Kanne führte nachher durch die finstere Schwärmerei seines Ueberchristenthums und seines Mystizismus den Tod des einzigen Sohnes des Dichters herbei. Während des Schaffens an den drei ersten Bänden der Flegeljahre hatte Jean Paul die „Vorschule der Aesthetik" geschrieben, dem Anscheine nach ein kritisches wissenschaftliches Werk, doch Jean Pauls Persönlichkeit ebenso treu schildernd, wie die Flegeljahre. Die letzteren suchen auf dichterische Weise das psychologische

Räthsel seiner Doppelnatur und seiner Poesie zu erklären; die Aesthetik will das richtige Verständniß in derselben eröffnen. Er stellte seine Werke nicht als das Erzeugniß der Willkühr, sondern langer und bestimmter Reflexion, dar. Darin beruht ihr großer Werth. Es gab das Resultat der Erlebnisse und Anschauungen eines ganzen Dichterlebens; kein Werk war außerdem so aus gemeinschaftlicher, gleichmäßiger Verbindung von Theorie und Praxis entstanden, brachte so viele neue ästhetische Anschauungen und Begriffsbestimmungen. Für seine Ansichten und seine Schöpfungen suchte er so viele Gewährsmänner, wie möglich, aufzufinden, und er mußte deßhalb jeden größeren Genius von neuen Seiten anschauen und betrachten. Weil er einen ausgebildeten Sinn für das Kleine hatte und ein scharfes Bewußtsein von den Wirkungen und Gründen desselben, so bereicherte er außerordentlich die Aesthetik, nicht nur die Sprache im Allgemeinen, sondern die Bedeutung und Stellung der Worte. Dadurch erhält die Vorschule der Aesthetik einen so hohen Werth für die Theorie der Kunst überhaupt; ihre Hauptbedeutung besteht in der subjektiven Beziehung zu dem Dichter, einerseits erläutert sie die Werke des Dichters, andrerseits erhält sie erst durch seine übrigen Werke die vollständigste Würdigung, wie eine vollkommen genügende Erklärung seiner Natur

und Poesie nicht aus diesem Werke allein gewonnen werden kann, sondern nur im Vergleich mit seinen übrigen Werken. So nannte er z. B. den Humor das umgekehrt Erhabene. Wolfgang Menzel nannte ihn richtiger das Bewußtsein um die irdische Unvollkommenheit und seine ästhetische Wirkung das Tragikomische; er läßt ihn aus dem schmerzlichen Gefühl entspringen, daß wir an den Krankheiten der Zeit leiden. Eigenthümlich sei er unserer Zeit, wo die Zerrissenheit im Ganzen sich in jedem Einzelnen wiederhole. Der Humor ist offenbar eine Krankheit am Leben selbst, daher sein Unvermögen, kräftige und schöne Gestalten zu schaffen, daher die Armuth an Erfindung, der Mangel an Mannichfaltigkeit und an Reichthum von Charakteren. Charakteristisch beim Humoristen ist der Schmerz über ein verfehltes Leben, der Widerspruch der Bestimmung mit den Mitteln. An einer Stelle, wo er von der Entstehung poetischer Charaktere spricht, sagt er: „Freilich ist Erfahrung und Menschenkenntniß dem Dichter unschätzbar; aber nur zur Farbengebung des schon erschaffenen und bezeichneten Charakters, welcher diese Erfahrungen sich aneignet und einverleibt, durch sie aber so wenig entsteht, als ein Mensch durch Essen. Das Götterbild, die Minerva, springt nicht in den Kopf des Dichters, sondern aus dessen Kopfe schon belebt und bewaffnet. Aber für

diese Lebendige suche er in der Erfahrung nach Local-farben, die ihr passen. Hat er z. B. einmal eine Liane, wie der uns bekannte Verfasser, aus sich geschöpft, so schaue er, wie dieser überall in der gemeinen Erfahrung nach Locken, Blicken, Worten umher, welche ihr anstehen." In einer andern Stelle S. 64 sagt er: „Die bestimmtesten, besten Charaktere eines Dichters sind daher zwei alte langgepflegte, mit seinem Ich geborene Ideale, die beiden idealen Pole seiner wollenden Natur, die vertiefte und die erhabene Seite seiner Menschheit."

Wenige Monate nach Jean Pauls Einzug in Coburg starb plötzlich Johann Gottfr. v. Herder. Jean Paul wurde dadurch so bewegt, daß das ganze Schlußkapitel nur ein Lobgedicht Herders wurde. Doch scheint sich Jean Paul gar nicht über die Verhältnisse Coburgs unterrichtet zu haben; denn er fand sich in seinen Erwartungen völlig getäuscht. Es scheint, nach vielen Aeußerungen zu schließen, als habe er die unangenehmen Erinnerungen an diesen Ort verwischen wollen. In der „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" wird erzählt, daß der Dichter in die unangenehmen Reibungen zwischen den beiden Ministerfamilien Kretschmann und Wangenheim, insofern verwickelt worden wäre, als er, von Beiden freundschaftlich behandelt, mitten inne gestanden habe. In einem Briefe an den Herzog

Emil von Gotha erwähnt Jean Paul selbst, wie sehr Unrecht ihm der Herzog von Meiningen gethan habe, ihn für den Verfasser eines faden Spaßes über denselben in dem Coburger Wochenblatte einen Augenblick gehalten zu haben. Nachdem er sich kaum ein Jahr in der Stadt aufgehalten, verließ er sie wiederum. Er beschloß jetzt, seinen Sitz für seine übrige Lebenszeit in Baireuth zu nehmen — nach nur siebenjähriger Abwesenheit kehrte er daher zum Fichtelgebirge zurück.

Funfzehntes Kapitel.

Baireuth während der französischen Herrschaft von 1805 bis Ende 1811. — Das Freiheitsbüchlein. — Levana. — Attila Schmälzle. — Friedenspredigt. — Fastenpredigt. — Dämmerungen für Deutschland. — Museum. — Kleine scherzhafte Schriften. — Katzenbergers Badereise. — Fiebels Leben.

Am 14. August 1804 langte Jean Paul in Baireuth an und richtete sich mit Otto bequem und behaglich ein. Wenige Wochen indessen nach seiner An-

kunft wurde er auf den polemischen Kampfplatz gezogen. Die Widmung seiner Aesthetik an den Herzog von Gotha hatte er nach Jena geschickt, wo Perthes in Hamburg das Werk drucken ließ. Sie war so abgefaßt, als würde der Herzog in einer bereits gedruckten Zuschrift erst gebeten, seine Bewilligung zu der erst wirklich zu unternehmenden Widmung zu geben; auch waren die bis dahin noch unbekannt gebliebenen dichterischen Erzeugnisse des Herzogs gelobt und der Dekan der philosophischen Facultät in Jena, Dr. Voigt, versagte daher ohne Weiteres das Imprimatur. Die Jenenser erstaunten noch mehr, als Jean Paul den Beweis lieferte, daß der Herzog seine Zustimmung gegegeben habe. Die ganze philosophische Facultät bestätigte das Verbot des Druckes, wahrscheinlich war dazu der Befehl von Weimar aus gegeben worden. Doch hatte man vergessen, daß man es mit einem unerschrockenen Dichter und mit einem genialen Fürsten zu thun habe.

Jean Paul begriff, welche Verwüstungen durch die Censur angerichtet werden müßten und faßte den Entschluß, dieses unvernünftige Institut als das gefährlichste Werkzeug der Tyrannei anzugreifen; er bat deshalb den Herzog, ihm den Abdruck der genannten Widmung in seiner Schrift gegen die Censur zu erlauben. Der Fürst gestattete ihm sogar den Abdruck aller

bei dieser Gelegenheit zwischen ihnen gewechselten Briefe. So arbeitete Jean Paul in drei Wochen die Streitschrift gegen die Censur aus, und ließ das Ganze in Erfurt unter dem Schutze des Herzogs von Dalberg drucken. Wenn nun das Publikum in den Briefen Ausdrücke las, wie folgende: „Der Dichter möge nach Gotha kommen, um da zu verpissen, was er in Liebenstein getrunken, dabei aber die Perücken seiner Minister verschonen“, so kann man sich das Erstaunen denken. Gleichzeitig aber brachen in Deutschland die politischen Stürme immer mehr hervor, und die Verhältnisse des ganzen deutschen Verkehrs wurden dadurch trübe umwölkt. Der Buchhändler Cotta hatte ihm für den äußerst weitläufig gedruckten Bogen der Flegeljahre sieben Louisd'or bezahlt; er klagte indessen bald über die Abneigung des Publikums, in den unruhigen Zeiten größere Werke zu kaufen. Jean Paul dagegen fühlte bald das Bedürfniß der Erholung und sah besorgt, daß er sich in kleinen Arbeiten für Zeitschriften und andere periodische Schriften mehr werde zersplittern müssen. Er suchte daher eine einigermaßen gesicherte Stellung. Weil der König von Preußen ihm fünf Jahre vorher ein Canonicat versprochen hatte, so erinnerte er den König im Januar 1805 an sein Versprechen. Der Erbprinz Georg von Mecklenburg theilte ihm mit, „daß S. Majestät des gegebenen Verspre-

chens sich nicht bestimmt zu erinnern wisse“. Auch ohne Erfolg blieb es, daß er die deßhalb erhaltene schriftliche Zusage einsandte. Er schrieb hierüber an seinen Schwiegervater Maier: „Meine Bitte wirke, wie sie wolle, ich bin doch unabhängig von ihrer Erfüllung; und am Ende ist's auch keine Unehre, von Kotzebue und Lafontaine sich unterschieden zu wissen durch Reins!“ Bei einem Besuche der Königin Louise mit der Großfürstin Constantin in Baireuth brachte Jean Paul seine Bitte wieder persönlich an. Auf die Aufforderung Hardenbergs und Schuckmanns nahm Jean Paul an den Festlichkeiten Theil; er dichtete dazu zwei Gesangchöre, die Dryaden und Najaden in ungereimten Versen, die er später mit Beschreibung der Festlichkeit unter dem Titel „Meine ersten Verse“ mittheilte. Dann begab er sich nach Wonsiedel zu dem dort als Superintendent angestellten Pfarrer Vogel. Er wurde dem Könige wie der Königin vorgestellt, erhielt aber nur eine Wiederholung des Versprechens. Nachdem er den vierten Band der Flegeljahre abgeschickt hatte, unternahm der Dichter eine zweite Arbeit, deren Materialien zerstreut umherlagen und nur zusammengestellt zu werden brauchten. Schon früher war die Erziehung zu Menschen immer Gegenstand seines Nachdenkens gewesen. Er arbeitete die Levana vom Juli 1805 bis Anfang Oktobers 1806 rasch aus; sie dient

zur Erklärung der Vorschule der Aesthetik. Zum Verständniß seiner Werke ist die Levana aber weit wichtiger, als die Aesthetik. Er ließ ganze Stellen aus der unsichtbaren Loge wörtlich in der Levana wieder abdrucken. Die Levana, Aesthetik und die Flegeljahre bilden eine zusammenhängende Trilogie, die das Räthselhafte in Jean Pauls Natur und in seinen dichterischen Schöpfungen philosophisch, psychologisch und poetisch zu erläutern streben. So wie die Aesthetik einen allgemeinen und ästhetischen, so hat die Levana einen menschlichen und cosmopolitischen Zweck und Werth. Nirgends wird die menschliche Natur gründlicher dargelegt, nirgends werden so viele verborgene Seiten der Kinderseele aufgedeckt, nirgends ist der ganze Mensch in seiner Wechselwirkung zur Außenwelt so umfaßt, nirgends die Achtung vor der freien Individualität so ausgesprochen worden. Bei dieser Arbeit kam ihm die Einsamkeit, in der er bisher gelebt, außerordentlich zu statten. Die Kenntniß des weiblichen Herzens bis in die verborgensten Züge, wodurch er gerade in den Stand gesetzt wurde, Regeln für die weibliche Erziehung zu geben — Alles das konnte er nur in der Höfer Einsamkeit sich erwerben. So war die Levana nicht nur ein schätzbares Erziehungsbuch, sondern zugleich eine empirische Psychologie. Daher wurde sie überall mit großem Beifall aufge-

nommen — und selbst Goethe sprach in einem Briefe an Knebel seine Anerkennung darüber aus. Die erste Auflage war bald vergriffen und die zweite Auflage wurde einem anderen Verleger gegeben, weil der erste in den Verdacht gerathen war, ohne Wissen Jean Pauls einen Nachdruck veranstaltet zu haben. Es erschien ein besonderes „Lexikon für Frauen“ dazu, weil viele philosophisch technische Ausdrücke darin waren.

Zwei Wochen nach der Vollendung der Levana war die Schlacht bei Jena, und die Hoffnungen, die man auf Preußen gesetzt, brachen damit völlig zusammen. Der Despotismus, in den Napoleon den Continent schlug, lastete so schwer auf Deutschland, daß es kaum mehr an eine bessere Zukunft zu denken wagte. Ja das Selbstvertrauen war so geschwunden, und die Lehren der Geschichte waren so völlig vergessen, daß man sogar besorgte, die deutsche Sprache und Literatur werde in kurzer Zeit ganz vernichtet sein. So sehr hatte das büreaukratische Regiment den politischen Verstand des Volkes entnervt. Ganz anders aber dachte in dieser Beziehung Jean Paul. Von seinem einsamen Standpunkte unter seinen Büchern aus behielt er den hellen, das Ganze übersehenden Blick. Die größten Schreckenszeiten der französischen Revolution hatten seine Bewunderung für dieselbe nicht schwächen können; ebensowenig ließ er sich durch das augenbl

liche politische Unglück zu den allgemeinen Besorgnissen hinreißen. Ja er hatte schon den richtigen politischen Blick, die Auflösung des deutschen Reichs als ein Glück für Deutschland anzusehen. Er kannte jenen beschränkten Patriotismus nicht, dem es gleichgültig ist, welches Schicksal andere Völker neben dem eigenen haben. Damals schon fühlte er, was jetzt von Allen erkannt wird, daß das Interesse Aller ein solidarisches ist, ein Volk allein gegen den Despotismus zu schwach bleibt. Er hielt es sogar für ein Glück, wenn Napoleon eine Zeitlang in der Gewalt blieb, um die morschen Trümmer veralteter Institutionen zu stürzen. Nur darüber war er nicht mit sich einig, wie er in die Kämpfe selbstthätig eingreifen solle. In seinem Tagebuche lesen wir hierüber Folgendes: „Wüßt' ich gewiß, daß Buonaparte Unrecht hätte, und eben so gewiß alle gerechten Mittel gegen ihn, o so wäre es ja leicht, selbst ein Leben gegen ihn zu wagen durch Schrift. Aber diese Ungewißheit lähmt so fürchterlich den Muth, den kosmopolitischen, der durchaus seine Zwecke in der Folge suchen muß. Dies ist eben, was die Welt verwirrt und aufhält, daß unter so tausend Verwickelungen des Menschenwohles keine aufopfernde Seele so leicht — gebe sie immer das Leben hin — das Rechte ausfindet. Das moralische Prinzip des besten Wollens hilft hier Nichts, weil ich

eben hier Materie brauche, für das beste Wollen." Am Ende des Jahres sagt er: „Man muß durchaus die Zeit, und Buonaparten in ihr, nicht aus dem Gesichtspunkte der Individualität und Moralität, sondern aus dem der Weltbürgerlichkeit betrachten. Alles Große war Anfangs zu groß, und stach und quälte; erst dem fernen Auge schliffen sich die Spitzen ab." Wir führen zur besseren Beurtheilung des Standpunktes, von dem aus er die politischen Bewegungen der Zeit betrachtete, einen Brief an seinen Verleger Perthes an. Zunächst schrieb dieser an ihn:

Hamburg den 19. November 1805.

„Ich habe von Ihnen einen Brief vom 12. August vor mir, an dessen Beantwortung ich in der langen Zeit oft, sehr oft gedacht — — Sie glauben nicht, wie ich alles literarische und papierne Wesen, alle großen Worte, alle Geistesmäkelei hasse. Die Sucht, alles zu sagen, was in den besseren Stunden in uns geboren wurde, und die natürliche Folge, daß es nun damit aus und so gut ist — das ist es, was seit 30 bis 50 Jahren die Kraft der Besseren und der Besten gebrochen hat. Da war nur ein Streben; das Hohe, Starke, Große, Tiefe älterer Zeiten in Form und Worten zu erreichen; aber ein Sein fand sich nicht, und fand sich's, wurde es verbuhlt. Mißverstehen Sie

liche politische Unglück zu den allgemeinen Besorgnissen hinreißen. Ja er hatte schon den richtigen politischen Blick, die Auflösung des deutschen Reichs als ein Glück für Deutschland anzusehen. Er kannte jenen beschränkten Patriotismus nicht, dem es gleichgültig ist, welches Schicksal andere Völker neben dem eigenen haben. Damals schon fühlte er, was jetzt von Allen erkannt wird, daß das Interesse Aller ein solidarisches ist, ein Volk allein gegen den Despotismus zu schwach bleibt. Er hielt es sogar für ein Glück, wenn Napoleon eine Zeitlang in der Gewalt blieb, um die morschen Trümmer veralteter Institutionen zu stürzen. Nur darüber war er nicht mit sich einig, wie er in die Kämpfe selbstthätig eingreifen solle. In seinem Tagebuche lesen wir hierüber Folgendes: „Wüßt' ich gewiß, daß Buonaparte Unrecht hätte, und eben so gewiß alle gerechten Mittel gegen ihn, o so wäre es ja leicht, selbst ein Leben gegen ihn zu wagen durch Schrift. Aber diese Ungewißheit lähmt so fürchterlich den Muth, den kosmopolitischen, der durchaus seine Zwecke in der Folge suchen muß. Dies ist eben, was die Welt verwirrt und aufhält, daß unter so tausend Verwickelungen des Menschenwohles keine aufopfernde Seele so leicht — gebe sie immer das Leben hin — das Rechte ausfindet. Das moralische Prinzip des besten Wollens hilft hier Nichts, weil ich

eben hier Materie brauche, für das beste Wollen." Am Ende des Jahres sagt er: „Man muß durchaus die Zeit, und Buonaparten in ihr, nicht aus dem Gesichtspunkte der Individualität und Moralität, sondern aus dem der Weltbürgerlichkeit betrachten. Alles Große war Anfangs zu groß, und stach und quälte; erst dem fernen Auge schliffen sich die Spitzen ab." Wir führen zur besseren Beurtheilung des Standpunktes, von dem aus er die politischen Bewegungen der Zeit betrachtete, einen Brief an seinen Verleger Perthes an. Zunächst schrieb dieser an ihn:

Hamburg den 19. November 1805.

„Ich habe von Ihnen einen Brief vom 12. August vor mir, an dessen Beantwortung ich in der langen Zeit oft, sehr oft gedacht — — Sie glauben nicht, wie ich alles literarische und papierne Wesen, alle großen Worte, alle Geistesmäkelei hasse. Die Sucht, alles zu sagen, was in den besseren Stunden in uns geboren wurde, und die natürliche Folge, daß es nun damit aus und so gut ist — das ist es, was seit 30 bis 50 Jahren die Kraft der Besseren und der Besten gebrochen hat. Da war nur ein Streben; das Hohe, Starke, Große, Tiefe älterer Zeiten, in Form und Worten zu erreichen; aber ein Sein fand sich nicht, und fand sich's, wurde es verbuhlt. Mißverstehen Sie

mich nicht; der Dichter, der Erforscher und Darleger wissenschaftlicher Gründe, die reiche Individualität, die das Wort für sich findet, verdient die Achtung und Liebe der Nation. Aber dazu bedarf es eines Zweckes. In alten Zeiten waren die Dichter und Geschichtschreiber die Führer ihres Volkes. Kann das auch jetzt nicht sein, der Stimme des Volks muß am Ende die Macht weichen, und — was kann werden? Und gab es eine Zeit, wo dem bloßen deutschen Mann mehr Freiheit gesetzlich und rechtlich zuerkannt war, was von jeher in Deutschland gewaltet, aufgelöst und vernichtet ist? — Es schreibt mir ein glaubwürdiger Mann: „die Zeit ist da, wo alle Gleichgesinnten sich einander brüderlich anschließen müssen zu dem Werke der Nationalrettung, und wenn es mißglückte, wenn das ganze Machwerk, vor dessen Erhaltung die, welche es am wenigsten sollten, die Hände abziehen, zerbrechen sollte, zu fester Einigung, damit der Keim der Erneuerung bleibe, und nicht ein allzugutes Volk, wie wir Deutsche, dem Joch der Uebermüthigen sich unterwerfe." Könnte ich machen, daß alle Rechtliche in diesen Bund vereinigt würden, er sollte der kräftigste sein! — Sie sind ein geistvoller, thätiger Mann. Sie haben noch ungefundene Wege, die gerade in des Menschen Herz und Geist führen, betreten. Sie wären in der Vereinigung, die eine offene und feste sein wird, ein wirk-

sames, mächtiges Glied! Wohlan! Wenn Sie mir antworten, wie ich es voraussehe, ein Weiteres! Es gehe, wie es wolle — es komme Freiheit oder es bleibe Knechtschaft — Deutschland ist noch nicht verarmt! Bei Gott! wenn wir fest sind, so werden wir erdulden, was sonst unerträglich wäre. Sie wissen nun, wie es bei mir steht, und ich biete Ihnen die Hand auf Treu und Glauben." —

Jean Paul antwortete ihm:

Baireuth 3. Dezember 1805.

„Hamburg und die andern Hansestädte sind noch die Arterien des deutschen Reichskörpers; weiter herein giebt's nur Venen und lymphatische Gefäße. Oesterreich verdient keine Erhaltung, da es seine Unterthanen mit einem ewigen, geistigen Krieg überzieht und belagert, und aus Mangel an Köpfen gehen ihm nun die Arme verloren. Aber das übrige Deutschland hat noch beides! Ich finde in der alten Geschichte, daß Cäsar zwar Gallien besiegte, aber nicht Deutschland. In deutschen Regierungsformen ist doch deutscher Geist nicht nothwendig eingeschmiedet. Schon unsere deutsche gelehrte Republick und Cosmopolitie wird ihm und seinen Flammen Ort und Nahrung und Thron verleihen — Bei den Alten waren die Dichter Geschöpfe der Regierungsform; jetzt sollen sie Schöpfer derselben

seyn? — Sie werfen ihnen mit Unrecht vor, daß sie über dem Einkleiden das Verkörpern vergessen. Jede Kunst, das Handeln, wie das Sprechen, Schreiben, Bilden „fordert ein ganzes Leben“, und hier ist weiter keine Frage, — als — Alles oder Nichts. Demosthenes war auf der Rednerbühne tapferer, als auf der Schlachtbühne, und dort ein siegendes Heer, da ein fliehender Mann. Ein Dichter, als solcher, wirkt auf den Weltkreis; ein Mensch auf den Familienkreis. Wahrlich! in dieser tiefen einsinkenden Zeit, über diesem Morast voll Uebel, halten beinahe nur noch die Schriften das Große, Gute, Wahre, Schöne wie mit Flammen und im Aether aufrecht und emporgehoben, und in Bibliotheken wird einst die Auferstehung der geistigen Todten sein und ein tausendjähriges Reich anfangen hinter dem Deutschen. Uebrigens theil' ich alle Ihre patriotische Glut, und knirsche so oft mit den Zähnen, als irgend ein Deutscher. Alle meine Werke sind, wie mein Leben, Freigeborne keine Sklavenkinder irgend einer knechtischen Absicht. Darum blieb ich auch arm. Taug' ich in Ihren Bund ebenso gut mit meinen Kräften — bloße poetische thun's nicht — als mit meinen Gesinnungen, welche die Ihrigen sind: so will ich gern ein Dorn, ein Stiel, ein Blatt in diesem Kranze sein“.

Es erklärt sich somit seine Bedenklichkeit, gegen

Napoleon aufzutreten. Doch wußte ihn Perthes zu bewegen, in einen Bund einzutreten, der noch auf andere Weise, als durch Schrift, wirken sollte. Sogar durch den Ausgang der Schlacht von Jena ließ er sich noch nicht bestimmen, einzugreifen. Im November 1806 machte er die ersten Vorarbeiten zu dem Leben Fibels. Der General Bernadotte überzog kurz darauf mit seinem Corps das Fürstenthum Baireuth. Um in seiner häuslichen Ordnung nicht gestört zu werden, richtete er an den General ein französisches Schreiben, das Erfolg hatte. Bei der Contribution, die für die Franzosen erhoben werden sollte, war er mit unter den Kapitalisten aufgezeichnet, und sollte als solcher besteuert werden. Jean Paul fragte den Minister von Schuckmann in Baireuth, „ob er zu den Kapitalisten gehöre, da er immer nur das für sein Bedürfniß nothwendige Geld habe, zumal als Fremder, der in Baireuth nur Geld verzehre, und dieser Stadt weiter Nichts verdanke, als Gegend, Bier und Langeweile. Er werde der ungesetzlichen Forderung 4 Groschen verweigern; denn es sei ihm Alles gleichgiltig, nur nicht Ungerechtigkeit.“ Der General antwortete ihm, daß seine Gedanken kontributionsfrei sein sollten — und lud ihn zum selben Tage zu sich zur Mittagstafel ein. Jean Paul beschloß jetzt, für die Aufheiterung des Volkes thätig zu sein und schrieb zu

sem Zwecke launige Charaktergemälde, dem „Ziehbrief des Attila Schmälzle“, dann die, damals nur in zwei Bänden erscheinende „Badereise des Doktor Katzenberger“, Meisterwerke mit einem großen Reichthum an komischen Szenen, an Fülle des Witzes. Beide Werke waren durch die eben durchlebte kriegerische Zeit entstanden und haben die Form der Reisebeschreibung. Katzenberger ist die Idee eines überaus eitlen, sentimentalen Dichters zur Seite gestellt, in dem wir an manchen Stellen Jean Paul selbst wieder erkennen. Beide Werke wurden vom Publikum mit großer Freude aufgenommen. Der berühmte Anatom Mäckel in Halle widmete ihm wegen des Katzenbergers eine lateinische Abhandlung über die Mißgeburten. Beide Werke hatten indessen doch Beziehung auf die politischen Verhältnisse; in Katzenberger schließt sich der Dichter in gewisser Weise den damaligen patriotischen Bestrebungen gegen den Einfluß der Fremdherrschaft an. Die Besorgniß, daß die deutsche Sprache und Literatur durch die Franzosen erdrückt werden könnte, veranlaßte, daß man die altdeutsche Volksliteratur wieder hervorsuchte. So erschienen die Bearbeitungen des Niebelungenliedes, des Knaben Wunderhorn, Görres Volkssagen, die Schriften Brentano's, Arnims, von der Hagen's, Tiecks und Schlegels. Jean Paul unterstützte diese Bestrebungen.

Durch den Tilsiter Frieden wurde Preußen zerstückelt, das Königreich Westphalen errichtet, und der Rheinbund vergrößert. Obgleich Jean Paul von seinem kosmopolitischen Standpunkte aus diese Ereignisse nicht als ein Unglück betrachten konnte, und obgleich sein Vertrauen zu Napoleon nicht dadurch vermindert wurde, so beschloß er doch, sein bisheriges Schweigen zu brechen. In seiner „Friedenspredigt" suchte er daher die Gemüther des Volkes wieder aufzurichten. Es ist bewundernswerth, wie richtig er schon damals das sogenannte Unglück in der preußischen Niederlage in Jena in seinen wohlthätigen Folgen zu würdigen wußte. Eben so richtig beurtheilt er auch den Rheinbund. Nur dann würde derselbe schaden, wenn die Bundesstaaten Deutschlands, — das sonst wie die Schildkröte zwischen zwei entgegengesetzten Schilden, zwischen dem preußischen und dem österreichischen, sich bewegte und deckte — sich nicht nach innen zu um einen Schwerpunt bildete, als sie einen außer sich haben; oder wenn sie getrennte Gesellschaftsinseln, oder höchstens verknüpfte Turniergenossen würden, anstatt einer schönen Eidgenossenschaft auf der Ebene, oder eines von Napoleon und einem langen Frieden beschützten Fürstenbundes. Aber er war ein Prediger in der Wüste, er blieb mit seinen Ansichten unbeachtet. Die Altdeutschthümler trieben das Volk in den Kampf,

aus dem es nur in eine neue Sklaverei verfallen sollte. Ebensowenig war man im Stande, die Idee des Rheinbundes zu erfassen; und nur der Fürst Primas Dalberg bot zur Verwirklichung dieser Idee, die von den andern Fürsten verschmähete Hand. Napoleons Schuld war es nicht, daß die Rheinbundsfürsten jedes deutsche Interesse verläugneten. Napoleons große und ursprünglich beglückenden politischen Ideen gingen nur darum zu Grunde, weil kein Volk sie richtig aufzufassen und durchzuführen verstand. Es ist kein geringes Verdienst Jean Pauls, daß er in seiner Friedenspredigt dahin arbeitete, die Nation zu einem innigeren Verhältniß mit der französischen zu veranlassen. Er widerlegt die alberne Furcht, „daß deutsche Nationalbildung, Sprache und Literatur, sogar die Volksselbstständigkeit verloren gehen könne", indem er sagt, „daß wenn in der ganzen Geschichte die gebildete Nation die ungebildete aufgelöst und polypenartig in sich verwandelt habe, gleichgiltig, ob siegend oder besiegt, so sei zwischen zwei gleichgebildeten Nationen keine historische Möglichkeit eines nationellen Vertilgungsfriedens."

Die „Dämmerungen für Deutschland", welche im August 1808 ausgearbeitet würden, waren eine Fortsetzung der Friedenspredigt. Er begriff, daß dem gebeugten und geblendeten Volke vor Allem der gesun-

kene Glauben und der Muth wiedergegeben werden müsse; er bewies daher in den „Dämmerungen“ aus dem Gang der Weltgeschichte im Allgemeinen die Gewißheit einer besseren Zukunft auch für die deutsche Nation, erinnerte das Volk an seine Vorzüge, um damit das drückende Gefühl von der Uebermacht der Franzosen zu vernichten — und suchte die übermäßige Bewunderung Napoleons in ihre richtigen Grenzen zurückzuführen. Er stellte die Frage, „welche Bewunderung denn eigentlich ein großer Feldherr und Eroberer verdiene?“ Er stellt überall die Feldherrnkunst, den Feldherrnmuth unter die Kunst eines Newton, den Muth eines Sokrates und Cato und unter die Besonnenheit der französischen Republikaner vor dem Tribunal. So ruft er aus: „die Eroberer wird kein Buch erobern und bereden, aber gegen das vergiftende Bewundern derselben soll man sprechen“. — Ferner „Schelling redet von einem fast göttlichen Rechte des Eroberers; — er hat aber die Straßenräuber gegen sich, welche in dieser Sache einem Alexander und Cäsar in's Gesicht dasselbe für sich behaupten“. — Er giebt den Rath, Trauerfesttage für das deutsche Volk zu errichten, besonders am Jahrestage der Schlacht bei Jena einen Bußtag zu begehen, „um am Schmerze den Muth anzuzünden, damit das ganze Volk in der Trauer um eine große Vergangenheit hoch aufstehe,

die Gemeinschaft der Wunden zugleich sich zu heilen und sich zu rüsten anfeure"; — er ruft aus: „als der Donner in Lykurgs Grab einschlug, galt es für ein günstiges Zeichen, in Potsdam fuhr der Strahl in das Grab eines ähnlichen kriegerischen Gesetzgebers, auch hier erscheint er als kein böses Zeichen, indem er daraus zwar nicht den Gesetzgeber, aber doch verklärte Gesetze aufweckte" .. und das schrieb er als Davoust im Lande war, so daß er wohl mit Recht im Jahre 1814 die alliirten Mächte fragen konnte: „ob ihm nicht die Erhaltung seiner Pension gebühre, da er für die europäische Freiheit zu einer Zeit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust blosgestellt habe? — Während Alle die wunderbare Tapferkeit der Franzosen bewunderten, vergaß er nicht, daß sie in allen Schlachten nur durch die Uebermacht gesiegt, und daß auf der andern Seite der Ruhm des Feldherrn deshalb nur so groß erschien, weil man ihm die Strahlenkrone aus den Thaten jedes Einzelnen seines Volkes geflochten allein auf das Haupt setzte."

In dem Nachlasse Jean Pauls sind zwei für Goethe und dessen Einfluß auf seine Umgebungen höchst charakteristische Schreiben erhalten, von Knebel. Das erste ist vom 8. Januar 1807, also nach der Schlacht bei Jena geschrieben. „Wie geht es Ihnen? Was machen Sie in dieser politischen Pestzeit? Wir sind

wohl, und, Gott sei Dank! soweit ungeplündert geblieben, außer was wir durch die allgemeine Noth verloren haben. Den mächtigen Kaiser haben wir mitten in den Flammen gesehen." Goethe schickte mir in meiner Noth ein Paar Flaschen Capwein, die gerade Recht kamen zu einem Manne, den die Franzosen ganz auf's Trockene gesetzt. Er selbst war die ganze Zeit mit seiner Optik beschäftigt. Wir studiren hier unter seiner Anleitung Osteologie, wozu es passende Zeit ist, da alle Felder mit Präparaten besäet sind. Wir leben einsam, aber nicht unmuthig, noch unglücklich, vielmehr heiter." Einen zweiten Brief erhielt Jean Paul ein Jahr darauf: „Es thut mir wehe, wenn sich Ihr wohlthätiger prophetischer Geist durch das Stickgas der Zeit etwas anstecken läßt. Lassen Sie die Zeit der Zeit, und da wir sie nicht trübe gemacht haben, so mögen auch die daran ersticken, die die mephitischen Dünste erregt haben. Wir wollen suchen, uns immer noch ein Fläschchen Aether zu erhalten. Goethe ist seit einiger Zeit heiterer und poetischer, als ich ihn je gekannt. Den Wolkenhimmel von Europa wollen wir, soviel an uns liegt, ruhig verziehen lassen. Es ist in politischen, wie in anderen Dingen; man pfuscht und pfuscht, und wenn endlich die Sache einmal zur reinen Rechnung kommt, so weiß Keiner einmal, nach welchen Regeln man hätte rechnen sollen. Man hat

will Ihnen sagen, daß Ihr feiles Buhlen um die Gunst der das Alte und Unmodige vergessenden Welt mich außerordentlich interessirt hat, und daß es mir damit geht, wie der übrigen Welt, die Ihnen wohlwollend zusieht, wie sie mit alten Lorbeeren um die grauen Locken wie eine Hetäre aus den Schmunzelfenstern de la petite maison und des petites maisons von zwanzig Journalen auf einmal herausblicken, und ihre Weihrauch- und Nachtgefäße ohne Unterschied auf uns Deutsche herabsenken und schwenken." Er macht dem Dichter den Vorwurf, „daß er mit Empfindungen und Gefühlen einen nicht wenig eintragenden Wucher treibe", und erklärt zuletzt, nicht im Stande zu sein, alle alten und neuen Schulden Jean Pauls um Deutschland und Frankreich zugleich in den Lethe zu schleppen. Später blieb der Verkehr zwischen Beiden für immer abgebrochen. Um diese Zeit erschien eine Menge kleiner scherzhafter Journalaufsätze, durch die Jean Paul seine Kräfte zersplitterte. Seine Freunde machten ihm deßhalb Vorwürfe, die indessen ungerecht waren. Diese Aufsätze waren bei ihm das, was bei Andern lyrische Gedichte, und nur durch die Form der Prosa erhielten sie ein leichteres Gepräge. Nicht ökonomische Umstände zwangen ihn dazu — denn er schrieb immer mehr Aufsätze trotz der Sicherstellung durch seine Pension. Ihre Titel sind: „Meine Mis-

zellen", „Ueber Luthers Denkmal", „Ueber die Vortheile, auf einem Ohre taub zu sein", „Pasquill auf die schönste Frau", „Ergänzungsblatt zur Levana", „Epilog des Morgenblattes", „Junius Nachtgedanken", „Lesers Leiden durch literarische Sprichwörter", „Nachlese zur Levana", „Prophezeiung", „Polymeter auf den letzten Tag des Jahres", „Vorrede für Kanne", „Rezension über die Corinna, Kosegartens Parabeln, Fichte's Reden und ästhetische Ansichten, Feßlers Hofnarr", „Der Traum eines Wahnsinnigen", „Ueber die erfundene Flugkunst von Degen", „Meine ersten Verse", „Ehespiegelscherben", „Bittschrift an Merkur", „Bittschrift an Luna", „Rezension von Oehlenschlägers Aladin und Fouqué's Alwin und Siguard", „Der witzig und zornig gemachte Alltagsklub", „Belagerung der Ziebinger", „Unterschied des Orients vom Ozident", „Rezension von Delbrücks Gastmahl", „Die Lust an Kinderfreuden", „Die zwölf Aufsätze, die ich 1810 im Morgenblatt geben will", „Selbsttraurede der Miß Skanderbeg", „Die Aelternliebe gegen Kinder", „Die Doppelrevüe von Groß-Lausau", „Rezension vom Helden des Nordens des Fouqué und Köppens philosophischen Briefen", „Rezension der Briefe der Leszinaffe", „Bemerkungen über den Menschen", „Salomon über Dalberg", „Rezension der Emma von Foqué", „Erziehungsallerlei", „Impromptüs, die

ich künftig in Stammbücher schreiben will", „Bruchstücke aus meiner Kunst, stets heiter zu sein." Außerdem vollendete er die zweite Auflage der Levana. Diese Aufsätze erschienen in verschiedenen Taschenbüchern, die Rezensionen dagegen in den Heidelberger Jahrbüchern; er hatte darin immer mehr den Verfasser, als dessen Buch im Auge, und urtheilte über eine einzelne Erscheinung nach den Hoffnungen und Ansichten, die er von dem Verfasser überhaupt hegte. Leicht machte er sich indessen von jedem Talent die feurigsten Hoffnungen; dahin gehören seine Urtheile über Fouqué und einige privatbriefliche Empfehlungen. Besonders hervorzuheben sind die umfangreicheren satyrisch-komischen Erzählungen: Die Belagerung von Ziebingen und die Doppelrevue in Großlausau, welche in dem von Göschen herausgebenem Kriegskalender erschienen. Auch ihr Zweck war, das Volk aufzurichten und zu trösten. Er verspottete den Krieg, seine Zwecke und Gefahren, die deutschen Duodezfürsten, die Reichsstädte, das Philisterthum. Die „Dämmerungen", sowie die „Nachdämmerungen" wurden in dem von Perthes zu Hamburg herausgegebenen „Deutschen Museum" abgedruckt. Alles wurde nachher unter dem gemeinschaftlichen Titel „Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche" wieder herausgegeben. Hier findet man noch kurze Aufsätze unter dem Namen:

Sphinxe. Oesterreich ahmte das Beispiel Preußens nach, einen patriotischen National- und Freiheitssinn in Deutschland wecken zu lassen, durch Rede und Schrift. Durch Friedrich von Schlegel, der jetzt ein Freiheitsapostel wurde, ließ man sogar Jean Paul einladen, mitzukämpfen. Schlegel schrieb einen Brief an Jean Paul zu diesem Zwecke, und bat ihn am Schlusse des Briefes, um eine Rezension seiner Gedichte. Jean Paul schrieb seine fünf „Dämmerungsschmetterlinge oder Sphinxe." Einen großen Theil der Aufsätze gab der Dichter im Jahre 1810 unter dem Titel: Herbstblumine, gesammelt heraus. Er war durch den um dieselbe Zeit erfolgenden Tod der Königin Luise von Preußen heftig erschüttert, und schrieb darüber die kurzen Worte, die man am Ende des 1. Bandes der Blumine unter dem Titel: Schmerzlich tröstende Erinnerungen an den 19. Julius, findet, und schickte sie mit einem Briefe dem Könige zu: „Ew. Majestät verzeihen allergnädigst, daß ich vor Ihrem Throne ein Werkchen niederlege, daß ich nicht Ihrer, mit den großen Gegenständen eines Reiches beschäftigten Aufmerksamkeit, würdig halten könnte, wenn es nicht die zwei ersten und die zwei letzten Seiten mit den schmerzlich tröstlichen Erinnerungen an den 19. Julius enthielten. Wenn die Erhabene nicht blos von ihrem Reiche, sondern von Deutsch-

land, ja darüber hinaus, betrauert wurde, seien auch mir Fernem Trauerthränen verziehen, sowie einige Trostworte an Deutschland. Das größte können allein J. M. Sich sagen: „Ich habe sie beglückt und geliebt bis in den Tod.“ Der König antwortete unter'm 12. November 1810: „Ich habe Ihre Herbstblumine erhalten. Es wird Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir kein angenehmeres Geschenk machen konnten, als mit den schmerzlich tröstlichen Erinnerungen an den 19. Julius 1810, die dieses Bändchen schließen. Ich enthalte mich deshalb aller weiteren Hinzufügungen, und bin Ihr wohlgeneigter Friedrich Wilhelm.“

Sechszehntes Kapitel.

Reisen von 1812 bis 1821. — Leben Fibels. — Mars und Phöbus. — Selbstbiographie. — Museum. — Neue Auflagen. — Kleine Schriften. — Der Komet.

Die Idee zu dem „Leben Fibels“ hatte Jean Paul schon lange mit sich herum getragen, doch wurde

ihm der Plan erst im Jahre 1811 klarer. Das „Leben Fibels" und die „unsichtbare Loge" sind in Vergleich mit einander zu stellen — beide bilden Wendepunkte im Leben derselben, beide sind nur durch die nachfolgenden Werke erklärlich, beide tragen das Gepräge des Unvollendeten; wie der letztere in Bezug auf Kunst und Verarbeitung des Stoffes, so ist der erstere in dynamischer Hinsicht das schwächste Werk des Dichters. In der Periode des Gefühls seiner Kraft war der Jüngling mit schneidender Satyre über Alles hergefahren — in der darauf folgenden Blüthenepoche hatte er mit steigender Erzeugungskraft der Phantasie sich bis zum Titan hingerungen. In dem dritten Zeitraume hatte er in der Entbehrung feinerer Ideale sich selbst commentirt — in den Flegeljahren sich selbst zu ergründen und dichterisch zu erklären — in der Aesthetik seine Compositionsweise, und die aus ihr, wie aus seiner poetischen Eigenthümlichkeit hervorgehenden Mittel zu allgemeinen Kunstgesetzen, in der Levana endlich seine Weltansichten zu allgemein nothwendigen Lebens- und Erziehungsprinzipien zu construiren gesucht. Es wird immer dasselbe Thema variirt: „Der Contrast des menschlichen Strebens, vermittelst des in die Brust des Menschen gelegten göttlichen Funkens, mit den Mitteln der irdischen Welt." Aber derselbe erscheint nicht mehr als das

Erbtheil eines einzelnen, besonders hochstehenden und im Bewußtsein desselben unglücklichen Wesens, sondern mehr oder weniger als das gemeinschaftliche Aller. In Allem dem findet er eine neue Versöhnung und eine neue Tröstung mit der und über die Welt. Der Dichter scherzt hier wie in der ersten Periode, aber mit ganz anderm Gefühl. An die Stelle des Zornes tritt das Mitleid, an die Stelle der Satyre die lächelnde Komik.

Die äußeren Verhältnisse seines Lebens waren indessen so erfreulich geworden, daß ihm alle Nahrungssorgen fern blieben, und er eine mit unendlicher Liebe an ihm hängende Familie um sich sah. Bei abnehmender Schöpfungskraft ärndete er jetzt die Früchte seines früheren Fleißes. Jean Paul befand sich in der Weltanschauung, welche die Nichtigkeit menschlicher Bestrebungen und den Gegensatz der Sehnsucht mit dem Erreichbaren überall erkennt, die aber einen solchen Trieb nicht mehr als ein Unglück ansieht, sondern indem sie denselben auf den verschiedensten Wegen durch Illusionen befriedigen und nähren kann, als eine Quelle der reinsten Freuden noch am Abend seines Lebens und seines poetischen Ringens auf dem Standpunkte jenes sich und Andere beglückenden Humors, von dem aus Cervantes seinen Don Quixote schrieb. Doch tritt ein großer Unterschied zwischen dem Humor des Cer-

vantes und dem Jean Pauls in dessen Leibgeber und Schoppe hervor. Die Idee ist dort eben so erhaben tragisch, und stellt die Kluft zwischen dem Irdischen und Ueberirdischen in der Menschheit eben so groß dar. Sie giebt dem Jenseits ihr volles Recht, indem sie die Nichtigkeit des Diesseits hervorhebt, während sie andrerseits doch den Menschen zu seinen Bestrebungen anspornt, indem sie zeigt, daß eigentliches Leben nur in der Verfolgung eines höheren Strebens besteht. Der Unterschied der Anschauungen und poetischen Vorwürfe von Jean Pauls letzter Lebens- und Arbeitsepoche und der früheren besteht darin, daß er dort das innere und äußere Lebensglück in dem Gleichgewicht der geistigen Kräfte, und namentlich die überwiegende Phantasie als eine zerstörende Gewalt darzustellen suchte, während er die letztere von seinem jetzigen heitern Standpunkte zwar auch als die Quelle verkehrter Handlungen eines verfehlten Lebens, doch als mit innerer und äußerer Zufriedenheit vereinbar ansieht. So konnte er am besten zur endlichen Selbstbefriedigung und Versöhnung der beiden sich streitenden Naturen gelangen. Wir finden daher auch den Plan zum „Leben Fibels" sogar noch vor der gänzlichen Vollendung des vierten Bandes der Flegeljahre, in welchem Vult entlassen wird, neben denen zur „Aesthetik" und zur „Levana" entworfen. Die stürmische politische Epoche

ließ das erste Erzeugniß der neuen Anschauung so langsam zur Reife gedeihen. Sie zog den Dichter aus seinem Innern nach Außen ab; und die rein komischen, blos zur Erheiterung geschriebenen kleineren Arbeiten dieser Epoche unterscheiden sich wesentlich von den sich vorbereitenden neuen humoristischen Schöpfungen. Die neue Idee war zugleich eine den ganzen Menschen und die Welt beherrschende. In der kräftigsten Epoche suchte er die in der „unsichtbaren Loge" zuerst sich offenbarende Idee in dem großen Gemälde des „Titan" erschöpfend auszufüllen, wie er in der letzten Periode der Schöpfung einem die neue Idee aussprechenden Gegenstande nachstrebt. „Fibels Leben" war das erste eigentliche Erzeugniß dieser Anschauung und das Uebergangswerk zum „Cometen". Fibel ist nichts Anderes, als der Don Quixote der Schriftstellerei, und zwar nicht blos darin, daß er sich als einen großen, die Menschheit beglückenden Genius betrachtet, sondern auch darin, daß er selbst neue und große Werke geliefert zu haben glaubt, wenn er alten Scharteken seinen eigenen Namen als Verfasser aufdruckt. Jean Paul verspottet in dem Allgemeinen zugleich sich selbst, und die auf die alten Bücher des verschiedenartigsten Inhalts gedruckten Namen Fibels stellen nicht unpassend die aus so vielen Schriften ausgezogenen und in seine eigenen Arbeiten verwebten Exzerpte dar. Seine Haupt-

aufgabe aber ist, das neidenswerthe Glück eines mit dieser Einbildung ausgerüsteten Wesens und solcher Bestrebungen überhaupt darzustellen, und deshalb identifizirt er sich selbst als Erzähler mit seinem Helden, indem er aufrichtig an die Verdienste Fibels als wirkliche zu glauben sich anstellt, auch dem Leser diese Illusion beizubringen versucht. Im Fibel finden wir uns unter denselben Umgebungen wie in allen übrigen Idyllen des Dichters, in dem Schulhause von Jodit und Schwarzenbach. So kann der Fibel leicht als eine Wiederholung des Wuz, des Fixlein, der Kindheit Walts und anderer seiner Helden erscheinen. Diese Idyllen standen daher in innigster Verbindung mit dem in den großen Romanen abgehandelten Thema von dem Weh, welches die unzubefriedigenden Bestrebungen in die Menschenbrust legen. Im Fibel wird gezeigt, wie ein idyllisches Glück mit einem weit in die Welt hineingreifenden ehrgeizigen Streben wohl möglich sei, und dies besonders an den schriftstellerischen Bestrebungen nachgewiesen. Jean Paul stellte dieselben Erscheinungen seines äußeren Lebens immer wieder dar; die öftere Vorstellung dieser selben idyllischen Jugendumgebung erschöpfte endlich die Ideen und Bilder und machte die Phantasie matt und einförmig. Mit der Vollendung des Fibel datirt der Entwurf des großen humoristischen Romans zu Ende

des Jahres 1811. Im Jahre 1812 besorgte er die zweite Auflage der „Levana" und der „Aesthetik". Der Krieg gegen Napoleon riß ihn endlich aus der trüben Stimmung, und er hoffte wieder für die Zukunft der europäischen Civilisation und Freiheit. Doch war er in den allgemeinen Taumel der Leidenschaften hineingerissen und theilte den Haß gegen Napoleon und gegen die Franzosen. Ja ganz im Gegensatz zu seinen früheren Ansichten glaubte er, daß ein Chef der Kosaken und Baschkiren der Hort europäischer Philosophie, Poesie und bürgerlicher Freiheit werden könne; denn glühend verehrte er den Kaiser Alexander. Auch er richtete eine Schrift „Mars und Phöbus Thronwechsel am Neujahr 1814" gegen den allmächtigen Kaiser, die sich aber durch ihre humane Form wesentlich von vielen der damaligen Schriftsteller unterschied, die unter dem Schutze der alliirten Armeen den Feind mit Pasquillen angriffen. Sein Zweck in dieser Schrift war, den Feind aus dem Herzen und aus dem Verstande zu verdrängen. Als indessen das Großherzogthum Frankfurt aufgehoben und der Fürstprimas abgesetzt wurde, wurde ihm auch seine Pension nicht mehr ausgezahlt. Jean Paul sandte eine Menge von Bittschriften an einflußreiche Personen beim Wiener Congreß. Am charakteristischsten ist darunter das Schreiben an den Kaiser Alexander, das Muster einer

Bittschrift eines freien, seines Menschenwerthes sich bewußten Charakters. Es lautet so:

„Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. kaiserl. Majestät der Schiedsrichter Europa's sind, wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutzgeist des Sieges der Schutzgeist des Friedens werden, tritt eine kleine Angelegenheit vor Ihren Thron. Doch wie dem Geiste nichts zu groß, so ist der Güte nichts zu klein.

„Ueber 25 Jahre hatte ich für die Musen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger deutscher Fürst, der vormalige Großherzog von Frankfurt, im Jahre 1808 eine jährliche Pension von 1000 Gulden bewilligte, um den Armgeborenen zu unterstützen, dessen Körper blos von seinem Geiste lebte. Nach der sieg-reichen Besetzung des Großherzogthums wurde mir von 1814 die Fortsetzung der Pension vom General-Gouvernement verweigert bis auf höhere Entscheidung.

„Werden die hohen Verbündeten, welche für deutsche Freiheit und deutsche Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurück-zunehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust blosstellte? Ich wende mich hier an das Herz Alexan-ders, da die wohlwollende Vorsehung gerade im Jahr-hundert des Egoismus die Menschenliebe auf den höch-

ſten Thron Europas geſetzt. Ich wende mich hier an einen Geiſt, der Geiſter beſchützt, und welcher, da er kein anderes großes Reich mehr zu vergrößern hat, als das größte, grenzenloſe, das der Wiſſenſchaften, dem Norden auch geiſtlängſte Tage zu den geographiſchen geben will. Möge der Herrſcher, deſſen Zepter dem Magnete ähnlich iſt, welcher zugleich liebend anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welcher er Individuen wie Länder erhebt. Genießen Ew. Maj. lange die einzige dauerhafte Univerſalmonarchie, die der Liebe, nachdem Sie die haſſende und gehaßte geſtürzt, und lange weine die Freude vor Ihnen und erſt ſpät die Trauer um Sie.“

Zu derſelben Zeit erinnerte er ſich des gefallenen und von Allen vergeſſenen Dalberg, indem er ihm unter dem Titel „Muſeum“ die Sammlung einer Anzahl philoſophiſcher Aufſätze widmete, welche er als Mitglied der unter Dalbergs Leitung beſtandenen Frankfurter Gelehrtengeſellſchaft gearbeitet und im Mannſcripte zum Vorleſen dahin geſchickt hatte. Es iſt nicht bekannt, ob der Kaiſer Alexander ſeine Bitte berückſichtigt hat; ſpäter zeigte ihm indeſſen der bairiſche Miniſter Montzales an, daß der König Maximilian von Baiern ſeine Penſion ferner bewillige. Seine Exiſtenz war auf dieſe Weiſe geſichert und er konnte

ruhig leben. Er begann eine Reihe von jährlichen Wanderungen nach den Gegenden Deutschlands. Nur einmal im Jahre 1812 hatte er in Baireuth den alten Friedrich Heinrich Jacobi besucht, der indessen durch Jean Pauls Kühnheit im Sprechen und durch sein demokratisches Aeußere abgestoßen wurde. Im Frühjahr 1816 zog er nach dem finstern Regensburg, um Dalberg zu besuchen. Dieser vergalt ihm seine Hingebung mit der innigsten Freundschaft. Im Jahre 1817 unternahm er eine Reise nach Heidelberg und an den Rhein. Er fand hier eine Aufnahme, die die zur Zeit der Epoche des Titan in Weimar und in Berlin gefundene weit übertraf. Die geistreichsten Frauen wetteiferten mit Männern, wie Hegel, Thibaut, Paulus, Schwarz, Creuzer, Voß, Sternberg &c., in Huldigungen. Er schreibt selbst darüber:

„Ich habe hier Stunden erlebt, wie ich sie nie unter dem schönsten Himmel meines Lebens gefunden; aber ich danke auch dem Allgütigen, so viel ich kann, durch milde, stille Bescheidenheit, Liebe und Rechtssinn gegen Jedermann. Am Sonntag fuhr ein Lustschiff mit achtzig Personen auf dem Neckar fünf Stunden weit nach Hirschhorn. Mir war, als würden meine Romane lebendig und nähmen mich mit, als das lange halbbedeckte Schiff — bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänderwimpel, begleitet von einem Bei-

schiffchen von Musikern, vor den Burgen und Bergen dahinfuhr. Der größte Theil der Frauen und Männer saß an der langen, von einem Ende des Schiffes zum andern tragenden Tafel; Studenten, Professoren, schöne Mädchen und Frauen, der Kronprinz von Schweden, ein schöner Engländer, ein junger Prinz von Waldeck, Alles lebte in unschuldiger Freude. Meine Kappe und des Prinzen Hut wurden an's andere Ende der Tafel hinuntergefordert; zwei schöne Mädchen brachten sie mit Eichenkränzen umfaßt wieder zurück, und ich und der Prinz standen damit da. Der Himmel legte eine Wolke nach der andern ab; auf einem alten Burgfelsen wehte eine Fahne und Schnupftücher herunter, junge Leute riefen Vivats, in unserm Schiffe wurden Lieder gesungen. Ein Nachen nach dem andern fuhr uns mit Musik und Gruß nach, Abends sogar einer mit einer Guitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Leiblied: „Namen nennen Dich nicht" sang; im fortziehenden Schiffe wurde gegessen, und seltsam schifften die himmlischen Ufer und Thäler vor uns vorüber, als ob wir ständen. Die Freude der Rührung ergriff mich sehr, und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz dumme Sachen mußte ich mein Uebermaaß bezwingen, und so zog denn am schönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne das kleinste Stören, Mißverständniß und Abbruch mit unverschütteten Freudenbechern nach

Hause; und eben so selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des Unendlichen, stand ich in der dunkeln Nacht im Kreise der singenden Vivatstudenten und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gen Himmel. Was ich gesagt, erfuhr ich erst später aus einem Briefe des Ende. Ich mag nicht mehr schildern, es nimmt kein Ende."

Am 18. Juli 1817.

„Gerade heute, wo ich Doktor der Philosophie geworden bin, will ich an Dich schreiben. Es brachten mir nämlich der Professor Hegel und der Hofrath Kreuzer, mit den Pedellen hinter sich und im Namen der Universität, das pergamentne Doktordiplom in einer langen rothen Kapsel. Max soll Dir das papierne übersetzen; Du kannst es dann überall herumgeben. Alle Professoren und Studenten freuten sich über mein Doktorwerden, was mich auch wahrlich mehr ehrt, als die Legationsrätherei. (Jean Pauls Freude über diese neue Würde war so außerordentlich, daß er sie in einer kleinen Schrift „Ergänzblätter zur Levana" mit großem Jubel verkündete. Er wurde in dem Diplom poeta immortalis, lumen et ornamentum saeculi, decus virtutum, princeps ingenii, doctrinae, sapientiae, Germanorum libertatis assertor acerrimus, debellator fortissimus mediocritatis, Super-

biae, vir, qualem non candidiorem terra tulit, ut dotibus ejus, omni concentu consensuque laudis nostrae sublimioribus, tribueremus amorem, pietatem, reverentiam etc. genannt.)

Am 3. August.

„Guten Morgen, Gute, am hellen Sonntage auf dem Berge unter Glockengeläute! Gestern gaben die Professoren im Hecht ein Essen, wozu mich der Prorektor abholte, über sechzig Männer, worunter auch der herrliche General Dörenberg war. Man treibt's wirklich so närrisch, daß mir Thibaut lachend erzählte, es seien unter der Hand einige Haare nach Mannheim geschickt worden von meinem — Hunde, der sich überhaupt keines ähnlichen Lebens erinnert."

Den 19. August.

„Welche liebliche, weibliche Gestalten kamen nicht vor mich! Ich habe seit zehn Jahren nicht so viel und so viele und so jugendlich empfindend geküßt, als bisher; aber ich fühlte dabei das Feste und Hohe und Durchwurzelnde der ehelichen Liebe, die sich gegen seine Blumenliebe etwa verhält, wie das Umarmen eigner Kinder gegen das der fremden."

Jean Paul verliebte sich in die durch ihre kurze Verheirathung mit August Wilhelm von Schlegel be-

kannt gewordene Sophie Paulus, deren Bild ihm „wie ein Gestirn glänzend, auf dem Rheine nachschwamm, und ihn überall mit Sehnsucht nach den Heidelberger Gebirgen zurückzog.“ Durch die erweckte Eifersucht wurde das eheliche Glück getrübt. Auf dieser Reise schloß er auch die innigste Freundschaft mit Heinrich Voß. Er führte mit ihm einen unausgesetzten Briefwechsel, und bestimmte ihn nach seinem Tode zum Ordner und Herausgeber seines ganzen literarischen Nachlasses.

Auch in Frankfurt am Main, wohin Jean Paul im Jahre 1819 reisete, wurde er mit demselben Enthusiasmus aufgenommen, wie in Heidelberg. Auf diesen beiden Reisen befestigte sich Jean Paul in seinem Glauben und in seiner thätigen Theilnahme an den Fortschritten des animalischen Magnetismus. Er begann überhaupt mehr sich mit allen medizinischen und Naturwissenschaften zu beschäftigen, er ergriff mit Enthusiasmus jede neue Entdeckung. In dem Museum finden wir einen Aufsatz über die Wunder des organischen Magnetismus. Ja er entdeckte die ihm innewohnende magnetische Kraft, vermöge deren er durch fortwährend starres Anblicken, weibliche Wesen einschläfern konnte.

Im Jahre 1819 ging Jean Paul nach Stuttgart, wo er ebenfalls freundlich aufgenommen wurde. Im

Herbste verweilte er in Löbichau auf dem Gute der Herzogin von Curland in Gesellschaft ihrer Verwandten und einiger bedeutender Männer, wie Tiedge's, Feuerbach's, Marheinecke's, Eberhardt's, Messerschmidt's. Im Jahre 1820 war er in München, wo sein Sohn unter der Leitung von Thiersch, Philologie studirte.

Am Ende des Jahres 1819 war der große komische Roman schon vollkommen entworfen, und der wichtigste und dritte Band zum großen Theil bereits ausgearbeitet. In demselben Jahre folgte eine Anzahl neuer Auflagen seiner älteren großen Werke kurz aufeinander. Er änderte nur in sprachlicher Beziehung, behandelte aber im Gegentheil das Humoristische und besonders das Reinkomische mit größerer Genauigkeit. So webte er im „Siebenkäs" mehrere bedeutende komische Szenen ein. Doch beschwerte er sich fast in allen Vorreden darüber, daß diese bedeutenden Umänderungen von der Kritik übergangen wurden. Gegenstand des Streites wurden die grammatischen Neuerungen, die er in diesen neuen Auflagen anwandte. So folgte er mit immer frischer Theilnahme jeder neuen Erscheinung nach allen Richtungen.

Im Jahre 1818 erschienen im Morgenblatte seine zwölf Briefe über die deutschen Doppelwörter; er suchte die Gesetze auf, nach welchen die Sprache zusammengesetzt sei. Durch diese Aufsätze unterhielt er

den lebendigen, unmittelbaren Verkehr mit der Zeit und seinen Lesern. Sie unterscheiden sich von den früheren sowohl durch ihre vorwaltende Heiterkeit, als durch die unmittelbare Beziehung auf die Gegenwart. Kleine Ereignisse aus dem geselligen Leben der Nation benutzte er zu solchen Arbeiten; zwei seiner gelungensten Aufsätze haben eine vielfach besprochene Prophezeiung von dem bevorstehenden Untergange der Erde und der Darstellung des häuslichen Elends eines deutschen Schulmannes, des Rektors Seemaus, zum Gegenstande.

Doch aus seiner Heiterkeit sollte ihn der furchtbarste Schlag reißen. An einem Septemberabende stürzte sein einziger Sohn, krank von Heidelberg kommend, in seine Stube und starb drei Tage darauf in seinen Armen. Er erlag den über seine angeborenen Kräfte gehenden Bestrebungen, es zu einer ähnlichen geistigen und moralischen Größe zu bringen, wie sein Vater. Er lernte von früher Kindheit an außerordentlich fleißig, machte in allen Unterrichtsgegenständen, in den Sprachen die raschesten Fortschritte und verlebte im väterlichen Hause eine zufriedene und glückliche Jugend. Nach vollendetem sechszehnten Jahre verließ er das Gymnasium in Baireuth und wurde zu Thiersch nach München geschickt. Er wurde dann von dem entsetzlichsten Heimweh nach Baireuth befallen und durchweinte in diesem Heimweh bange Nächte.

Später sah der Vater den Sohn selbst in München und machte der Mutter davon eine rührende Beschreibung: „Max verdarb mir eine Nacht Schlaf, als er mir erzählte von seinem Jammerleben zu Winters Anfange im ersten dürftigen Logis, wie ein kleines Eisenöfchen nicht mehr heizte, die Fenster zerbrochen waren, das Holz gestohlen, er Morgens und Abends Nichts genoß, oft Mittags kein ganzes Essen, und wie alle Kleider dem Magern zu weit wurden, wie er, in der einsamen Stube und einsamen Stadt krank, jeden Abend aus Sehnsucht weinte und doch bis zwölf Uhr fortstudirte.“ Zu dieser Zerrüttung seiner physischen Gesundheit kam die noch furchtbarere geistige, sogar moralische Selbstquälerei — als er seine Studien beendigt, fühlte er, daß es ihm an selbstschöpferischer Phantasiekraft mangele, um die Leere, die in seiner Seele entstanden, auszufüllen. Er meinte, daran sei nur die ungenügende Reinheit seines Herzens Schuld, und er suchte Trost in dem Umgange mit Kanne. Der von Kanne und Andern gepredigte Mystizismus fand bei ihm ein vorbereitetes Gemüth, und Heidelberg war damals ein Hauptheerd dieser unheimlichen Lehre geworden. Auch Hegel war dort mit seinen, die Lösung des Geheimnisses der ganzen Welt versprechenden philosophischen Vorträgen eben erst aufgetreten. Weil er das Unbegreifliche dieser philosophi-

schen Redensarten seinem geringen Begriffsvermögen zuschrieb, so vermehrte das noch den quälenden Glauben an seine intellectuelle Richtigkeit. Zu spät entdeckte der Vater diese verderbliche Richtung, warnte vor dem neueren Mönchthum, vor der theologischen Kannegießerei, sowie vor Hegel, „der zwar der scharfsinnigste der neuern Philosophen, aber doch ein dialektischer Vampyr des inneren Menschen“ sei. Doch waren diese Ermahnungen vergebens.

Die Idee, welche dem „Kometen“ zum Grunde liegt, haben wir bereits beim „Fibel“ besprochen. Die Thätigkeit der Phantasie, durch welche Jemand Alles was er sich denkt, im Augenblick darauf auch für wirklich geschehen und vorhanden hält, wird darin geschildert. Der „Don Quixote“ und der „Komet“ beruhen auf einer Weltanschauung und führen eine verwandte Idee durch, und der Unterschied wurde nur durch die Charakterverschiedenheiten des Volkes und der Zeit bestimmt. Cervantes mußte die Verspottung auf eine Manie seiner Zeit beschränken. das ist anders bei uns und in unsern Zeiten! Leute mit einer fixen Idee dieses Grades gehören in das Mährchen, für die Wirklichkeit in das Tollhaus. Bei uns sind ferner die Thorheiten in der Masse so einzeln verstreut, daß wenn wir ihnen einen Vertreter geben wollen, wir die mannichfaltigsten inneren und äußeren

Motive dafür verlangen. Darum mußte im Kometen der Held Don Quixote und Sancho Pansa zugleich sein. Wir brauchen außerdem mehrere Narren, als Cervantes, weil wir eine Menge hervorstehender nationeller Thorheiten haben.

Zum Helden nimmt nun Jean Paul einen mit der oben beschriebenen phantastischen Richtung begabten Menschen, dessen Phantasie in früher Jugend auf eine fixe Idee geleitet wird, daß man ihn liebreizt, daß er sei der Sohn eines Fürsten, müsse sich so zu bilden suchen, daß er einmal Fürst sein könne, und daß es nur darauf ankomme, den Vater ausfindig zu machen, um den Thron zu besteigen. Der Hauptinhalt des „Kometen“ ist die Stärke im Festhalten an diesem Glauben und an die Möglichkeit der Erreichung dieses Zweckes unter den allergrößten äußern Schwierigkeiten. Daran wird die Menge von Thorheiten, Verkehrtheiten und Jämmerlichkeiten aller Art angereihet. Der Titan hatte die Construirung menschlicher Ideale zum Zwecke, der „Komet“ dagegen, sie zum Gegenstand des Spottes zu machen. Auch entgegengesetzte Mittel werden zu diesem Zwecke angewendet. Der eine Held ist Fürst, ohne es zu wissen, der Andere hält sich für Fürst, ohne es zu sein. Beide bewegen sich, in niedrigerer bürgerlicher Sphäre, denn nur dadurch erhält der Dichter Gelegenheit, den wirklichen Fürsten in allgemein mensch-

licher Weise sich bilden, sprechen und wirken zu lassen. Im Kometen trifft er in einem vermeintlichen Fürsten mit seinem Spott die wirklichen. So ist der „Komet“ der direkte Gegensatz des „Titan“. Erst allmählig gelang es dem Dichter, die neue poetische Idee im Großen darzustellen. Den Gedanken, die menschliche Beschränktheit, deren Täuschungen und dennoch deren Erheiterndes und Beglückendes darzustellen, dafür suchte er nach dem möglichst weitumfassenden Spielraum; er wollte ihn lange Zeit mit Massen darstellen. Er wollte dabei zu gleicher Zeit die ganzen Schätze seiner komischen Muse ausgießen. Titel waren vorgeschlagen, wie „Tausend und eine Narrheit“, ferner „Das Leben auf der Erde in allen Wechseln“ „Reise durch alle neun Kreise Deutschlands“. Er hatte dabei die abenteuerlichsten Einfälle, und die verschiedensten Entwürfe gemacht. „Die reisenden fünf Sinne“ — „Ein Engel suche Narren für einen andern Planeten, z. B. Hofnarren, und wähle unsere Weisen“, „Eine wirkliche Regierung habe den Abschaum der Tollheit auf eine Insel gesandt, und da komme die Reisegesellschaft an“ — „Einer strebe nach Menschenkenntniß, um einen großen Roman zu schreiben, will alle Stände kennen, ist reich, aber ruhmsüchtig, will den Fielding übertreffen im Deutschen, will Charaktere studiren und sie in seinen Garten zurückbringen, und da mischen und Alles beob-

achten, und sie alle heilen, wenn er sie abgeschrieben hat; es begegne ihm aber ein Anderer, der ähnlichen „Charakterzweck hat, und Beide copiren einander". — Ein Fürst beordert aus Langeweile seinen Gesandten, der sehr kühl und satyrisch sein muß, die Narren überall aufzutreiben und von ihnen Depeschen zu schicken; heimlich sei ihm ein grober Controleur beigesetzt. Der kühle Gesandte kommt am Ende närrischer zurück als seine Leute". „Eine gelehrte Reisegesellschaft; jeder sei ein besonderer Narr und doch ein besonderer Wissensjäger — hinterher ziehen alle ihre Bräute, um zu wissen, was sie lernen, da sie sie dazu ausgeschickt." — „Goethe gewinnt im Alter das große Loos, will die Hoflangeweile an sich und Andern vertreiben und giebt das Geld dazu her." Die Idee des komischen „Titan" tritt dazwischen wieder hervor; er verwirft dann die allgemeinen Massenformen durch den immer wiederholten Einwurf, daß ein bestimmter Held Alles beherrschen müsse, daß ein Kraftziel und ein Kraftheld, um den sich der Centralpunkt des Interesse wende, Alles mache. Er sah sich nach der fixen Idee eines Einzelnen um. So sollte einer ein Mann sein wollen, d. h. „ein freier, ein Selbstständiger, Unbedürfender, ein Mensch ohne Menschen, ein Geist ohne Körper". Er faßte dann die Idee eines Kosmopoliten in's Auge, der reich sei, jede Arbeitsmühe scheue und mit Geld die Welt reformiren zu können vermeine.

In seinem Studienbuch finden wir folgenden Ausruf: „Am 19. September 1811 erlebte ich die ganze Geschichte des Buches. Gott gab mir schönes Wetter, Berge und Höhen waren um mich, und mein Herz war in mir.“ Dann ging ihm der Gedanke an einen Apotheker und die Entdeckung der Diamantenbereitung auf. Daß ein mit der besprochenen Richtung der Phantasie geborner Apotheker eine solche fixe Idee festhält, ist eben so psychologisch natürlich, wie ihn die Mittel zur Ausübung seiner fixen Idee selbst finden zu lassen. Bis zum Jahre 1814 finden wir in den Studienheften die Fragen nach einer solchen fixen Idee. Die vom Fürstenglauben hält er nie fest, der Dichter beschäftigt sich mehr noch mit den Entwürfen zu den Eigenschaften des Helden im Allgemeinen, wie mit der theils auf die Diamantenerfindung, theils auf die Reise bezüglichen Szenen. Auch über die „Form“ finden wir in den Studienbüchern vielerlei Mittheilungen; bald sollte es ein Tagebuch sein, das nach dem Befehl des bezahlenden Helden von einem der Mitreisenden gehalten, bald eine Sammlung von verschiedenen Briefen, die jeder Mitreisende nach seinem verschiedenen Charakter schrieb und von einem Oberbriefschreiber redigirt. In der Vorrede zum „Kometen“ spricht er von einem sogenannten Papierdrachen, in dem er die in dem engeren Kreise des „Kometen“ nicht

unterzubringenden, zu ihm entworfenen Charaktere, Szenen, Beuten verweisen könne. Außerdem wollte er in kleinen periodischen Heften in Quartform den „Kometen“ erscheinen lassen. Im sechsten Studienhefte vom August 1814 ist er mit der Fürstenwürde des Apothekers beschäftigt. Aus den Heften arbeitete sich immer deutlicher ein Werk heraus, das in dem Reichthum der inneren und äußeren Motive der Klarheit des Zweckes, der Festhaltung objektiver Darstellung und in der Reichhaltigkeit der Anlage in künstlerischer Beziehung das vollendetste von allen Werken Jean Pauls ist.

An der Idee, welche im Kometen dargestellt wurde, ließ er sich nun nicht nur als Glied der Menschheit, sondern ganz speziell als besonderes Wesen Antheil nehmen; mit seinem Namen stellte er sich in offener Persönlichkeit neben einem Abbilde eines Theils seines Seins hin, um durch dasselbe auch sich und die Poesie in ihm selbst zu parodiren. Er beschloß dann seine wirkliche Biographie in den Roman einzuweben. So bilden die ersten Kapitel seiner Selbstlebensbeschreibung das erste Heft der Otto'schen „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“. Er glaubt in dieser Form am besten von seinem Innern und seinen Erlebnissen öffentlich reden zu können; er gab indessen nachher diese Idee wieder auf. Wie sehr indessen Jean Paul im

Verhältniß zu seinen Dichtungen, zu dem „Kometen" insbesondere, zu seinem eigenen Entwickelungsgange stand, beweist eine Aeußerung bei Gelegenheit der Anwesenheit des dänischen Dichters Jens Imanuel Baggesen. Als dieser im Frühjahr 1825 nach Baireuth kam, las er, bevor er Jean Paul besuchte, den Kometen. Ergriffen von der Aehnlichkeit der einen Geschichte des Helden mit der seinen, rief er Jean Paul zu: Mein Gott, Jean Paul, ich bin ja der Nikolaus Markgraf! Jean Paul, nicht minder bewegt, erwiderte: „als ob es nicht meine eigene Geschichte wäre."

Das erste Bändchen zeichnete sich durch einen großen Reichthum der Motive zur Heranbildung eines Heldencharakters aus. Sie liegen vor der Geburt des Helden in der seltsamen Ehe zweier ganz entgegengesetzten Wesen, einer sanften, liebevollen, katholischen, mit heiligen Bildern schwärmenden Sängerin, mit einem herzlosen Manne. Dem Nikolaus Markgraf giebt die Mutter die schwärmerische Phantasie und aus eigennützigen Gründen bringt ihm der Vater die eigennützige Idee bei, daß er Fürst sei. Im zweiten Bändchen finden wir die Begründung der um den Helden stehenden Hauptcharaktere. Die meiste Mühe machte dem Dichter die Konstruirung des Dr. Worble; es war schwierig, ihn in den Zügen seines Charakters, wie im Ton der Rede von dem Humoristen Schoppe,

Leibgeber u. s. w. zu unterscheiden. Er setzt sich über die Moralität leicht hinweg, er ist Feinschmecker, neigt zu Geschlechtsausschweifungen: er hat keinen Zorn, keine Liebe, keinen Muth, keinen Schmerz. Doch weiß er sich sogar einige Neigung zu erwerben, weil er nicht eigentlich eigennützig ist, ja er kennt sogar Treue gegen seine Jugendgenossen. Noch größer war indessen die Schwierigkeit beim Worble den Unterschied des Ausdruckes in den Satyren zwischen dem, in denen des Schoppe u. A. festzuhalten. Das offenbare Gegenstück von Worble ist der durch Passivität komische Hofprediger Sübtitz, der, wie jener, an den kleinsten Dingen Freude, so überall an denselben Störung findet, der darum nie zu ungestörter Freude kommen kann. Er ist ein gelehrter Pedant, der sogar an die Existenz des Teufels glaubt. Den Kontrast zu den edlen Eigenschaften des Apothekers bildet der Maler Renovanz. Er repräsentirt den groben Egoismus, der jeden Nebenmenschen moralisch und physisch in seinem Interesse vernichten könnte. Der Stößer Stoß ist der unentbehrliche Begleiter eines jeden solchen Helden, der Sancho Pansa des Apothekers, steht jedoch auf einer weit niedrigeren Stufe, als der des Cervantes. Libette ist aus jenen Entwürfen zum allgemeinen großen Roman in den „Kometen" übergegangen, in denen er auch weibliche Narren aufstellen wollte.

Weil Jean Paul durch den Tod seines Sohnes sehr erschüttert war, so hatte er an der Fortführung des großen Werkes Freude. Das Ziel des Romans war ohne Zweifel, daß der Apotheker von seinen fixen Ideen geheilt werden sollte. In der Einführung Kains ist jedem aufmerksamen Leser schon am Ende des dritten Bandes das Mittel angedeutet; sie sollte geschehen durch einen wirklichen, mit einer finstern Idee behafteten, ihm feindselig gegenübertretenden widerlichen Tollen. Er hatte bezüglich der Folgen dieser Heilung zwei Wege, entweder des durch die verursachte Erschütterung und Krankheit herbeigeführten Todes, nach dem Beispiele des Cervantes, oder dessen Erwachen zu einem vernünftigen Leben. Zu dem Letzteren scheint er sich zuletzt entschlossen zu haben. Auf einem Blatte in den Papieren ist von einer neuen Person zur ferneren Verwickelung der Begebenheiten die Rede; dieselbe sollte dem Apotheker den Zutritt zu einem Hofe vermitteln, und auch an dem eingebildeten Hofe desselben. 'Die Sitten, Intriguen und die ganze Lebensweise der Fürsten richtiger nachspiegeln helfen, als es die bisherigen Freunde des Apothekers vermocht hatten.' Der Held sollte durch sie noch tiefer in seine fixe Idee hineingestürzt werden. Es sollte dies ein ehemals wirklicher mit Schulden überladener Oberhofmarschall sein. Er sollte den Apotheker gewinnen

durch seine vollständige Kenntniß und strenge Beobachtung des Hoflebens, und erst eintreffen, nachdem jener gedemüthigt von einem Hofe abgewiesen worden. Durch die Einführung dieser neuen Person wurde ein bedeutender Stoff herbeigeführt. Jean Paul beschloß, nicht nur ein Seitenstück zum Apotheker, einen, bei höchster Armuth hoffärtigen, eitlen, so wie jener in's Fürstenwesen, so in's Hofwesen verliebten Minister und Hofmann darzustellen und in seinem Verhältniß zum Apotheker zu zeigen, wie die Fürsten betrogen werden. Doch sollte der Hofmarschall zu gleicher Zeit den Zwecken Anderer, und zwar denen proselytenmachender Pfaffen dienen; er sollte den Apotheker zum Katholizismus bekehren. Das Phantasieleben des Apothekers mußte durch die Heilung vernichtet werden; er sollte aber den befriedigenden Besitz des Urbildes zu der Wachsbüste retten. Jedenfalls sollte aber die Diamantenmaschine verschwinden, als die nächste Ursache zum Ausbruche der Tollheit.

Jean Paul stellte in seinem großen Gemälde alle menschlichen Fehler und Schwächen seiner Zeit dar, als Erziehungsschwindel, Geldsucht, Titelwesen, Finanzschwindel, Proselytenmacherei, Kunstbuhlerei u. dgl. Zugleich gaben ihm die gerade damals eintretenden politischen Ereignisse viele Waffen, für die Sache der politischen Völkerfreiheit zu streiten. Die Carlsbader

Beschlüsse, die Mainzer Untersuchungscommission sollten den durch die Freiheitskriege heraufbeschworenen Geist wieder unterdrücken. Obgleich nun Jean Paul an den Bestrebungen der Opposition Theil nahm, so konnte er doch das Vertrauen auf die Fürsten nicht aufgeben. Doch boten ihm viele Erscheinungen reichhaltigen Stoff für die Komik. So brachte er in die Vorrede zu dem zweiten Bändchen eine beißende Verspottung der Demagogenriechereien und Censurverbote. Er verhandelte diesen Gegenstand in einer Correspondenz mit dem Polizeidirektor Saalpater, der ihm von fünf eingekerkerten und wieder frei gelassenen Traumstudenten meldete; diese Studenten nannten sich die fünf Vokale, womit die Wissenschaften selbst gemeint waren, die trotz aller Verfolgung sich überall hin unsichtbare Wege zu bahnen wissen. In Preußen ignorirte man diese Angriffe; in Oesterreich wurde der „Komet" ausdrücklich verboten. Zu bedauern ist nur, daß Jean Paul das Werk nicht zu Ende führen konnte.

Die zu dem Roman gehörenden Studienbücher und Arbeitshefte sind zweierlei Art: eigentliche Studienhefte, welche die notizenhaften Entwürfe zu der darzustellenden Idee, zu den einzelnen Szenen enthalten. Die Arbeitsbücher sind dagegen die Versuche zur vollständigen Ausführung aller Szenen, die Studienhefte stehen in dieser Beziehung mit dem Umfange des Ro-

manes oft in keinem Verhältniß. Der Studienhefte zum „Kometen", giebt es sechszehn, jedes im Durchschnitt von 12 Bogen, mit den Aufschriften von 1811 bis 1821. Für die Jahre 1817 und 1818 existirt keins. Doch beschäftigen sich die Studienhefte nicht mit dem „Kometen" allein, sondern auch mit vielen kleineren Aufsätzen. Sie schreiten in allmähliger Stufenfolge vorwärts. Sobald dem Dichter eine ihm fruchtbar scheinende Idee aufgegangen war, legte er sogleich ein solches Heft an, und schrieb jeden Einfall, jede Frage ohne Ordnung nieder. Er warf alle Gedanken ohne Ordnung durcheinander, wie der Zufall sie ihm zuführte. Zugleich fügte er fortwährend Erörterungen über das künstlerisch Formelle, über Haltung und Stil dazu. Das erste Heft des „Kometen" fängt z. B. mit der Notiz an, daß in dem Roman ein Fresser und Trinker, ein Lügner, ein Mädchenjäger vorkommen soll. Wenn er eine Menge solcher Notizen gesammelt hatte, so las er sie noch einmal durch. Er hatte besondere Bücher, in denen eingetragen waren: Bemerkungen über den Menschen, Charaktere, Hefte, in denen er die verschiedenen Stände nach den Eigenthümlichkeiten ihrer Beschäftigungen sich in Handlungen veranschaulichte und die den Titel actio führten.

So wenig klar sich der Dichter in dem ersten Hefte

über das Ganze gewesen war, so wenig war er es in dem zweiten Hefte. Vom sechsten Hefte an nehmen die Studienhefte eine Veränderung an; für den Helden und die anderen Charaktere giebt es besondere Abtheilungen, in welche die einzelnen Züge zusammengetragen werden — dann erscheinen die Entwürfe für Kapitel, Szenen, Begebenheiten. Auch finden wir die Ueberschrift: Merkblätter, Bausteine, Komische Bauten u. s. w. Eine Gattung dieser Bemerkungen bezog sich auf ihn selbst, sowohl in Betreff seiner geistigen Kräfte, als auf moralische und gesellige Regeln, Gewohnheiten u. s. w. Ein Theil derselben wurde früher schon im Morgenblatte abgedruckt. Z. B.

„Ich wollte der größte Autor geworden sein, mit Herders Kräften und meiner Anwendung derselben."

„Was man gewönne, wenn man wie die Türken ohne Auskleiden und ohne Bett schliefe!"

„Neigung zum Schlafen ist blos Aufmunterung zur Stärke."

„Der Mensch im Sturm ist selbst ein Sturm; ein Bewegtes und Bewegendes."

„Man sage Jemanden: es ist etwas Furchtbares geschehen; sobald man keinen Ort damit verbindet, erweckt es eine gewisse angenehme Empfindung."

„Regel für mich: in adeliger Gesellschaft nicht so

leicht über einen Adeligen satyrisch zu reden, weil alle ohne Dein Wissen verwandt sind.

Jetzt begann der Dichter die eigentliche Ausarbeitung in der zweiten Gattung von Arbeitsbüchern. Für die Ausführung des Details gebrauchte er die andern Hülfsmittel, seine Witzbücher und seine Excerpte. Später schnitt er überflüssige Ausschweifungen und Sätze heraus, aus denen man wieder eine Menge von Gleichnissen, Einfällen und ergötzlichen Schilderungen auffammeln konnte.

Siebzehntes Kapitel.

Die letzten Lebensjahre Jean Pauls. — Ausführlichere Schilderungen seines häuslichen, moralischen, bürgerlichen, poetischen Lebens. — Die Selina. — Seine letzten Tage und Tod.

Nicht nur die geistigen, auch die physischen Kräfte des Dichters wurden durch den Verlust des Sohnes erschöpft. Und in derselben Zeit griff er nach einer Arbeit, durch welche selbst die Kräfte eines Mannes in ihrer reichsten Blüthe erschöpft worden wären. Er entwarf die Selina, in welcher er die Beweise für die

Unsterblichkeit der Seele zu lösen beschloß. Wie sehr er über den Tod seines Sohnes betrübt war, geht aus manchen Aeußerungen hervor; so giebt er später einem Augenarzte als Ursache seiner Augenschwäche das einsame, anhaltende und heftige Weinen über den Verlust des Sohnes an. Ein anderes Mal sagt er, daß er „fortscherzen könne, während seine Augen unaufhörlich tropften.“ Die Gattin will ihn nicht daran erinnern, eine Inschrift für das Grabmal aufzusetzen; er sei, schreibt sie, zwar Herr seiner Gefühle — aber tief in der Seele nage der Wurm, und auch für ihn sei jede Aussicht hienieden gebrochen. Zwei Monate später klagt sie über seine unendliche Einsamkeit, wie er, die leichten Verbindungen verschmähend, ob er gleich alle Einladungen annehme, und in Schauspiel, Conzert und Gesellschaften mit den Kindern gehe, doch so verlassen sei, und daher bei dem ewigen Nachsinnen über höhere Gegenstände so viel empfindlicher, als je, gegen Ansprüche, die sie an seine Güte machen könnte; er sei wund; am ganzen Vormittage dürfe sie, ohne seine Arbeiten zu verderben, ihn um keine wichtige Angelegenheit befragen, ob er gleich da ein wahrer Engel wäre, Nachmittags aber sei er entweder von Arbeiten ganz erschöpft, oder empfindlich und verdrießlich.“

Im Frühjahr 1822 suchte er Erholung auf einer

Reise. Er wählte zu diesem Zwecke Dresden, wo die ältere Schwester seiner Frau, Minna Spazier, seit mehreren Jahren wohnte. „Ach, er brauche, so kündigte er diesen seinen Besuch an, er brauche jetzo Viel, nicht um zu vergessen — was nicht möglich sei, sondern um die Erinnerung auszuhalten — ihm oder an ihm hätte sich Viel verändert; denn die Zeit hält die wunden Menschen für einen Marmorblock, und schlüge scharf Stück für Stück von ihm herab — und wäre es die Gestalt eines Sohnes — bis sie ihm eine neue Gestalt gegeben. Wenn man nur von Marmor wäre."

Fünf Wochen hielt sich Jean Paul in Dresden auf; um dieselbe Zeit wohnten berühmte Fremde in Dresden, wie Tieck, Kalkreuth, Tiedge, Frau v. d. Recke, auch mit Böttiger, Ammon und Carl Förster verkehrte er gern. Zwar beachtete ihn der Hof nicht, doch wurde er dafür um so inniger von seinen Freunden aufgenommen. Weil es ihm außerordentlich dort gefiel, so entschloß er sich einmal, immer dort zu wohnen, gab aber seinen Plan bald wieder auf. Doch besuchte er niemals die Gallerie, nicht einmal das Theater. Auch hielt er nie im Verkehr mit schönen und interessanten Frauen lange ein Verhältniß fest. Eine geistreiche Frau beschrieb ihn bei diesen Gelegenheiten so: „Es ist ein unschicklicher Vergleich, aber oft kam er mir vor, unter der Menge von weiblichen Per-

sonen, die ihre Anziehungskraft an ihm versuchten, wie die Hühner, denen die goldfarbene Gerste ohne Makel zu Haufen vorliegt, und die ein Korn nach dem andern anpicken, und wieder fahren lassen, und wieder nach einem bessern suchen. Ueberall hielt er das seltsame Gesetz, die ihm am werthesten gewordenen Häuser nicht über zweimal zu besuchen, mit eiserner Festigkeit; nicht die rührendsten Bitten, nicht die Pflicht der Höflichkeit, konnten ihn zum dritten Male hinführen. Es ging den liebenswürdigsten Frauen so. Wenn er sie auch im Reize des Momentes als noch so anmuthig, als ihm ordentlich angehörend gepriesen, und in sein Wesen verschmelzen lassen, so würdigte er sie doch nur wie eine Blume einmal und noch einmal des Ansteckens, um sie dann mit neuen zu vertauschen, ohne es zu bedauern, sie nicht mehr zu haben. Wie muß es erst den Männern ergangen sein! Welche Todesangst litt ich oft, wenn er etwa manche dargebotene Hand gar nicht ergriff und diese unberührt wieder sinken mußte, oder Andere, die ihm vorgestellt sein wollten, Minuten lang hinter seinem Stuhle reden ließ, ohne die Stellung zu verändern, die ihrem Annahen hinderlich war." „Was sind aber, fährt sie dann fort, diese kleinen Unarten gegen den gerechten, klaren, immer begütigenden mitleidsvollen Sinn, der in dieser außerordentlichen Seele seinen Sitz aufgebaut. Wie

schön, daß er Jedem in der Gesellschaft etwas sein kann und will! Selbst dem Unmündigen und Geistesarmen reicht er geistig den Arm! Wie verehren ihn seine Wirthsleute! Ein wildes Thier von Ehemann ist, seit er da ist, mild. Ein Geizhals ließe Häuser aufbauen, um ihm nur ein Zimmer recht wohnlich zu machen. Nein, nie werd' ich den Abend vergessen, wo meine Tochter vor Zahnschmerzen vergehend, Nachts elf Uhr nach seiner Wohnung stürzt, ihn aus dem ersten Schlafe wecken läßt, wie er sogleich barfuß im Dunkeln die Treppe hinabsteigt in den Hof, das erschöpfte halb ohnmächtige Mädchen in einen Gartensessel sich setzen läßt, und sie magnetisch zu streichen beginnt, was mehrmals schon ihre Schmerzen gelindert, und als man sie eine halbe Stunde nachher im tiefsten Schlafe nach Hause trägt!" — Doch stieß er auch in manchen Momenten die ihm Wohlwollenden hart zurück, so z. B. Müllner — und besonders Mahlmann, dessen weinerliche Gedichte er nur als den Ausfluß eines egoistischen Gefühls-Genuß suchenden Gemüthes erkannte.

In den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Dresden veranlaßte die Erblindung Böttigers Jean Paul auch seine Augen zu prüfen und er fand mit Besorgniß, daß sein linkes Auge kaum 1½ Zoll weit lesen könne. Diese Entdeckung erfüllte ihn mit Unruhe

und er hatte jetzt keinen ungestörten Arbeits- und Freudengenuß mehr. Die verschiedensten Brillen, Lampen, Dochte, Veränderungen der Körperlage beim Arbeiten, der Diät wurden versucht, alle medizinischen Bücher aufgeschlagen, die verschiedensten Systeme und Hypothesen aufgestellt. Im Sommer 1822 besorgte er die zweite Auflage des Katzenbergers. Im November traf ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Heinrichs Voß. Im Februar 1823 schrieb er darüber der Mutter desselben: „Ach er und mein Max liegen in meiner Seele in einem Sarge; auf der Erde erwarte ich Niemand mehr, der mich zum zweiten Male so liebt. Seine Liebe war die eines Starken, die fest vertrauende, die fortopfernde, nicht eines Weichlings zufällige Aufwallung. Sein elastisches Herz schlug eben so stark wider, als für. O Du unersetzlicher Heinrich!“ Auch seine beiden ältesten Hausfreunde büßte er durch einen unangenehmen Vorfall auf geraume Zeit ein. Jean Paul hatte in Baireuth einen Feind, der ihn mit der kältesten Ueberlegung verfolgte; dieser war der Regierungsrath Krause. Dieser konnte die Existenz eines so gefeierten Mannes in einer und derselben Stadt neben sich nicht ertragen; da indessen Jean Paul gern mit ihm wegen seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit verkehrte, so wurde fast jedes Gespräch von Seiten Krause's mit verletzenden

persönlichen Ausfällen geführt. Dadurch wurde bald der Bruch herbeigeführt, weil er alle Hoffnung auf eine freundschaftliche Besiegung des Gegners aufgab. Als er von Dresden zurückgekehrt war, fand er in der Neckar=Zeitung einen giftigen Aufsatz, in dem die Dresdner verspottet wurden, einen Mann so verehrt zu haben, dessen „Verworrene abentheuerliche und unverständliche Schriften doch weder einen künstlerischen Genuß noch irgend eine Ausbeute für die Wissenschaft noch für die Sache der Menschheit darböten." Er beschloß jetzt, dem Feinde einen kräftigen Schlag zu versetzen. In einem Aufsatze in der Dresdner Abendzeitung nannte er den Verfasser „Ein gehörntes Neckar=Schaaf, das nach ihm gestoßen" und machte den Redakteur dafür verantwortlich „Da dieser wohl hätte wissen müssen, daß er ein drehkrankes Stück unter den Böcken seiner Heerde ausgetrieben habe."

Der Feind verstummte darauf für immer — und auch Müllner hütete sich wohl, mit Jean Paul anzubinden. Otto und Emanuel versuchten, von Jean Paul das Ausstreichen der Stelle zu erwirken, weil sie glaubten, eine Reihe ekelhafter Zänkereien würden dadurch hervorgerufen werden. Emanuel ging so weit, Richter zu bitten, daß er den Aufsatz bis zu seiner Rückkunft von einer nothwendigen Reise liegen lassen möge. Als er indessen bei seiner Zurückkunft doch den

Aufsatz abgeschickt fand, brach er den Umgang mit Jean Paul ganz ab. Das schmerzte Jean Paul sehr, als er den erfahrungsreichen Freund in den Dämmerungsstunden vermissen mußte. Ein Anderer konnten ihm unmöglich diesen Verlust ersetzen. Wir wollen jetzt in unserer Erzählung abbrechend, eine Schilderung Jean Pauls von seiner ältesten Tochter mittheilen, welche diese einem Freunde entwarf:

„Es ist vielleicht mehr meines, als Ihres Vergnügens wegen, wenn ich Ihre Bitte erfülle, und doch hoffe ich, soll Sie es auch freuen, den freundlichen Mann mit bräunlichem Hausrock und herunterhängenden Socken, die wir Kinder ihm erst in der Mutter Zimmer, zu der er seinen Morgengruß trug, hinaufbanden, zu sehen. Der Hund springt an ihm hinan, die Kinder hängen sich um ihn herum und suchen, wenn er geht, ihre Füße in seine niedergetretenen Pantoffeln hineinzuschieben, wenn sich seine Fersen ein wenig daraus erheben, um so ihn festzuhalten; eins springt vor ihm her, wenn er fortgeht, die zwei andern (damals lebte mein seliger Bruder noch) muß er an den Rockschößen fortziehen bis an seine Zimmerthüre, wo sie ihn alle verlassen und nur der Pudel mit hinein wedelt. Doch ich muß von vorne anfangen.

„Als wir ganz klein waren, bewohnten wir zwei Stockwerke eines Hauses, der Vater arbeitete oben in

den Mansarden. Wir Kinder krabbelten nun Morgens mit Händen und Füßen die beiden Treppen hinauf und hämmerten an der schließenden Fallthüre, bis der Vater sie aufhob und nach unserm Einlaß sie wieder schloß, und dann von einem alten Schrank eine bereits durchlöcherte Trommel heruntemahm und eine Pfeife, mit der wir stark musizirten, während er arbeitete. Dann durften wir auch hinein zu ihm und mit dem Eichhörnchen spielen, was er sich damals hielt, und das er Abends in seiner Tasche mit in die Harmonie nahm. Er hatte allerlei Thiere, die er sich zähmte, einmal Mäuse, dann eine große Kreuzspinne. Im Herbst sammelte er für seine Laubfrösche und für die Spinnen die Winternahrung. . . . .

„Der Vater war sehr gut gegen Jedermann und konnte am wenigsten fremden Schmerz ertragen, wenn es auch nur der eines Thieres war. So ging er nie aus, ohne seinem Kanarienvogel den Käfig zu öffnen, zur Schadloshaltung für seine Gesellschaft; denn er besorgte, das arme Thier müsse sich ohne ihn langweilen. Ich weis, daß er einmal Abends den Hund, den er nur wenige Tage besaß und nicht brauchen konnte, mit ganz besonderer Sorgfalt fütterte, weil er eben wußte, daß er ihn am Morgen mit einem andern vertauschte, und es da nicht mehr in seiner Gewalt hatte, ihm eine Freude zu machen. Sie werden über die

Zusammenstellung lachen, aber ich muß es doch auch sagen, daß er es mit einem abgehenden Dienstmädchen gerade so machte, und daß dieses, abgesehen von ihrer Tauglichkeit, am Tage vor ihrem Abzug auf ungewöhnliche Weise erfreut wurde.

„Sich selbst wußte der Vater viele Freude zu machen; so war es ihm besonderes Vergnügen, Tinte zu bereiten, was er viel öfterer that, als es nöthig war. Gering hat er gar nichts geachtet. Wie er von jedem Menschen, er mochte noch so unbedeutend scheinen, zu lernen wußte, so ließ er auch kein Bindfadenendchen, Glasstückchen, Korkstöpsel ꝛc. liegen. Was er der Art fand, trug er in seine Lumpenschachtel. „Ich bin doch neugierig, sagte er, wozu ich das gebrauchen werde", wenn er wieder etwas Weggeworfenes fand. Schmerzlich war ihm der Gedanke des bloßen Unterganges, am meisten, wenn es Menschenarbeit war. Er verbrannte keinen Brief, ja den unbedeutendsten Zettel hob er auf. So hatte er sogar dicke Bücher mit den Einfällen, Redensarten und Gewohnheiten von uns Kindern vollgeschrieben.

„Den Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt; oft baten wir: Vater, tanz' einmal! Dann machte er einige Sprünge. In den Dämmerungsstunden aber erzählte er uns früher Mährchen, oder sprach von Gott und der Welt, dem Großvater und vielen herr-

lichen Dingen. Wir drängten uns alle drei zwischen die Sophawand und des liegenden Vaters Beine; oben über ihm lag der schlafende Hund. Hatten wir endlich unsere Glieder zusammengeschoben, und in die unbequemste Stellung gebracht, so ging das Erzählen an. Beim Essen war er sehr gesprächig und hörte auch Alles, was man ihm erzählte, mit der größten Theilnahme an, und wußte immer etwas daraus zu machen, so daß der Erzähler durch seine eigene Erzählung klüger wurde. Unsere Abendtafel aber machte er zu einer französischen Wirthstafel, die er aus zwölferlei Schüsseln aus seinen Excerpten besetzte. Dadurch naschten wir von allen Wissenschaften. Wir durften dabei Alles sagen, sogar jeden Spaß über den Vater zu ihm selber.

„Unser Hauptfest war Weihnachten, in das der Vater früher noch den Heiligenschein des bescheerenden Christkindchens warf. Schon 14 Tage vorher ließ er einzelne Lichter daraus über die Bretter gehen. Waren wir den Tag über recht gut gewesen, und er kam Abends aus der Harmonie, so brachte er oft einige Stücke Marzipan mit und sagte uns: „Heut, ihr Kinder, ging ich in den Garten hinaus, und wie ich den Himmel ansehe, kommt eine rosenrothe Wolke gezogen und da sitzt das Christuskindchen darauf und sagt mir, weil ihr heut so gut gewesen seid, so wolle es auch

euch etwas schicken." Oder er rief auf einmal mitten im Erzählen, wenn wir in seiner finstern Stube auf seinem Canapee hockten: „Habt ihr nichts gehört?" Nein, sagten wir. „Ich aber, das Christkindchen wär's", und da langte er zum Fenster hinaus und ein wenig Marzipan herein. In der Weihnachtswoche ging er selbst auf den Markt und kaufte ein. Wenn wir ihn nun zurückkommen sahen und der Mantel mehr, als ihn umschloß, was sich durch die Höcker und Ecken, in die seine Paar Falten ausgespannt waren, verrieth und wir die Treppen hinunter dem Vater entgegenrannten und uns an ihn anhängen wollten, so rief er listig zornig: „Keins rührt mich an!" und, nachdem er in dem Zimmer verschlossen Alles versteckt, aber doch absichtlich wieder ein rothes oder Goldpapierchen hatte liegen lassen, oder einen bunten Spahn, durften wir hinein. Am heiligen Abend selber konnte er das Bescheeren nicht erwarten; sobald es dämmerte, mußten wir fort, und mit der Dunkelheit wurden wir schon gerufen und dann konnten wir uns nicht genug für ihn freuen.

„Zu der Genügsamkeit, auf die ihn das Schicksal in seiner Kindheit gewiesen, wollte er auch uns erziehen. So bekamen wir nie Taschengeld, sondern blos etwas weniges an den drei Hauptmärkten in Baireuth, jedes drei Kreuzer; später stieg's zu sechsen und

kurz vor meiner Communion konnte ich mich einmal mit einem Vierundzwanziger sehen lassen. In den letzten Jahren bekam ich und meine Schwester einen Sonntagsechser. Dies Geld konnten wir aber eben so gut zum Fenster hinauswerfen, als behalten. Dadurch aber lernten wir schwer das rechte Umgehen mit Geld, und wenn — wie, ich weiß nicht wer, behauptet — auf einer Nadelspitze tausend Engel sitzen, so hatten bei uns wenigstens hundert Pläne auf einem Thaler Platz; aber sie flogen mit ihm in die Luft.“ —

Er hatte den Seinigen den größten Abscheu vor jeder Unwahrheit eingeflößt und es kostete ihm nur die einfachste Frage, um auf's Umständlichste über Alles unterrichtet zu sein. Auch hatte er sich seit frühester Zeit daran gewöhnt, jedes, auch das unbedeutendste Billet zu lesen. In seinen häuslichen Kreis wurden nur die zartesten und reinsten Blüthen der Gesellschaft zugelassen. Einen eigenthümlichen Eindruck machte seine Studierstube. Ein wunderbarer, aus dem Geruch von Blumen und Wein gemischter Duft wehte die Phantasie romantisch an. Aus seinen Fenstern, die dem Aufgange der Sonne entgegenlagen, schweifte der Blick über Gärten, hohe Bäume und einzelne Häuser hin zu dem blauen Fichtelgebirge, das den fernen Horizont umgränzte. Mitten in der Stube stand ein unscheinbares Repositorium mit eisernen Klammern an

Boden festgemacht, mit Excerpten und Manuscripten bis Oben herangefüllt, dem Fenster parallel; das im Sommer die aufgehende Sonne zuerst begrüßte; zwischen beiden das Sopha, auf dem er gewöhnlich halb liegend las, und dem deshalb zur größern Bequemlichkeit und Veränderung der Stellung die Fußlehne fehlte. Davor der eichene Arbeitstisch; auf diesem die ausgesuchtesten Federn neben dem verschiedenartigsten, selbst buntfarbigen Papier auf sorgfältigster Unterlage — Gläser, Brillen, Blumen, Bücher — unter letzteren immer die kleinen englischen Ausgaben von Swift und Sterne — in der bestimmtesten Ordnung. An dem anderen Fenster ein kleines Instrument, und neben diesem ein kleiner Tisch, von dem Kanarienvögel aus ihren Behältnissen oft auf einer kleinen Leiter zu seinem Arbeitstisch und von da auf seine Schultern stiegen. Rings an den Wänden andere Repositorien mit Büchern. Alle hatten nach der genauesten Ueberlegung der höchst möglichen Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit Gestalt und Ort; in der einen Stubenecke, noch an der Thüre, bei dem Kissen, auf dem ein weißer seidenhaariger Pudel ruhete, hing eine lederne gestickte Jagdtasche und neben ihr lehnte ein großer Rosenholzstock — alle drei die Begleiter auf seinen Gängen, wenn er in die Gärten seiner Freunde, oder dem Fichtelge-

birge zu durch die Kastanienallee zu dem Häuschen der Frau Rollwenzel wanderte, um dort zu arbeiten.

Ein Freund, der oft mit ihm verkehrte, giebt ebenfalls Schilderungen aus seinem Leben: „Das Erstaunenswürdigste war die geistige und moralische Allumfassung und die tief berechnete Benutzung und Ordnung der Zeit und seiner Mittel. Die Zweckmäßigkeit der Federn, mit denen er schrieb; jedes kleinsten Werkzeuges, das nur in seinem Hause gebraucht wurde — die Minute, in der er aß, die Speisen jeden Tages, die er selbst schon am Morgen bestimmte nach den Regeln seines Befindens und der vor ihm liegenden Beschäftigung, besonders aber, um auch darin Morgens das bestimmte Bild des Tages vor sich zu haben, und sich darauf freuen zu können — dies waren mit der größten Wichtigkeit behandelte Gegenstände. Zu jeder Stunde dabei untersuchte er den Stand des Mondes, den Grad der Temperatur der Luft, den Wind, das Fallen oder Steigen des Barometers, die Beschaffenheit ferner Gegenden, suchte stets die Verbindung und gegenseitige Beziehung auf einander zu bemerken und zu ergründen. Alles war bei ihm so berechnet, daß eine Abweichung von der bestimmten Ordnung und eine Veränderung des von ihm Festgesetzten, ihn auf das Tiefste berührte. Ich kann, um davon den Begriff zu geben, folgende Anecdote nicht unterdrücken.

Als ich wieder ankam, fand ich auf dem geheimen Gemach zum Gebrauch einen Quartanten mit dem trefflichsten weichsten Papier. Acht Tage darauf war er plötzlich verschwunden, und an seine Stelle sehr unregelmäßiger und grober Abfall hingelegt. Nach andern Erfahrungen auch hiervon einen bestimmten Grund vermuthend, faßte ich den Muth, darnach zu fragen, als der Quartant immer nicht wieder erscheinen wollte. Die Frage schien erwünscht zu kommen; denn ich erfuhr nun, daß Richter mit so großem Unwillen bemerkt hatte, wie ich bald anfangs, bald am Ende meinen Bedarf unregelmäßig ausgerissen, daß ihm dies endlich so peinlich geworden, um lieber den Quartanten selbst wegzutragen, und sich lieber mit dem schlechten Papier zu begnügen, oder das andere sich selbst hinzutragen, als dieses entsetzliche Unwesen mit anzusehen. Das ganze Haus hatte darunter gelitten, und als ich lachend versprochen, fortan regelmäßig nach der Seitenzahl zu verfahren, sah ich andern Tages mit großem Vergnügen den alten Quartanten wieder an seiner Stelle; ein Zug, der zu gleicher Zeit die unendliche Schonung beweisen mag, mit der er mich behandelte. Aber dafür konnte er auch auf der andern Seite die Seinigen mit dem heftigsten Zorne, sogar einmal während meiner Anwesenheit mit dreitägiger Zurückgezogenheit auf seinem Zimmer bestrafen, wenn an den einfachen Spei-

sen, wie er bestellt hatte, etwas verdorben oder versehen war. Aber es war natürlich, daß, wie ihm das Geringste Freude gab, und Mittel zu einem Zwecke wurde, es ihm eben so die größte geistige Störung verursachen konnte, sobald dessen Vermeidung nicht vom Zufall, sondern von einem menschlichen Willen abhing; ihm aber war das Essen ein Quell großer körperlicher und geistiger Freuden. Aber das Merkwürdigste war mir, daß dieser Sinn für das Kleinste nicht nur neben dem für das Größte wohnte, und daß sie beide abwechselnd, sondern daß sie beide zusammen, ohne sich einander zu stören, thätig sein konnten. Während seine Phantasie mit Gefühlen, Bildern und Anschauungen sich beschäftigte, welche das reinste Leben in lebenden Schwung versetzten, schaute er wohl mit forschendem Blick umher, ob auch jede Sache auf seinem Tische in der gehörigen Ordnung, in dem Zustande sich befand, den er ihr für immer bestimmte. So konnte er gewiß in den Augenblicken der größten Begeisterung bei'm Erzeugen der glühendsten Stellen ohne Störung der Vorgänge in seiner Seele, etwa einen vor seiner Feder herumhüpfenden Kanarienvogel mit einem Striche von rother Tinte bezeichnen, um ihn von einem ähnlichen zu unterscheiden, oder eine Fliege, die ihn umflog, für seine wetterprophetischen Frösche einfangen, oder mit der Gutmüthigkeit Ster=

ne's, durch das Fenster in die weite Welt hinaus lassen, die für beide Wesen Platz hat. — Er hatte überhaupt im ganz besonderm Grade die Gabe, mehrere Gedanken zu gleicher Zeit neben einander zu verfolgen, gewissermaßen eine esoterische und exoterische geistige Thätigkeit zugleich zu treiben; und oft bewies er im Gespräch, daß er z. B. eine vor geraumer Zeit hingeworfene und mit Andern vertauschte Idee, während er über die letzteren sprach, näher überdacht und überlegt hatte. Das Allerwunderbarste und an das Unerklärliche streift, daß er nicht nur im Arbeiten seiner Seele zusehen konnte, sondern sogar im Träumen den Traum beobachtete, und über ihn reflektirte. Davon sehen die Leser schon die überraschendsten Thatsachen in seinen „Blicke in die Traumwelt" — im Museum.

Aber was war am Ende das Erstaunen über solche Aeußerungen von geistiger Kraft, und deren tief berechnete höchst möglichste Steigerung und Verwendung, gegen die Bewunderung der Beweise und Zeichen seiner so großen „Johanneskraft der Liebe", von denen man so oft Zeuge war. Die letztere trat besonders hervor in der Aufnahme Fremder, welche Neugier oder Rathserholung zu ihm führten. Hierbei überwand er sogar die Empfindlichkeit der ihm fürchterlichsten Störung seiner Morgenstunden. Ich will hiervon bei zwei Fällen den Eindruck, den sein Benehmen auf

mich machte, durch eine Stelle aus einem Briefe über
mich selbst von einer ältern Zuschauerin, dem Leser
um so wahrer darstellen, indem sie zugleich die er-
wähnte damalige Annäherungsscheu bezeugt: „daß es
Jean Pauls Gemüth liebt, heißt es von mir, „sah
ich unbeschreiblich mit Wonne, einmal, als ein erbärmlicher
Wicht aus Unmuth, dessen Leidenschaftlichkeit wahrhaft
fürchten wollte, Richtern um Rath fragte, und dieser
ihn mit einer Milde, Vernunft und gütiger Weitläufigkeit
anhörte, ihn zu beschwichtigen und von seinen ihm selbst
schädlichen, unbesonnenen Vorsätzen abzurathen suchte;
da war des Jünglings Auge, der still am Fenster saß,
und Alles hörte, von ernster Rührung so feucht! Ein
andermal, da Richter herüber kam, und einer alten
Dame so menschenfreundlich antwortete, da entzückte
mich nur Richters Blick, der so freudig liebend auf
ihn sah; aber sagen muß man es den Menschen
auch, wenn man sie liebt u. s. w. „Sah man ihn aber,
wenn die Sorge und die Sehnsucht nach den Seinen
ihn von seinen stillen und einsamen Arbeiten herüber
trieb, er dann mit dem Auge einen Sonnenstrahl der
reinsten Liebe in das Zimmer warf, um den Mund
das lieblichste Lächeln spielte, und er mir wie ver-
schämt verlegen um einen Vorwand seines Kommens
verstand, da war einem wohl, als sollte sich das Reinste
von sich hineinstürzen in sein Auge, als sollte das

bange Herz darin finden, wenn es einst in ungestillter Sehnsucht schlug und klopfte. Wie oft sprach auch in seinem Zorn nur die Menschenliebe, aber nicht ihre Weichheit, sondern ihre Stärke. Wer konnte ihn wohl ohne Rührung mit der reichen Knospe an der Brust von seinen Gängen heimkehren, oder ihn seine kleinen Vögel und ihre Jungen, wenn sie aus ihren Trinknäpfchen ihm die Papiere zu sehr näßten, sanft in ihre Behältnisse treiben sehen! Mit welcher sorgsamen Liebe er auch seine Wohlthaten erzeugte, davon erzählt seine Tochter ein schönes Beispiel: „Da die Gärtners-Leute, die in dem Garten, worin er arbeitete, angestellt waren, ihn um Aushülfe und Vorschuß angingen, so gab er ihnen immer nur fünf Gulden, von denen die Frau monatlich nur einen wiederbringen mußte, wofür er ihr dann sechs Kreuzer „Interessen" abzahlte, wie er sagte." — Mit eben solchem Wohlwollen behandelte er seine Dienstleute. Wenn er z. B. am ersten April sich die Freude machte, die Seinen anzuführen, eine Freude, die ihm Niemand verdarb, so war selbst davon die Magd nicht ausgeschlossen; und ich sehe noch sein frohes Gesicht, mit dem er die verdutzte Magd betrachtete, als er sie ernst nach dem weggekommenen Messer befragte, „das keine Klinge mehr gehabt und an dem der Stiel abgegangen wäre." Wie er die Thiere behandelte, erzählte die Tochter schon. Aber ich selbst

sah ihn, wenn er Obst aß und der Hund verlangend wedelte, ihm den Teller vor die Nase halten, „damit er sein unzustillendes Verlangen aufgebe, sehend, daß es keine Nahrung für ihn sei.“ So hielt er es für unverzeihlich, wenn man in einen Kaufladen zu aufmerksam hineinsah, und in dem Kaufmanne die vergebliche Erwartung, man wolle etwas kaufen, errege. Wie böse wurde er, als ich ihm einst mittheilte, die Handschrift Ernst Wagners aus großer Liebe zu ihm aus einem alten Fremdenbuche gerissen, und so den Nachkommenden die gleiche Freude entzogen zu haben. — Unglaublich war die Menge der eingelaufenen Briefe, Bekenntnisse, Selbstlebensbeschreibungen, von allen Gegenden her. Er ward darin zum Vertrauten der tiefsten Geheimnisse von Frauen, Männern und Jünglingen aus allen Ständen gemacht. Jeder wollte Rath, Viele ihn zum Richter, Andere zum Schiedsrichter ihres ganzen Lebens; reuige Sünder suchten Trost in einer Beichte bei ihm! Ueberall rieth, half, tröstete, ermunterte er sie, und wohl mag keiner von unsern großen Männern auf diese Weise seit dem alten Gellert so auf seine Zeitgenossen gewirkt haben. Ja manchmal richtete er durch anfänglich zu liebevolle Antworten Unheil an, und es wiederfuhr ihm der so tiefe als unerhörte Schmerz, daß ein junges Mädchen, Maria geheißen, entweder eine Tochter von Forster, oder

wahrscheinlicher von Adam Lux, die beide, Opfer der französischen Revolution geworden, sich noch im Jahre 1812 aus Liebe zu ihm, und wegen der Unmöglichkeit, ie ihm nahe zu treten, im Rhein ertränkte. Daß unter den Zusendungen sich manches Kuriose und Psychologische befindet, läßt sich leicht begreifen. So besitze ich unter Andern die Selbstlebensbeschreibung eines Mannes, der die fire Idee hatte, daß er von Andern aus der Ferne magnetisch ausgesogen und seine Gedanken von ihnen benutzt würden, der aber zu gleicher Zeit vom Richter die Verwendung beim Kaiser Franz um ein Geschenk von nicht weniger, als zwanzig Tausend Thalern, damit er in Muße ein großes Epos schreiben könnte, und endlich von dem Dichter selbst einen Vorschuß von zwei Tausend Thalern auf jenes kaiserliche Geschenk hin verlangte. Ein Anderer forderte, daß er sich bei allen Fürsten Europa's um die Freilassung Napoleons von St. Helena bemühen möchte rc. rc.

Die Augenschwäche nahm indessen im Jahre 1824 außerordentlich zu; von allen Orten und Enden wurden Brillen herbeigeschafft, eine Menge Augenärzte befragt. Sein ganzer Körper war verstimmt. — Empfindlichkeit, Verdrießlichkeit und Abspannung traten hervor. Er beförderte selbst die Fortschritte der Zerstörung durch seinen medizinischen Dilettantismus. Der ganze Körper ging durch allmählige Abnahme aller or-

ganischen Kräfte, einer Auflösung durch Schwäche entgegen. Er wendete dagegen die verkehrtesten Mittel an: er schwächte seine Diät, setzte sich Blutigel an, und ließ sich sogar durch Schröpfköpfe das Blut wagenweise abziehen; der Körper magerte dann sichtlich ab. Er ließ sich, auf dem Sopha liegend, abwechselnd von den Seinigen vorlesen und ging, wenn ein Besuch kam, augenblicklich in seine trübe Stube hinüber. Hypochondrisch, zweifelnd an der Ergebenheit selbst der Seinigen." Es hatte sich bald eine Bauchwassersucht gebildet und die Füße begannen zu schwellen. Er ahnte Nichts von der Gefährlichkeit seines Zustandes, und von den Sinnen blieb ihm nur der Geruchsinn lebendig. Nur von Zeit zu Zeit befiel ihn Lethargie und Schlaf — und so entschlief er am 12. November 1825. Mit seinem Biographen, Richard Otto Spazier, aus dessen Beschreibung wir schon Einiges mitgetheilt haben, hatte er noch in den Morgenstunden, außer den allgemeinen Anordnungen über Plan und Eintheilung, die Geschichte der Vorrede zum Firlein, fast die Hälfte der so schwierigen und angreifenden Teufels Papiere durchgearbeitet, vor dem Vorlesen von Herbarts Psychologie, Herders Ideen und Musäus physiognomische Reisen auf das Angestrengteste gefolgt. Die Stadt Baireuth veranstaltete dem Todten ein außerordentliches Leichenbegängniß.

Die Levana und die Aesthetik wurden von den Gymnasiasten auf Kissen getragen, die Minister und das Manuscript der Selina auf seinen Sarg gelegt, und statt einer Leichenrede seine schöne Stelle über Christus in dem Aufsatz über den Tod in der Geschichte aus den Dämmerungen von dem Geistlichen gelesen. Sämmtliche Behörden folgten dem Zuge; der als Hegels Schüler bekannt gewordene Rector Gabler in Baireuth schilderte in einer Rede die Bedeutung des Dichters.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Inhalt.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Literarische Anzeigen.

In demselben Verlage ist erschienen:

Das größte Geschichtswerk der neuern Zeit!

Louis Blanc's Geschichte der zehn Jahre 1830—1840

in vortrefflichster neuer Bearbeitung, schöner Ausstattung und zum billigsten Preise. —

Dies Werk, welches in mindestens 200,000 Exempl. in ganz Europa, in allen lebenden Sprachen, verbreitet ist, hat kurze Zeit in Deutschland gefehlt; hier ist eine neue Uebersetzung, die in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig läßt.

Es besteht aus 5 Bänden, elegant ausgestattet, 178 Bogen stark, jeder Band nur 20 Sgr.

Hieran schließt sich:

Regnault's Geschichte der acht Jahre 1840—1848. Erster und zweiter Band. 71 Bog. à Band nur 20 Sgr.

Dies berühmte kürzlich in Frankreich erschienene Werk ist noch um die Hälfte billiger, als das schon sehr billige Original. Außerdem ist es die würdigste Ergänzung des ersteren längst bekannten Geschichtswerkes, was auch Jedem, der frühere Ausgaben besitzt, als Fortsetzung willkommen sein muß.

